

Mühlbach, Luise

Historische Lebensbilder von L. Mühlbach

Bd.: 2

Berlin 1864

P.o. germ. 1933 c-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127038-7

Copyright

Das Copyright für alle Webdokumente, insbesondere für Bilder, liegt bei der Bayerischen Staatsbibliothek. Eine Folgeverwertung von Webdokumenten ist nur mit Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek bzw. des Autors möglich. Externe Links auf die Angebote sind ausdrücklich erwünscht. Eine unautorisierte Übernahme ganzer Seiten oder ganzer Beiträge oder Beitragsteile ist dagegen nicht zulässig. Für nicht-kommerzielle Ausbildungszwecke können einzelne Materialien kopiert werden, solange eindeutig die Urheberschaft der Autoren bzw. der Bayerischen Staatsbibliothek kenntlich gemacht wird.

Eine Verwertung von urheberrechtlich geschützten Beiträgen und Abbildungen der auf den Servern der Bayerischen Staatsbibliothek befindlichen Daten, insbesondere durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urheberrechtsgesetz nichts anderes ergibt. Insbesondere ist eine Einspeicherung oder Verarbeitung in Datensystemen ohne Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek unzulässig.

The Bayerische Staatsbibliothek (BSB) owns the copyright for all web documents, in particular for all images. Any further use of the web documents is subject to the approval of the Bayerische Staatsbibliothek and/or the author. External links to the offer of the BSB are expressly welcome. However, it is illegal to copy whole pages or complete articles or parts of articles without prior authorisation. Some individual materials may be copied for non-commercial educational purposes, provided that the authorship of the author(s) or of the Bayerische Staatsbibliothek is indicated unambiguously.

Unless provided otherwise by the copyright law, it is illegal and may be prosecuted as a punishable offence to use copyrighted articles and representations of the data stored on the servers of the Bayerische Staatsbibliothek, in particular by copying or disseminating them, without the prior written approval of the Bayerische Staatsbibliothek. It is in particular illegal to store or process any data in data systems without the approval of the Bayerische Staatsbibliothek.

10127050
O. genn.

1933-6

62 Kuhlbach

25654.

Historische Lebensbilder

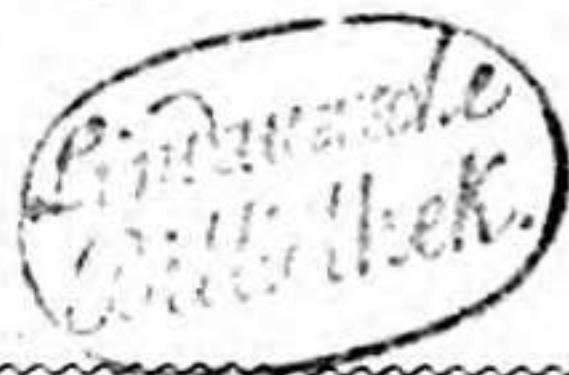
von

L. Mühlbach.

~~~~~  
Zweiter Band.

Inhalt:

Maria Theresia und ihr Ofenheizer. — Die Verschwörung  
durch ein Bild. — Die Kinder von heute.



~~~~~  
Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

10127050

Maria Theresia und ihr Ofenheizer.

Historische Novelle.





I.

E i n l e i t u n g .

Prinzessin Amalie von Preußen war allein in ihrem Cabinet, allein wie immer. Sie lag auf dem Divan und starrte zur Decke empor, in tiefer Trostlosigkeit ihr elendes Geschick überdenkend.

Mit welcher Sehnsucht hatte sie nicht Jahre lang auf das Ende dieses unseligen Krieges gehofft, der Österreich und Preußen sich als Feinde gegenüberstehen ließ und dadurch den unglücklichen Freiherrn von der Trenk gewissermaßen zu einem Kriegsgefangenen mache. Wenn der Krieg zu Ende ist, hatte sie zu sich selber gesagt, dann werden die Kriegsgefangenen ausgelöst, dann wird Maria Theresia auch die Auslösung ihres Rittmeisters Friedrich von der Trenk fordern, dann endlich wird er frei sein!

Aber der Friede war seit vier Monaten schon geschlossen und Trenk saß immer noch in seinem unterirdischen Kerker zu Magdeburg. Ganz Europa war befreit von den Fesseln des Krieges, — Trenk allein trug noch die Ketten der Gefangenschaft!

Das war es, was die Prinzessin Amalie traurig machte bis zum Tode, was den Schlaf von ihrem Lager verbannte und sie am Tage ruhelos und in Verzweiflung umhertrieb.

Jetzt hatte sie keine Hoffnung mehr, jetzt war der letzte Strahl erloschen! Der Friede war geschlossen und Trenk war vergessen worden. Gott, welcher ihr das Glück versagt hatte, daß er durch ihre Hand die Freiheit wieder erlangt hätte, Gott wollte ihr nicht einmal den Trost gönnen, ihn durch Andere befreit zu sehen.

Seit neun Jahren schmachtete Trenk im Kerker, seit neun Jahren hatte Amalie keinen andern Gedanken, keine andere Hoffnung, keinen andern Wunsch gehabt, als ihn befreien zu können. Ihr ganzes Leben war diesem Bestreben geweiht gewesen.

Sie dachte nicht daran, wie viele Tausende sie diesem Bestreben hingegeben, daß sie zur Erreichung desselben nicht blos ihr ganzes Privatvermögen geopfert,

sondern auch Schulden gemacht, die sie jetzt kaum im Stande war, von ihren Einkünften abzuzahlen. — Das Geld hatte für sie, diesem Einen großen Ziel ihres Lebens gegenüber, gar keinen Werth — sie dachte nur daran, daß ihr Herz gebrochen sei in eitlem, nutzlosen Bemühen, daß ihre Hoffnungen in Staub zerfallen und ihr Dasein werthlos geworden!

Der Friede hatte überall die Herzen mit neuer Zuversicht, mit neuen Hoffnungen begrüßt, sie allein hatte er mit Verzweiflung, mit Trostlosigkeit erfüllt.

Während Federmann wieder heiteren und frischen Muthes hinaustrat in das Leben, verbarg Prinzessin Amalie allein sich gramvoll und in finsterem Mißmuth in ihren Gemächern, alle Diejenigen hassend, welche lachten und heiter waren, mit finsterem zornigen Neid alle Diejenigen verabscheuend, welche glücklich und zufrieden waren.

Für sie war die Welt nichts als ein großes, schaurliches Grab und sie haßte Leben, der den tollen und frevelnden Muth hatte, am Rande dieses Grabs tanzen und glücklich sein zu wollen. Sie rächte sich an den Menschen, welche sie flohen, indem sie sie mit bitteren Sarkasmen, mit boshaften Spötteleien verfolgte, um sie dadurch immer mehr von sich zu entfernen.

Sie war tief unglücklich und schmerzbeladen, denn Friedrich von Trenk schmachtete noch immer im Kerker zu Magdeburg, und immer war ihr Bemühen, ihn zu erretten, vergeblich gewesen.

Aber heute war ihr ein neuer Schimmer der Hoffnung aufgestrahlt, heute war ihr eine neue Möglichkeit aufgedämmert, den geliebten, beklagenswerthen Freund zu erretten!

Durch einen als Juwelier verkleideten Freund des unglücklichen Friedrich von der Trenk hatte die Prinzessin Amalie heute zwei Becher erhalten, welche Trenk in seinem Kerker mit Hülfe eines rohen eisernen Nagels so kunstvoll gravirt hatte, daß sie die allgemeine Bewunderung erregten, und selbst den Kommandanten von Magdeburg veranlaßten, seinem Gefangenen ein lichteres Zimmer anzuweisen, damit er bequemer seine Gravirarbeiten ausführen könne.

Prinzessin Amalie hatte stundenlang diese Becher betrachtet, auf denen Trenk in Bildern, Gedichten und Sinsprüchen die traurige und herzzerreißende Geschichte seiner langjährigen Gefangenschaft, seiner Leiden und Schmerzen zur Darstellung gebracht hatte. Sie hatte heiße Thränen geweint über das Bild auf dem einen Becher, welches ihr den Gefangenen in Ketten

geschmiedet am Boden liegend zeigte, während durch die Gitterthür des Gefängnisses ein zorniges Gesicht herein schaute, in dessen ausdrucksvollen Miene man die Worte las, welche der Gefangenwärter jede Stunde dem Unglücklichen entgegenrief: „Trenk, schläfst Du?“

Aber nachdem sie ihren Kummer und ihren Schmerz ausgeweint, hatten die Gedanken der Prinzessin sich wieder dem Einen großen Ziel, der Befreiung Trenks zugewandt, und sie war wieder eingedenk jener Worte, welche der verkleidete Juwelier ihr gesagt: „wer Trenk erretten will, der muß sich mit dem neuen österreichischen Gesandten in Berlin, dem General Niedt, verständigen. General Niedt ist ein Verwandter des unglücklichen Friedrich von der Trenk, und er kennt besser als sonst irgendemand am Wiener Hofe alle Mittel und Wege, welche zur Befreiung des Gefangenen führen können.“

Prinzessin Amalie hatte diese vorsichtigen Andeutungen des Vermittlers begierig erfaßt, sie hatte begriffen, daß der Mann, welcher ihr die Becher überbracht, wahrscheinlich vom General Niedt an sie abgesandt worden, um zu sondiren, ob die Prinzessin noch immer geneigt sei, zur Errettung des Gefangenen ihre Hülfe und ihren Beistand zu gewähren. Sie

wollte auf die vorsichtige diplomatische Anfrage eine entschiedene rückhaltlose Antwort geben, sie wollte mit dem General von Riedt sich berathen über die letzten Mittel, Friedrich von der Trenk zu befreien.

Sie hatte daher ihre Hofdamen, welche zugleich ihre Spioninnen waren und dem König Friedrich Bericht erstatteten über das Leben und Treiben seiner Schwester, beurlaubt, sie hatte auch ihren Kammerherrn bis zur Tafel entlassen und war daher auf einige Stunden allein und unbeobachtet. Nur ihre vertraute Kammerfrau wußte um den Besuch, welchen die Prinzessin erwartete, denn sie selber war zum General von Riedt gegangen und hatte ihn zur Prinzessin Amalie bestellt.

Genau um die angesezte Stunde erschien der General jetzt im Vorzimmer der Prinzessin, in welchem die Kammerfrau ihn erwartete und ihn sofort durch eine Seitenthür in das Kabinett Amalien's einführte.

Prinzessin Amalie ging dem General lebhaft entgegen und ihre großen scharfen Augen hefteten sich mit durchbohrenden Blicken auf das lächelnde, ehrerbietige Angesicht des Gesandten.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, General, sagte

Amalie nach einer Pause, ich wollte durch meine Einladung ein Unrecht wieder gut machen. Sie haben sich zwei Mal bei mir anmelden lassen, und ich habe Sie beide Male abgewiesen."

„Das war kein Unrecht, königliche Hoheit," erwiderte der lächelnde Diplomat. „Ich wagte es, Ihnen meinen Besuch zu machen, weil es der Etiquette gemäß ist, daß die neu accreditirten Gesandten den Mitgliedern des königlichen Hauses sich vorstellen. Eure königliche Hoheit wiesen mich ab, weil es Ihnen nicht bequem schien, und Sie waren damit vollkommen in Threm Recht."

„Und jetzt wundern Sie sich ohne Zweifel, daß ich nachträglich Sie um Ihren Besuch bitte?"

„Ich erlaube mir niemals mich zu wundern. Ihr Befehl, hieher zu kommen, hat mich glücklich gemacht, das ist Alles!"

„Und Sie ahnen nicht, weshalb ich Sie gebeten, zu mir zu kommen?"

„Eure königliche Hoheit hatten schon die Gnade, es mir zu sagen. Weil Sie gnädigst mich entschädigen wollten, für zweimaliges Fehlschlagen meiner Hoffnungen!"

„Ah, Sie sind ein gewandter Diplomat, Sie drehen

sich geschickt im Kreise herum und sind glatt wie ein Mal!" rief die Prinzessin. „Man kann Sie nirgends halten und fassen, Sie entschlüpfen Einem unter den Händen. Ich bin aber gewohnt, gerade auf mein Ziel loszugehen, und gar nicht zu diplomatisiren. Sehen Sie da, weshalb ich Sie rufen ließ. Ich wollte Ihnen diesen Becher zeigen.“

Sie nahm mit einer raschen Bewegung den Becher von dem Tisch und reichte ihn dem Gesandten dar. Dieser betrachtete ihn lange und aufmerksam. Er drehte ihn in der Hand und beschaute jedes Bild und las jeden Vers.

Amalie beobachtete ihn mit prüfenden, durchbohrenden Blicken; aber seine Mielen verriethen nichts. Auch nicht die kleinste Veränderung ging mit ihnen vor; sie waren ebenso lächelnd, ebenso unbefangen, wie zuvor. Nachdem er Alles beschaut, stellte er den Becher mit einer tiefen Verbeugung wieder auf den Tisch.

„Nun, was sagen Sie zu der Arbeit?“ fragte Amalie hastig.

„Sie ist ausgezeichnet, eines Künstlers würdig, königliche Hoheit.“

„Und wissen Sie, wer der Künstler gewesen, der das geschaffen?“

„Ich ahne es, königliche Hoheit.“

„Nennen Sie seinen Namen.“

„Ich glaube, er heißt Friedrich von der Trenk!“

„So ist es, und wenn ich nicht irre, ist er Ihr Verwandter?“

„Mein weitläufiger Verwandter, ja, königliche Hoheit!“

„Und Sie können es ertragen, Ihren Verwandten so in Ketten und Banden zu wissen? Ihr Herz leidet nicht bei dem Gedanken an seine Marter und sein Elend?“

„Ich denke mir, daß er gerechte Strafe duldet, sonst würde man ihn nicht dazu verurtheilt haben!“

„Mein Herr, und möchte er das Schwerste verbrochen haben, es bleibt dennoch ewig eine Sünde, ihn zu martern, wie man es ihm thut. Der Schlaf des Menschen ist heilig, selbst wenn dieser Mensch ein Verbrecher, ja ein Mörder wäre. Möge man den Verbrecher tödten, aber man soll ihm seinen Schlaf nicht morden! Sehen Sie aber dieses Bild, General, diesen auf dürrem Stroh schlafenden Gefangenen, den die rauhe Stimme des Soldaten dort aus seinem Schlaf, aus seinen Träumen von Glück und Freiheit vielleicht weckt. Lesen Sie diese Verse, welche darunter

stehen. Ist es nicht, als ob jedes Wort in Thränen gebadet sei, geht nicht ein Schrei des Entseßens durch sie hin, so furchtbar, so unerhört, daß er in jedes Menschen Brust widerhallen muß? Und Sie, sein Verwandter, Sie wollen ihn nicht hören? Sie thun nichts, um diesen unglücklichen Mann aus seinem Kerker zu befreien? Sie, der Gesandte Oesterreichs, Sie dulden es, daß man einen Offizier Ihrer Kaiserin wider alles Völkerrecht, ohne Urtheil und Verhör in einem fremden Lande gefangen hält?"

„Meine Kaiserin hat mir, als sie mich hiehersandte, bestimmte Instructionen ertheilt, sie hat mir den Bereich und Umfang meiner Geschäfte genau abgezeichnet und vorgeschrieben. Für die Befreiung dieses unglücklichen Gefangenen mich zu bemühen, hat sie mir nicht aufgetragen; das liegt also ganz außer meinem Wirkungskreis, und ich muß mich bescheiden!"

„Sie müssen sich bescheiden, und es handelt sich um einen Menschen, um einen Verwandten. Sie haben also gar kein Mitleid für ihn?"

„Ich beklage ihn tief, königliche Hoheit, aber ich kann nichts für ihn thun!"

„Sie nicht," fragte Amalie hastig, „aber vielleicht ein Anderer? Vielleicht ich?"

„Ich weiß nicht, ob königliche Hoheit sich so sehr für den Gefangenen interessiren, um für ihn handeln zu wollen!“

„Sie wissen nicht, ob ich mich so sehr für Trenk interessire, um für ihn handeln zu wollen!“ rief Amalie mit einem rauhen Lachen. „Sie wissen es, alle Welt weiß es, Niemand wagt es, laut davon zu sprechen, weil man den Zorn des Königs kennt und fürchtet, aber Einer flüstert es dem Andern in's Ohr, weshalb Trenk im Kerker schmachtet und Sie sollten es nicht wissen? Nun, wenn Sie es nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen! Trenk schmachtet im Kerker, weil ich ihn liebe! Ja, General, ich liebe ihn! Ich könnte Ihnen erzählen von allen Qualen und Leiden, die ich um dieser Liebe willen erduldet, aber was nützt es? Es handelt sich ja nicht um mich, sondern um ihn; um ihn, welcher durch mich leidet, durch mich um seine Jugend, sein Lebensglück betrogen worden. Neun Jahre schmachtet er im Kerker, neun Jahre habe ich keinen andern Wunsch, keine andere Lebensaufgabe, als ihn zu retten, ihn zu befreien! Mein Dasein, meine Seele, mein Herz, Alles das ist zerschmettert an den rauhen Mauern seines Kerkers! Ich lebe nur noch, weil ich ihn aus demselben befreien will, weil ich,

wenn auch nicht mehr an das menschliche Mitleid, doch noch an das göttliche Erbarmen glaube, und meine, es muß mir einen Weg zu seiner Befreiung zeigen! Wenn Sie einen solchen Weg kennen, General, zeigen Sie ihn mir, und ich will ihn wandeln nackten Fußes, ob er auch mit Dornen und glühenden Nägeln besät ist, denn es gilt, Ihn zu befreien!"

Sie streckte ihre beiden gefalteten Hände mit einem flehenden Ausdruck zu dem General empor, welcher unbeweglich, gesenkten Hauptes ihr zugehört hatte. Als sie jetzt schwieg, richtete er sein Haupt empor und sah die Prinzessin an. Amalie hätte auffschreien mögen vor Freude, denn sie sah, wie zwei Thränen über des Generals Wangen niederrollten.

"Ach!" rief sie, „Sie weinen nun auch, Sie haben Ihr eid?"

Der General nahm ihre Hand, und indem er es th. beugte er ehrfurchtsvoll vor ihr das Knie. „Ja," er, „ich weine, aber nicht um Sie und nicht aus d. Ich weine nur aus Rührung über Ihre große bestoßende Seele. Ich bemitleide Sie nicht, denn Ihr Unglück ist so groß und so heilig, daß es über Mitl. erhaben ist. Ich beuge in Ehrfurcht Kniee vor Ihnen, denn Ehrfurcht verdient Ihr

summervolles Leiden, und schöner erscheinen Sie mir in demselben, als alle diese lächelnden Frauen, welche in leichtsinniger Heiterkeit durch das Leben tanzeln. Es ist nicht der Diplomat, sondern der Mensch, welcher sich vor Ihnen beugt und Ihnen in tiefster Ehrfurcht seine Huldigung darbringt!"

Amalie hob ihn mit einem Lächeln empor, das so sanft und lieblich war, wie es seit langen Jahren nicht an ihr gesehen worden. „Stehen Sie auf, General," sagte sie milde, „lassen Sie uns wie gute Freunde zu einanderstehen und beweisen Sie mir Ihre Theilnahme, indem Sie mir rathen und helfen, ihn zu befreien."

Der General schwieg lange Zeit und blickte nachdenkend vor sich hin. „Man muß auf die Kaiserin wirken," sagte er dann, „sie muß sich bei dem König Friedrich für Trenk verwenden. Er wird Maria Theresa ihre erste Bitte nicht abschlagen."

„Wollen Sie es übernehmen, auf die Kaiserin zu wirken?" fragte Amalie hastig. „Wollen Sie bei ihr für Ihren unglücklichen Better sprechen?"

„Wäre das möglich gewesen, so hätte ich es längst gethan," sagte der General achselzuckend. „Aber ich durfte das nicht wagen. Trenk ist mein Verwandter und meine Bitte würde daher nicht als unpassendes

Mitleid, sondern als eigennütziges Begehrren erschienen sein; meine erhabene Kaiserin besitzt aber ein so strengeß Gerechtigkeitsgefühl, daß es bei ihr zu einem unerschütterlichen Grundsatz geworden, niemals, auch selbst nicht denen, die ihr nahe stehen und denen sie vertraut, solche Bitten zu erfüllen, welche Verwandte und Angehörige Derer, die da bitten, anbetrifft. Die Kaiserin würde mich selbst also entschieden abgewiesen haben, wenn ich bei ihr für Trenk gesprochen hätte. Außerdem würde ich mich dadurch mit einer mächtigen und einflußreichen Partei am Hofe der Kaiserin verfeindet haben, mit einer Partei, welche durchaus nicht wünscht, daß Trenk jemals befreit werde, weil er alsdann kommen würde, Rechnung zu fordern über sein Vermögen und die von seinem Oheim, dem Pandurenobrist, ererbten Schäze und Güter, und weil eine solche Forderung vielen, sogar sehr hochgestellten Leuten, sehr unbequem und lästig sein würde. Diese Personen würden das Ohr der Kaiserin belagern mit Anklagen gegen diesen Unglücklichen, von dem sie recht wohl wissen, daß er nicht frei ist, um sich zu rechtfertigen. Man muß sich also den Anschein geben, als hätte man gleich ihnen den armen Trenk vergessen, der im Kerker schmachtet, während seine Erbschaft

durch eine Commission verwaltet wird, die sich für ihre viele Mühe und Arbeit mit den Gütern des Pandurenhäuptlings bezahlt macht. Es ist sehr gefährlich in dieses Wespennest zu greifen, man würde leicht von diesen tüchtigen Wespen getötet werden können. — Will man daher für Trenk wirken, so muß es auf eine ganz unscheinbare Weise geschehen, durch einen Menschen, der so harmlos und unbedeutend ist, daß Niemand es der Mühe werth hält, ihn zu beachten, daß die Feinde Trenk's ihm gar keine Hindernisse in den Weg legen, weil sie nicht ahnen, daß er ihnen zu schaden vermöchte."

„Giebt es einen solchen Menschen?“ fragte die Prinzessin.

„Es giebt einen solchen, königliche Hoheit.“

„Und wo ist er? Wie heißt er? Was ist er?“

„Er ist Ofenheizer und Frotteur in den Zimmern der Kaiserin. Ein armer Savoyarde, ohne Bedeutung, ohne Namen, ohne Rang und Stand, aber nicht ohne Credit und Einfluß.“

„Ein Ofenheizer und Frotteur!“ rief die Prinzessin erstaunt und zweifelnd.

„Ein häßlicher, alter, verwachsener Kerl, den die andern Diener den Gnomen nennen, weil er immer

verdrießlich und schweigsam ist, mit keinem von ihnen
Gemeinschaft hält, rauh von Sitten und von Stimme
ist und sich um nichts kümmert, als um seinen Dienst,
dem er mit maschinenartiger Genauigkeit vorsteht.
Jeden Tag tritt er früh um sechs Uhr bei Ihrer
Majestät ein, macht Feuer im Kamin an, öffnet die
Vorhänge, damit ein wenig Tageshelle eindringe,
ordnet die Meubles und zieht sich ohne Geräusch wie-
der zurück. Und das Alles geschieht ohne das geringste
Zeichen von Indiscretion, immer gleichmäßig, niemals
langsam, niemals schneller. Er ist eine Uhr, die
immer dieselbe Bewegung, denselben Klang hat. Die
Kaiserin, seit dreißig Jahren gewöhnt ihn so alle
Tage in ihr Zimmer eintreten zu sehen, hat sich an
seine Person gewöhnt und in ihrer Leutseligkeit sich
öfter mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Seine
Antworten sind immer lakonisch, oft mit dem Tone
vollkommener Gleichgültigkeit, oft brüsque und rauh
gewesen, aber sie haben immer einen gesunden Sinn,
oft ein tieferes Verständniß bewiesen. Wenn die
Kaiserin mit ihm spricht, hält er deshalb nicht einen
Moment inne in seiner Arbeit, und wenn sie voll-
endet ist, bleibt er nicht eine Minute länger, sondern
geht hinaus, ohne zu fragen, ob die Kaiserin noch

Lust hat mit ihm zu sprechen. Seit dreißig Jahren ist er auf demselben Posten und erfüllt ihn in derselben Weise. Wie oft ist er nicht auf die Probe gestellt, ohne daß man es wollte, nur durch die Umstände selbst. Aber niemals hat man ihn eines Fehlers überführen können, niemals hat man ihm Neugierde oder Intrigue vorzuwerfen gehabt. So hat die Kaiserin endlich ein großes, unerschütterliches Zutrauen zu ihm gefaßt. Sie ist von seiner Treue, Uneigenmäßigkeit und Redlichkeit so fest überzeugt, daß er dadurch sogar einen Schimmer von Einfluß auf die Kaiserin gewonnen hat, und da sie weiß, daß er weder durch Geld noch durch Schmeicheleien, weder durch Versprechungen noch durch Ehrenstellen zu gewinnen ist, so fragt sie ihn oft selbst in den wichtigsten Dingen um seine Meinung, und sein stets gesundes und unparteiisches Urtheil hat bei ihr eine Art von Gewicht."

„Aber wenn dieser Mann so redlich und uneigenmäßigt ist, wie werden wir ihn dann gewinnen können?“

„Wir müssen suchen, sein Herz und seinen Kopf für uns zu gewinnen. Er muß sich für das Schicksal des unglücklichen Gefangenen interessiren und den Wunsch hegen, zu seiner Befreiung beitragen zu

können. Dann, wenn man das erreicht hat, darf man daran denken, auch seinen Eigennutz ein wenig in das Interesse zu ziehen und ihm Geld anzubieten."

„Geld?“ Dieses Wunder von Redlichkeit und Treue ist also für Geld empfänglich?"

„Er war es nie und wird es vielleicht nie wieder sein. Er selbst hat gar keine Bedürfnisse, keine Wünsche, aber er hat eine einzige Neigung, die Neigung zu seiner Tochter. Das ist ein junges, schönes Mädchen, welches er, da er ein finstres Misstrauen gegen Alles hegt, was mit dem Hofe zusammenhängt, fern von Wien in einem Kloster hat erziehen lassen. Dann hat er sie in Wien einer ehrbaren Bürgerfamilie in Pension gegeben, aber sie darf ihn nie besuchen, nie in's Schloß kommen, um nach ihm zu fragen, damit keiner der Hofleute sie sehe. Jetzt hat dies Mädchen ein Liebesverhältniß mit einem jungen Officier angeknüpft. Sie möchten sich gerne heirathen, aber er hat kein Vermögen und sie kein Geld, und ihr Vater hat nichts gesammelt, er hat seinen ganzen Lohn immer für seine Tochter hingegeben und nicht einmal eine Aussteuer für sie kann er anschaffen.“

„Und er denkt nicht daran, sich an die Kaiserin zu wenden, um sie um eine Aussteuer zu bitten?“

„Wenn ihm dieser Gedanke käme, würde er ihn mit Verachtung von sich weisen, denn sein einziger Ehrgeiz besteht darin, niemals etwas von der Kaiserin bitten zu wollen, niemals Gnadenbezeugungen von ihr anzunehmen. Bloß um des Geldes willen würde er auch jetzt nichts thun, was gegen seine Ueberzeugung wäre, und wenn seine Tochter stürbe vor Gram. Man muß also, wie gesagt, zuerst sein Herz und seinen Kopf gewinnen, und dann darf man es wagen, mit ihm von Geld zu sprechen.“

„O,“ rief die Prinzessin, „wenn dieser Mann ein Herz hat, so werden wir es gewonnen haben, sobald wir ihm erzählen, was Trenk gelitten hat und wie furchtbar er jetzt leidet. Der Jammer und die Dual, die auf das Haupt dieses Unglücklichen gehäuft sind, müssen ihn rühren und sein Herz wie seinen Kopf gewinnen. Dann, wenn wir das erreicht haben, werden wir ihm Gold, Schätze, o Alles, was ich besitze, anbieten, werden wir seiner Tochter eine Ausssteuer, eine reiche Mitgift versprechen. Gott hat es gewollt, daß ich eben reich bin und im Stande, solche Versprechungen auch zu erfüllen. Mein Jahrgeld als Aebtissin, sowie meine Prinzessinnen-Appanage sind mir gestern ausgezahlt worden. Ein kleines Vermögen ist da in

meinem Secretair, ich werde noch mehr hinzufügen. Glauben Sie wohl, daß viertausend Louisd'or genügen werden, um das Herz des Savoyarden zu gewinnen?"

„Ah, königliche Hoheit, bei jedem Andern würde es zu viel sein, aber um dieses redliche Herz zu gewinnen, bedarf es großer Verlockungen und deshalb sage ich nicht, daß Ihr Anerbieten zu groß ist.

„Aber es genügt doch, nicht wahr?"

„Vollkommen!"

„Nun fehlt nur noch ein sicherer, gewandter und verschlagener Mann, den wir zu diesem Frotteur der Kaiserin senden. Ein Mann, welcher Herz und Kopf, Liebe und Hingabe an die Sache hat, die wir ihm übertragen wollen. O, General, wo finden wir einen solchen Mann?"

Herr von Riedt lächelte. „Ich glaubte, Eure königliche Hoheit hätten ihn schon gefunden."

Die Prinzessin sah ihn erstaunt an. „Ah!" rief sie dann, „der Juwelier? Der Mann, der mir den Becher brachte und mich auf so geschickte und discrete Weise an Sie verwies."

„Ich glaubte gehört zu haben, daß Sie ihn auf morgen früh wieder zu sich bestellt hätten?"

„Sie wissen das? Sie kennen ihn also?"

Herr von Riedt verneigte sich lächelnd. „Ich erlaubte mir, ihn an Eure königliche Hoheit zu senden.“

„Ah, jetzt begreife ich alles: und ich muß bekennen, daß dieser Mann ein ebenso geschickter Unterhändler ist, wie Sie ein gewandter Diplomat sind; der Becher, den ich Ihnen zeigte, kam von Ihnen?“

„Ich erhielt ihn von dem Gouverneur von Magdeburg, dem Herrn Landgrafen von Hessen, und da ich selber es nicht wagen darf, handelnd aufzutreten, wagte ich es, mich an Eure königliche Hoheit zu wenden.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie es thaten, General, und ich muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Sie es auf so discrete und vorsichtige Weise gethan. Vielleicht gelingt es uns, die Sachen so geheim zu halten, daß mein Bruder nichts davon erfährt und nicht gegen uns wirken kann. Eilen Sie jetzt, mein Herr, ertheilen Sie dem Herrn Juwelier, oder was er sonst sein mag, seine Instructionen und morgen früh senden Sie ihn mir, damit ich ihm das Geld einhändige und mit ihm über seine eigene Belohnung spreche.“

II.

Maria Theresia.

Es war ein trüber, kalter Decembermorgen, der hinter seinen schweren Nebeln den Durchbruch des Tageslichtes heute ungewöhnlich verzögert hatte. Gegen sechs Uhr Morgens, welches die gewöhnliche Stunde war, in der die Kaiserin Maria Theresia in dieser Zeit aufzustehen und zu frühstücken pflegte, herrschte heute im Zimmer der großen Monarchin noch eine tiefe nächtliche Stille und Dunkelheit, und die Kaiserin, deren Lebensweise sonst eine so pünktliche und geregelte war, schien heute hinter den rothseidenen, schwer herunterhängenden Gardinen ihres Lagers, und noch unbeweglich eingehüllt in ihren Kissen, die Mahnungen der Stunde noch überhört zu haben.

Jetzt aber öffnete sich leise, jedoch mit großer Sicherheit die Thür des kaiserlichen Gemachs und schloß sich ebenso rasch und vorsichtig wieder hinter einer seltsamen Gestalt, die in diesem Augenblick hereingehuscht kam.

Es war ein kleiner Mann, von einem wunder-

lichen und fast widerwärtigen Aussehen, der in diesem Augenblick in das Zimmer der Kaiserin getreten war.

Es schien ein mißgestalteter Zwerg zu sein, buckelig, von der abschreckendsten Figur, dessen wilde und böse Gesichtszüge etwas Drohendes und Unheimliches hatten. Lange, schwarze Haare hingen ihm unordentlich und zottig über die Stirn und die Schläfen herunter und verdeckten die kleinen tückischen Augen, die hinter dieser schwarzen Verhüllung scharfe, lauernde Blicke hervorschossen. Seine Geberden, mit denen er in dem Gemach der Kaiserin auf und nieder zu gehen begann und das Bett umschlich, in welchem Maria Theresia noch immer tief von dem Morgenschlummer umfangen lag, zeigten nicht minder ein rätselhaftes Wesen, dessen man sich zu nichts Gutem versehen zu können schien.

Fast möchte man auf finstere und argwöhnische Gedanken kommen, wenn man den häßlichen Zwerg sah, der noch immer an dem Bett der Kaiserin auf- und niederschlich und mit seinen düsteren und trostigen Augen umherspähte, als wenn er einen Moment zur Ausübung einer furchtbaren That zu erlauern gekommen sei.

Solche Gedanken hätten freilich nur dazu dienen

können, dieser seltsamen Scene einen komischen Anstrich zu geben. Denn im ganzen gesegneten Lande Oesterreich gab es keinen Feind für die schöne gnadenvolle und hochherzige Kaiserin Maria Theresia, durch welche Oesterreich seit ihrer Thronbesteigung sich fester und inniger als je geeinigt und um den geliebten Thron des Kaiserhauses in unverrückbarer Unabhängigkeit und Treue aufgestellt hatte. Maria Theresia wurde von Niemandem gehaßt, und es gab kein Interesse des Staates und der Gesellschaft, um dessentwillen sich eine feindliche Hand gegen ihr Leben hätte ausstrecken können.

Nichtsdestoweniger war das Gebahren des kleinen, buckeligen Mannes, der in dem Gemach der Kaiserin sich mit den sonderbarsten Bewegungen hin- und herschlich, immer auffälliger geworden. Zugleich schien er aber mit einer gewissen Berechtigung hier eingetreten zu sein, und er begann in dem Gemach zu schalten und zu walten, ohne die geringste Rücksicht auf die Schlummernde zu nehmen, die noch immer keine Bewegung des Erwachens auf ihrem Lager verrathen hatte.

Jetzt begab er sich mit seinen eiligen, durchaus unhörbaren Schritten, die in einem seltsamen Wider-

spruch mit seiner plumpen, kurzbeinigen Figur standen, zu den hohen Bogenfenstern hin und zog die Vorhänge heraus, um das immer schärfer aufgehende Tageslicht von draußen eindringen zu lassen. Offenbar verband er damit die Absicht, die Kaiserin jetzt durch das, ihr Lager übergießende Tageslicht zu wecken.

Draußen war der trübe nebelige Morgen plötzlich freundlicher und heller geworden, und die mit grellen Strahlen herausgetretene Sonne, die das Haupt der Kaiserin beschien, wob dort, gerade vor ihren Augen, einen funkelnden Lichtkranz; Maria Theresia wurde unruhig auf ihrem Lager und begann sich zu bewegen.

Es waren einige Minuten über die gewöhnliche Zeit hinaus verstrichen, als die Kaiserin sich jetzt auf ihrem Lager emporrichtete, und, nach einem raschen Blick durch ihr Gemach, mit dem sie den kleinen Buckeligen zu suchen schien, sich befriedigt noch einen Augenblick in die Kissen zurücklehnte.

Die schöne Kaiserin war in dieser Zeit, in der sie bereits zu ihrem sechsundvierzigsten Jahre vorgeschritten, nicht mehr mit den hohen Reizen begabt, welche sie in ihrer Jugend auf eine so bewunderungswürdige und das ganze Volk fesselnde Weise geschmückt hatten.

Aber es waltete noch eine ungemeine Frische und

Jugendkraft in der ganzen Gestalt Maria Theresia's, und auf ihrem feinen, von wunderbarer Weise schen- nenden Gesicht war jetzt, im Augenblick ihres Er- wachens, ein schöner rosiger Anhauch hervorgetreten, welcher der Kaiserin auch in ihren jetzigen späteren Jahren noch eigenthümlich geblieben war, und oft bei irgend einem lebhaften Gespräch oder auch der kleinsten Erregung über ihr Gesicht sich ergoß.

In diesem Augenblicke war es die Erquickung des genossenen Schlummers, die auf ihren Wangen so lieblich und glänzend sich zeigte. Die reiferen Jahre, in denen die Kaiserin jetzt stand, hatten sich nur darin bemerkbar gemacht, daß seitdem festere männliche Züge auf ihrem Gesicht hervorgetreten waren und einige scharfe Durchen auf ihrer sonst so klaren und anmu- thigen Stirn Platz genommen hatten.

Jetzt streckte die Kaiserin ihre kleine weiße Hand aus und sagte, zu den Fenstern hinausdeutend: „Er sieht, Dubois, daß Er ~~hast~~ ein schlechter Wetterprophet ist, denn die Sonne ist heut' in all ihrer Pracht am Himmel aufgegangen, und das böse Wetter, das Ihr mir für den ganzen Monat angesagt habt, will nit in Erfüllung gehen. So werd' ich denn heut' einige

Aussfahrten vornehmen können, die ich mir schon lange aufgespart habe."

Der Angeredete, der eben einige Scheite Holz in dem Kamin aufgebaut hatte, hielt in dieser Beschäftigung inne, und blickte, an der Erde knauernd, mit einem wilden finstern Blick, in dem durchaus keine Ehrerbietung, sondern nur ein verwegener Trotz lag, auf die Kaiserin zurück.

Aber man erkannte zugleich die hohe Gnade, in welcher Meister Dubois, der Ofenheizer, bei seiner erhabenen Gebieterin stand, denn während er die Zweifel, welche er offenbar gegen die Worte der Kaiserin hegte, mit einigen mehr grunzenden und widerwärtigen als verständlichen Lauten beantwortete, hörte Maria Theresia ihm mit gar freundlichem Lächeln zu und schien seine häßliche Sprache sogar vollkommen verstanden zu haben.

„Ich weiß, Er hat allezeit gegen die Meinung Seiner Kaiserin etwas einzuwenden," sagte Maria Theresia lächelnd zu ihrem so merkwürdig bevorzugten Ofenheizer, der stets ihre ersten Neußerungen beim Erwachen empfing. „Er will mir das wohl gar beweisen, daß wir auch heut gar nit schönes Wetter haben können, und daß die Farbe der Sonne wieder Regen und

10127050
 einen garstigen Tag bedeutet. So hoffe ich denn wenigstens, daß Er Seine Kaminheizung heut weisslich darnach eingerichtet haben wird. Denn ich muß Ihm sagen, Dubois, daß sein Heizungssystem seit einiger Zeit ein sehr schlechtes geworden ist. Er versteht gar nicht mehr, wie sonst, den richtigen Mittelgrad von Wärme und Kälte herauszufinden, wobei ich mich sonst unter Seiner Verwaltung meines Kamin-Departements so wohl befunden habe, denn man weiß, daß ich lieber bei offenem Fenster sitz' und arbeit', (wie ich denn auch schon manchen Tag gethan hab'), als daß mir zu warm sei in meinen Gemächern. Und jetzt heizt er mir alle Tage zu warm ein, Dubois, und ich merk' gar nit mehr den pfiffigen Savoyardenknaben in Ihm, als welchen ich Ihn einst vor Jahren aus reinem Zutrauen zu seinem discreten und anstelligen Wesen in meine Dienste genommen hab'. Aber Ihr sangt an, vor der Zeit stumpf zu werden, Meister Dubois, und seid mir freilich inzwischen schon ein recht altes Savoyardenknäblein geworden."

Die Kaiserin schien sich an den seltsamen Gesichtern zu vergnügen, welche der alte Savoyarde beim Anhören dieser Worte Maria Theresia's schnitt, denn Mienen und Geberden des häßlichen Zwerges drückten

dabei im höchsten Grade Entrüstung und Zorn aus, ohne sich durch den Respect gegen die Person der Kaiserin irgend bestimmen zu lassen, aber in seinem Grimm lag zugleich so viel Possirlichkeit und so viel Komik, daß dadurch der Eindruck seines widerwärtigen Wesens bedeutend gemildert wurde.

Maria Theresia hatte sich jetzt auf ihrem Lager aufgerichtet, und begann ihre prächtigen blonden Locken, die noch immer in schönster Fülle ihr Haupt umwogten, um ihre Schläfe zu ordnen. Sie schien dabei die Anwesenheit ihres Ofenheizers bereits wieder vergessen zu haben, der sich wieder bis zum Kamin zurückzog und jetzt mit dem größten Eifer an das Werk des Einheizens sich begab.

Meister Dubois gab inzwischen von Zeit zu Zeit durch ein leises Brummen und unverständliches Ausstoßen einzelner Worte zu erkennen, daß er sich mit dem ihm erteilten Bescheid der Kaiserin noch keineswegs beruhigt habe.

Als er jetzt die Flammen im Kamin angeblasen und das Feuer auf die beste Weise in Zug gebracht hatte, warf er mürrisch den Blasebalg und die Ofengabel bei Seite und stellte sich, so gerade als er nur irgend vermochte, und mit einem boshaften Leuchten

seiner kleinen grünlichen Augen, vor dem Bett der Kaiserin auf.

„Das Feuer brennt im Kamin,“ rief er mit einer triumphirenden, freischenden Stimme. „Das Feuer ist ganz genau und untrüglich nach der Witterung draußen berechnet, und noch niemals hat Dubois ein anderes Feuer angemacht, als das sich mit der Natur und dem Wohlbefinden Eurer Majestät vertragen hat. Dubois will selbst in der Hölle brennen, wenn er der kaiserlichen Majestät jemals zu warm machen wird. Ich weiß ~~hast~~, daß Sie gar keine Hitze nit ausstehen mögen und am stärksten Wintertag das Fenster aufsperren müssen, als wenn der Gottseibeius selber das Feuer angemacht und den Blasebalg geführt hätte! Aber halten zu Gnaden, großmüthige Kaiserin, das war nit ich, der kaiserlicher Majestät zu warm gemacht hat in den letzten Jahren, das war ein ganz anderer Mann gewesen, ein böser Mann, halten zu Gnaden, das war der Friedrich von Preußen gewesen, der mit uns die abscheulichen Kriege geführt und uns an Land und Leuten und Ehre so stark als möglich beschädigt hat. Einen so fatalen Einheizer hat es noch nimmer gegeben, Majestät, darum war meiner herrlichen Kaiserin Maria Theresia in den letzten Jahren bisweilen so warm

im Kopfe geworden, und der alte Dubois, der treueste Diener und Unterthan Eurer Majestät hat auch nicht einen Spahn zu dieser recht bößlichen Wärme beigebragen.“

Maria Theresia war schon wieder zu einem herzlichen Gelächter über ihren Ofenheizer gestimmt, und sagte dann, ihm mit einem frehen und guten Ausdruck zunickend: „Wolle Er sich darüber nur vollständig beruhigt halten, Dubois. Wir kennen Seine wackeren und treuen Gesinnungen für uns und haben niemmer daran gezweifelt. Er ist uns durch sein gutes und verständiges Betragen in vielen Fällen werth geworden. Weiß Er, Meister Dubois, daß Er oft gar nit dumm ist, und daß wir Seine Meinung über irgend welche Sache oft gar gern mitangehört haben, weil Ihm Sein natürlicher Verstand auf der rechten Stelle sitzt, was wir oft an unsern hohen Staatsdienern fürwahr nit immer haben verrühmen können. Und nun sei Er jetzt auch so g'scheidt und packe Er sich von hinnen, denn meine Kammerfrauen warten schon und uns verlangt das Bett zu verlassen.“

Dubois stellte sich jetzt noch einmal grüßend vor der Kaiserin auf und that dies jetzt mit einer rührenden Unterwerfung und zugleich mit einer steifen mili-

tärischen Haltung, die dem kleinen Gnomen ein sehr ernsthafstes und fast würdiges Ansehen gab.

Während die hohe Gestalt der Kaiserin sich jetzt unter den Händen ihrer herbeieilenden Kammerfrauen aus dem Bett erhob, schaltete Meister Dubois beim Hinausgehen noch in der äußersten Ecke des Gemachs, indem er hier und da eine umherliegende Kleinigkeit von dem Parquet aufhob und einige Staubflecke mit seinem Ärmel abwischte, ein Möbel gerade rückte und dann noch einmal sich auf sein Feuer im Kamin zurückwandte. Als er sah, daß dasselbe im vortrefflichsten Brennen begriffen war, ging sein Schritt, mit dem er sich nunmehr zur Thür hinausbegab, fast in ein frohes und übermüthiges Tänzeln über.

Maria Theresia eilte indessen ihre Morgentoilette zu vollenden. Sie pflegte sich dann sogleich in die Kapelle zur Messe zu begeben, und nachdem sie dort ihre Andacht verrichtet, durch welche erst ihr ganzer arbeitsamer Tag seine der Kaiserin unentbehrliche Weihe erhielt, führte sie in ihre Gemächer zurück, um dort ihr Frühstück einzunehmen, und sich dann auf einige Stunden zu einer ununterbrochenen Beschäftigung mit den eingegangenen Bittgesuchten und Berichten an den Arbeitstisch zu setzen.

III.

Dubois und seine Clienten.

Dubois war inzwischen, im Gefühle seiner großen Wichtigkeit, die sich ihm täglich zu steigern schien, durch die Vorgemächer hingeschritten und sah sich dort, wie jeden Morgen, von mehreren, ihm eifrig nahenden Gestalten umdrängt, die sein Heraustreten aus dem Zimmer der Kaiserin schon erwartet zu haben schienen.

Es waren Leute, Männer und Frauen, aus allen Ständen und Kreisen der Gesellschaft, welche sich dem Ofenheizer der Kaiserin Maria Theresia jetzt nahten und ihn mit Gesuchen und Anliegen aller Art umringten. Da Dubois die Kaiserin täglich in einer so vertraulichen Situation sah, auch, wie ganz Wien wußte, sogar in einer Art von Ansehen bei Maria Theresia stand und durch langjährige Gewohnheit und seine außerordentliche Klugheit sich das Recht erworben hatte, die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf diesen oder jenen Gegenstand hinlenken zu dürfen, so war es natürlich, daß man sich bald von allen Seiten her an ihn wandte, um durch seine Vermittlung irgend etwas erreichen zu können.

Dubois hätte bedeutende Vortheile für sich ge-

winnen können, wenn er diese höchst einflußreiche Stellung, die man ihm beimaß, nur irgend in seinem eigenen Interesse hätte ausbeuten wollen. Aber er war zugleich wegen der eisernen Rechtlichkeit und Un-eigennützigkeit seines Charakters allgemein bekannt, und sein Wort hatte ein um so größeres Gewicht und Vertrauen bei der Kaiserin behalten, da Maria Theresia wußte, daß Meister Dubois im äußersten Sinne des Wortes unbestechlich war, daß er für keine Dienstleistung irgend einer Art von Andern Geld annahm, und daß er seine vielgesuchte Protection überhaupt nur denen widerfahren ließ, die durchaus lautere und vorwurfsfreie Personen waren und eine ganz und gar rechtliche Sache hatten.

So zeigte sich der alte Savoyard auch jetzt wieder, als er sich von einer Menge von Leuten umringt sah, die Bittgesuche der verschiedensten Art in die Hände des mächtigen Ofenheizers legen wollten oder ihn an seine bereits versprochene Protection erinnerten und die Folgen derselben zu hören wünschten. Dubois hatte jetzt nur für wenige dieser Personen ein geneigtes Gehör, er stand in der Mitte aller mit strengen und prüfenden Blicken da, und wer ihm nicht besonders zutrauenswerth erschien, dem kehrte er sogleich unter

den fürchterlichsten Grimassen den Rücken, und es fehlte nicht viel, daß er ihn auf der Stelle zur Thür hinausgewiesen hätte. Anderen, denen er bereits Versprechungen gemacht hatte, ertheilte er mit vieler Würde den erhaltenen Bescheid der Kaiserin, wobei seine harten finstern Züge oft in einer vollständigen Weichheit zusammenschmolzen und das gute Herz, das ohne allen Zweifel in des Meister Dubois Busen schlug, offen aussprachen. Wenn er aber keinen guten Erfolg seiner Bemühungen zu melden hatte, so verbarg er auch nicht selten seinen Aerger darüber hinter einem finsternen Unmuth, den er gegen diese Personen selbst ausließ. Bei der geringsten Einwendung, welche sie dann noch zu machen hatten, überschüttete er sie mit seinem vollen Zorn und oft jagte er sämmtliche in der Antichambre Anwesenden mit Scheltworten aller Art und mit den grimmigsten Geberden zur Thür hinaus.

Heute war es fast wieder so weit gekommen, denn der Bescheid, welchen er den Meisten der Anwesenden zu Theil werden ließ, lautete nicht besonders günstig für dieselben, denn in allen Sachen ließ sich, selbst wenn ein Dubois wollte, unmöglich helfen. Oder man drückte die Dankbarkeit für das, was Dubois gethan und durchgesetzt, auf eine Weise aus, die ihm mißfiel,

indem man ihm Geschenke anbot oder in Aussicht stellte, was ihn jederzeit mit der heftigsten Empörung erfüllte.

Dubois hatte jetzt seine sämmtlichen Clienten wieder hinausgewiesen, denn er befand sich heute überhaupt nicht in der rosenfarbensten Laune, wie es schien. Um so mehr mußte es ihn verdriessen, daß im Hintergrunde des Saals noch eine fremde Gestalt stehen geblieben war, die sich bisher in keiner Weise bemerklich gemacht, sondern eher ihre Anwesenheit zu verbergen gesucht hatte.

Der Fremde, welcher dort stand und sichtlich darauf gewartet hatte, mit dem Ofenheizer der Kaiserin allein zu sein, trat jetzt hervor und näherte sich dem erzürnten Dubois, der ihm wahrhaft entsetzliche Blicke entgegenschleuderte.

Es war ein ansehnlicher, in einen Pelz gehüllter Herr, der sich jetzt mit einer großen beeiferten Freundlichkeit dem Dubois darstellte und ihm zur Bewillkommnung die Hand bot. Die Manieren dieses Fremden waren so gefällig und einnehmend, daß Dubois, der sich Anfangs widerwillig von ihm abwenden wollte, sich wieder zu ihm umwandte, und ihn mit neugierigen und fragenden Augen anstarrte, indem er sich nicht

enthalten konnte, ihm seine Hand zu reichen. Wer aber den Fremden näher betrachtete, dem konnte die große Aehnlichkeit nicht entgehen, die seine Züge mit denen des fremden Juweliers darboten, der vor einiger Zeit auf eine so geheimnißvolle Weise sich den Zutritt zu der Prinzessin Amalie von Preußen am Berliner Hofe gewonnen und bei ihr durch Ueberreichung des von dem unglücklichen Trenk gravirten Bechers ein thätiges Interesse für den Gefangenen anzufachen gesucht.

Es war der Bruder des österreichischen Gesandten in Berlin, Generals von Niedt, der in dieser Verkleidung des Juweliers als hülfreicher Agent für die Befreiung seines beklagenswerthen Vetters zu wirken gestrebt, und der jetzt im Einverständniß mit seinem Bruder, dem General, es übernommen hatte, in Wien zu Gunsten des armen Freiherrn von der Trenk auf die Kaiserin Maria Theresia zu wirken und sie vermittelst eines Planes, der in Berlin genau festgestellt und vorbereitet worden, zur Einlegung einer gewiß wirkungsreichen Fürbitte der Kaiserin bei dem König Friedrich dem Zweiten bestimmen zu lassen.

Herr von Niedt, der bisher nur vorübergehend im Staatsdienst Österreichs gestanden und mit einigen

außerordentlichen diplomatischen Sendungen zur Zufriedenheit seiner Kaiserin betraut gewesen war, hatte jedoch zur Erfüllung seiner gegenwärtigen Mission keineswegs auf die bedeutenden Verbindungen gerechnet, die er selbst in Wien besaß, und die in diesem Falle keinen bewegenden Einfluß auf das Herz der Kaiserin geübt haben würden: Er rechnete nur auf den Ofenheizer der Kaiserin, der ihm jetzt gegenüberstand, und den er, je länger er ihn mit forschenden Blicken betrachtete, um so mehr jetzt für den geeigneten Mann hielt, den er für sein Unternehmen brauchen könne.

In den blickenden und lauernden Blicken des Ofenheizers glaubte er zugleich zu lesen, daß derselbe nicht unempfindlich gegen Geld und vortheilhafte Anerbietungen sein dürfe, und Herr von Riedt zögerte deshalb nicht, zum sofortigen Angriff auf den Meister Dubois zu schreiten.

Indem er ihn freundlich auf die Schulter klopfte, sagte er zu ihm: „Mein lieber Herr Dubois, es freut mich sehr, daß man Euch endlich zu sehen bekommt, denn schon viel habe ich von Euch vernommen, und man röhmt Euch nach, daß Ihr es häufig verstehet, die Gnade der Kaiserin, die Ihr besitzet, auf ein würdiges und verdientes Haupt übergehen zu lassen und

dadurch die Thränen manches Unglücklichen zu trocknen."

Herr Dubois trat mit einem würdevollen Schritt zurück und betrachtete den Fremden, der ihm so freundlich zugesprochen hatte, mit einem misstrauischen Ausdrucke.

„Und Ihr würdet," fuhr Herr von Riedt mit einer fast verbindlichen Verbeugung gegen ihn fort, „an mir einen Mann gefunden haben, der Eure Verdienste nicht nur ganz zu erkennen, sondern auch würdig und in einem ausgezeichneten Grade zu belohnen vermag. Man sieht es Euch auf den ersten Blick an, Herr Dubois, daß Ihr ein Mann von Ehre und von der vortrefflichsten Gemüthsart seid, und man begreift, daß die Kaiserin einen so großen Gefallen an Euch finden muß. Fürwahr, Ihr seid eigentlich ein schöner Mann, und man muß die charaktervolle Haltung bewundern, in der Ihr Euch darzustellen wißt, Meister Dubois."

Es konnte nicht fehlen, daß Dubois, ungeachtet des Misstrauens, mit dem er anfänglich den so zuvorkommenden Fremden angehört hatte, sich doch auch von den Worten desselben ein wenig geschmeichelt fühlte. Man sah dies an der angenehmen Erheiterung, welche sich allmälig über sein ganzes Gesicht verbreitete, und bis zu einem wohlgefälligen Lächeln, das seine dicken,

widerwärtig aufgeworfenen Lippen zu verschönern suchte, sich erhöhte.

„Nun," sagte er schmunzelnd, „Euer Gnaden meinen es gut mit mir, und wenn ich irgendwie dienen kann, werde ich gern dazu bereit stehen, und es an nichts fehlen lassen, was in meinen Kräften steht. So sagt es nun heraus, was Ihr von mir begehrt.“

„Wenn Ihr Euch meiner Sache annehmen wollt, die sehr wichtig ist," flüsterte ihm der Fremde jetzt mit einer gedämpfsten Stimme in's Ohr, „und durch die Ihr Euch sehr vornehme und hohe Leute zu Freunden und Gönner machen werdet, so gehören Euch, bei gutem Erfolge Eurer Bemühungen, viertausend Louisd'or, die ich Euch auf der Stelle baar auszahlen werde.“

„Viertausend Louisd'or!“ schrie Dubois mit einer gellenden Stimme, durch welche sich Herr von Riedt anfangs getäuscht sah, denn er glaubte darin nur einen Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung für ein so glänzendes, dem Ofenheizer gemachtes Anerbieten zu vernehmen.

Aber Dubois, auf dessen Gesicht in diesem Augenblick die widerstrebendsten Empfindungen arbeiteten, warf jetzt dem Herrn von Riedt einen finstern, gehäf-

igen Blick zu, und entfernte sich dann plötzlich mit eiligen Schritten bis zu der nach dem Corridor hinausführenden Thüre des Gemaches, wo er wieder innehielt und, den Zeigefinger nachdenklich an die Nasenspitze gelegt, stehen blieb.

Viertausend Louisd'or, hörte man ihn jetzt dumpf in sich hinein murmeln. So viel würde gerade genug sein, um das Glück meines Kindes, meiner einzigen geliebten Elsbeth, zu begründen. Wenn ich ihr diese Summe verschaffen könnte, würde sie froh sein und wieder aufblühen, das arme Kind, denn sie würde dann den wackeren Jungen heirathen können, mit dem sie seit zwei Jahren verlobt ist. Das liebt sich ja so sehr und das leidet um einander, denn ein kaiserlicher Offizier, der arm ist, darf sich nicht verheirathen, wenn sein Mädchen nicht ein Vermögen aufzuweisen hat, das die lieben Leutchen vor Mangel schützen könne. Aber laß dich den Teufel nicht etwa reiten, Dubois! Da wird nichts daraus. Du bist und bleibst ein vernünftiger und ehrlicher Kerl, und mögen die blauen Augen deiner Elsbeth immer röther werden von den vielen Thränen, die sie mit ihrem Louis vergießt, das kann und soll mich nicht von meinen Wegen abwendig

machen, und ich werde ~~h~~alt der brave Mann bleiben, der sich für seine Dienste nicht bestechen lässt.

„Hören Euer Gnaden,“ rief er jetzt laut, indem er mit einer stürmischen Eile wieder umkehrte und mit der höchsten Anstrengung seiner krummen Beine zu Herrn von Riedt zurücklief, „hören Euer Gnaden wohl, die viertausend Louisd'or nehme ich ~~h~~alt nicht, obwohl es hart und abscheulich ist, dergleichen einem armen Mann, wie ich bin, anzubieten. Ich könnt's schon brauchen, das infame Geld, es ist wahr, aber nehmen thu' ich's absolut nicht, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ihr müßt wissen, daß Ihr es mit einem Ehrenmann zu thun habt, und nie würde meine allergnädigste Kaiserin noch ferner Vertrauen zu mir haben, wenn sie erfuhr, daß meine Bitten für Andere, die sie oft so gnädig anhört, mit Geld gewonnen werden können. Ich würde keinem Unglücklichen mehr etwas helfen können, wenn ich Euer sonderbares Anerbieten annehme, mein Herr, mit dem ich Euch ersuche, Euch flugs zur Kaiserburg hinaustrollen zu mögen, weil ich Euch sonst mit meiner Ofengabel weiter befördern und Euch überzeugen könnte, daß Ihr es mit einem ehrlichen Ofenheizer der Kaiserin zu thun habt.“

Herr von Riedt brach beim Anblieke des erbosten

Zwerges in ein herzliches Gelächter aus und sagte dann, indem er ihn begütigend auf die Schulter klopfte: „Ja, ich weiß es, Herr Dubois, Ihr seid ein braver Mann, denn sonst würde ich es nicht gewagt haben, mich im Interesse eines armen Unglücklichen an Euer Herz zu wenden. Aber glaubt mir, es ist der Mühe werth, daß Ihr Euch für einen Mann interessirt, der sehr hart in der Haft des grausamsten Kerkers liegt, und den Euch zu empfehlen ich die weite Reise von Berlin bis hierher nach Wien in der grimmigsten Kälte gemacht habe. Ihr werdet dadurch sehr hohe Personen in Berlin zum größten Danke verpflichten, und wenn Ihr kein Geld nehmen wollt, so erlaubt wenigstens, die ausgesetzte Summe zur Ausstattung irgend eines armen Mädchens zu verwenden, das seinen Geliebten nicht heirathen kann, weil es dazu an dem infamen Gelde fehlt, wie Ihr es nennt.“

„Macht was Ihr wollt mit Eurem Gelde,“ entgegnete Dubois finster und trozig. „Ich weiß auch kein Brautpaar, das damit auszustatten wäre, und ich will überhaupt mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Reden wir nicht mehr davon. Es wird nicht das erste Brautpaar sein, das seine Ringe nicht wechseln kann, weil es kein Geld hat, und darüber zu

Gründe gehen muß. Wenn ich aber für einen Unglücklichen, der unverschuldet leidet oder wenigstens ein Ehrenmann im Kerker ist, irgend etwas Gutes thun kann, so ist der alte Dubois immer bei der Hand, und er erklärt sich gern bereit, was in seinen Kräften steht, nicht unversucht zu lassen. Aber sagt mir, um was es sich handelt, wer die Person ist, die es betrifft, und inwiefern ich dabei mit meinem geringen Einfluß, und ohne daß ich mein Gewissen beschwere, nützlich zu werden vermag."

„Es ist ein Gefangener, der in einem tiefen unterirdischen Kerker in der Festung von Magdeburg sitzt," entgegnete Herr von Niedt, indem eine schmerzliche Trauer sich über sein edles Gesicht breitete. „Es ist der Freiherr Friedrich von der Trenk, ein junger tapferer Offizier, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, für dessen ehrenhaften und braven Charakter ich mich verbürgen darf. Sein Mißgeschick trieb ihn nach Berlin, wo er in die preußischen Kriegsdienste trat und das Unglück hatte, den Unwillen des Königs Friedrich von Preußen auf sich zu ziehen. Man schien ihm Schuld zu geben, daß er mit der Prinzessin Amalie von Preußen einen geheimen Liebeshandel gepflogen, und darüber empörte sich der Sinn des

strengen Königs, der den Trenk gefangen nehmen, in Banden schlagen und auf die Festung Glatz setzen ließ. Es gelang dem Freiherrn von der Trenk noch, zu entfliehen, er wendete sich nach Wien und wurde kaiserlicher Rittmeister in dem herrlichen Oesterreich. Die Kaiserin gewann einen ihrer tapfersten und bravsten Offiziere an ihm, und Trenk hätte schon als österreichischer Militär von dem König von Preußen respectirt werden müssen."

„Aber der König von Preußen fing ihn wieder, denn Trenk war ein tolles und verwegenes Bürschlein und wagte sich doch wieder aus Oesterreich fort, wo man ihn denn in Danzig gefangen nahm und ihn die Preußen von Neuem auf die Festung schleppten," fiel Dubois, der mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte, dazwischen. „O, von dieser Geschichte habe ich schon viel gehört, sie ist halt sehr verwundersam, und ich kann Ew. Gnaden wohl sagen, daß sich die Kaiserin für diesen Handel gar wohl interessirt, denn ich habe Thre Majestät schon öfter davon reden hören."

„Gi," entgegnete Herr von Riedt mit freudiger Neuberraschung, „das ist schon ein gutes Zeichen für uns, es verbürgt uns, daß unser Plan gelingen kann! Ach, mein lieber Dubois, Ihr seht hier einen nahen

Verwandten des unglücklichen Freiherrn von der Trenk vor Euch. Ich bin der Ritter von Riedt, und Trenk ist mein Vetter, meiner geliebten Schwester einziger Sohn. Jetzt sitzt er in einem fürchterlichen Loch in Magdeburg tief unter der Erde, keine Lust, kein Licht dringen zu ihm, keine Bewegung ist ihm verstattet, denn an Händen, Füßen und Leib ist er mit eisernen, siebzig Pfund schweren Fesseln angeschmiedet, und Tag und Nacht darf ihn keine Ruhe, kein Schlummer erquicken, denn weil den nimmer müden Kämpfer, der nun auch für seine Freiheit kämpft und ringt, seine Kraft und sein Unternehmungsgeist noch nicht verlassen haben, so arbeitet er Tag und Nacht an dem Werke seiner Befreiung, und bei seiner unerhörten Geschicklichkeit glaubt man jeden Augenblick seinen Ausbruch aus seinem schrecklichen Kerker erwarten zu dürfen. Darum rufen ihn jetzt jede Viertelstunde in der Nacht die Schildwachen vor der Thür seines Gefängnisses an, und auf ihren fürchterlichen, dröhnenden Ruf: „Trenk, bist Du da?“ muß er jedesmal antworten, und aus seinem matten, ihn nicht mehr erfrästigenden Schlummer aufgeschreckt emporfahren. Unter diesen furchtbaren Qualen fangen bereits seine Kräfte an sich zu verzehren, schon ist er zu einem gräßlichen

Zerrbilde geworden, und wenn nicht bald eine rettende Hand in seinen Kerker hineinlangt, so wird nur ein wahnsinniger Greis unter den Händen seiner Peiniger zurückgeblieben sein."

Zeigt stürzten dem alten Dubois die Thränen aus den Augen. Die Erzählung des Herrn von Niedt hatte ihn so erschüttert, daß er sein leicht erregbares Mitleid nicht länger zurückhalten konnte.

„Der arme, arme Mann!“ rief er mit wehklagender Stimme. „Wie kann man ihm helfen, wie kann man einen kaiserlichen Rittmeister aus den Händen der Preußen befreien?“

„Oh,“ erwiederte Herr von Niedt lebhaft, „das Wunder kann nur noch unsere allernädigste Kaiserin Maria Theresia vollbringen! Und wer ihr großmüthiges Herz dazu bewegen könnte, das ist allein Dubois, der Ehrenmann, der brave Freund aller Unglücklichen, zu dem die Kaiserin das größte Vertrauen besitzt, und der sich durch seine Treue und Redlichkeit das Recht erworben, die Kaiserin in einer vertraulichen Stunde zu sprechen, wo ihr Kopf und Herz noch nicht eingenommen sind von den die Menschlichkeit zurückdrängenden Staatsgeschäften, und wo sie gern aus Euerem Munde ein Wort annimmt, das ihr großes Gemüth

auf die Plagen der Leidenden richtet. Wenn die Kaiserin sich gnädigst entschließen wollte, für Trenk bei dem König von Preußen einzutreten, wenn sie im Namen der Menschlichkeit und vielleicht auch, weil der Freiherr von Trenk ein österreichischer Unterthan ist, ein fürbittendes Wort an den König Friedrich richten wollte, so würden wir unser Ziel erreichen, ehrlicher Dubois! Wir sind Alle überzeugt, daß ein Wort der Kaiserin Maria Theresia genügen würde, den Sinn des Königs Friedrich zu bewegen und ihm die Frei-
gebung Trenk's zur Pflicht zu machen, denn das Recht der Kaiserin, ihre Unterthanen zu reklamiren, würde gar nicht zu bestreiten sein, und seit dem Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Österreich dürfte auch selbst der Preußenkönig willfähriger geworden sein, die Kaiserin von Österreich durch eine Gefälligkeit zu verbinden."

„Die Kaiserin nennt ihn halt noch immer den bösen Mann!“ erwiderte Dubois, indem sein Gesicht sich in bedenkliche Furchen zog. „Aber wissen's, Herr von Riedt,“ fuhr er mit einem weichen und äußerst gutmütigen Ausdruck fort, „ich werd's nit unversucht lassen, die Kaiserin auf diese Sache zu lenken. Denn wenn man mich auch zum Desteren einen wahren

Bären geheißen hat, so will sich doch in und an meinem Herzen noch nichts von dem Meister Peß spüren lassen. Mir thut halt jeder gute Mensch leid, den man seiner Freiheit verlustig gemacht hat, und den man plagt, wie man wahrhaftig ein Thier nicht plagen thut."

Herr von Niedt konnte sich nicht enthalten, den trefflichen Dubois zu umarmen und ihm einen herzlichen Kuß auf seine gelben runzeligen Wangen zu drücken."

„Ich werde schon Alles thun, mein lieber Herr von Niedt!“ sagte Dubois, dessen fraßenhafte Häßlichkeit in diesem Augenblicke fast verschwunden war, und der heinahe verschont aussah durch die edlen und weichen Gefühle, die auf seinem Gesicht erglänzten. „Aber es wird sich das nicht so rasch machen lassen, als Euer Gnaden es sich vielleicht vorgestellt haben. Ich brauche vier Morgen dazu, um die Kaiserin einigermaßen vorzubereiten und zu einem Entschluß zu führen. Indesß da die Witterung jetzt sehr wechselnd ist und Threr kaiserlichen Gnaden sehr daran liegt, daß ich ihr weder zu viel noch zu wenig einheize, sondern gerad' ein rechtes Maß treffe, weil's sonst die Fenster aufsperren müssen mitten im Winter, so wer-

den kaiserliche Gnaden gewiß gern mit dem alten Dubois sich in gutem Einvernehmen erhalten wollen. Darum hoff' ich, in vier Tagen schon in Ordnung zu sein, nur drängen müssen's mich nicht, Herr von Riedt, und auch hübsch artig sein und mir nicht mehr von Geld sprechen, das Sie mir zahlen wollen, weil ich ein guter Kerl bin, sonst machen's mich halt bös, und ich zieh' mich aus dem ganzen Handel plötzlich zurück."

„Mein lieber Dubois," entgegnete ihm der Andere begütigend, „unser Dank soll Euch nicht wider Euren Willen aufgedrungen werden. Was der Vater aus seinem großmütigen Herzen verschmäht, dürfen wir vielleicht wagen, der Tochter anzubieten, ohne zurückgewiesen zu werden?"

„Nein! nein!" rief Dubois von neuem mit der größten Heftigkeit, ängstlich mit der Hand abwehrend. „Der Tochter wird auch ohnedies schon geholfen werden können. Alles Leid ist nicht so schlimm, als sich zu einer guten That erkaufen zu lassen. Hiermit hab' ich die Ehr', mich Euer Gnaden ganz gehorsamst empfohlen sein zu lassen."

Damit schwenkte Meister Dubois sein Käppchen, das er auf dem Haupte trug, und beurlaubte sich von

Herrn von Riedt, der mit frohem Herzen die Kaiserburg wieder verließ.

IV.

Elsbeth.

Nicht lange darauf hatte sich auch Dubois fortbegeben, um einen weiten Weg durch die Stadt anzutreten. Er hatte jetzt in seinem Berufe um diese Zeit einige Muße gefunden, die er gewöhnlich zu benutzen pflegte, um den Liebling seines Herzens, seine Tochter Elsbeth, zu besuchen.

Elsbeth war bei einer anständigen Tischlersfamilie in einer der entlegensten Vorstädte Wiens in Pension gegeben, wo ihr Vater sie seit einiger Zeit untergebracht hatte, um sie nicht in seiner eigenen Wohnung, die er in einem der Hintergebäude der Hofburg inne hatte, bei sich zu haben. Denn er fürchtete für seine Tochter alle die Berührungen und Beziehungen, denen sie in dem Treiben der Hofburg leicht ausgesetzt sein könnte, und so wendete er lieber seine letzten Ersparnisse auf,

um dem geliebten Kinde eine angemessene und sichere Freistätte im Schooße einer stillen Bürgerfamilie zu bereiten, in der sie zugleich ihren Unterrichtsstunden, welche ihr der Vater von den besten Lehrern Wiens geben ließ, sich am ruhigsten und ungestörtesten widmen konnte.

Dubois war immer von Herzen froh, wenn er sich zu diesem regelmäßigen Morgenbesuch bei seiner über Alles geliebten Tochter auf den Weg begeben konnte. Er legte dann die weiten Straßen Wiens mit einer fast jugendlichen Geschwindigkeit zurück, und sein ganzes Wesen befand sich in einem erhöhten und fast elastisch gewordenen Zustande. Er trällerte ein munteres Liedchen in den Bart, als er jetzt den Kohlmarkt erreicht und über den Graben hineilte, um durch ein Labyrinth von kleinen Gassen zu der ersehnten Vorstadt zu gelangen, unter deren letzten Häusern das Haus stand, in welchem die liebliche, blühende, an Verstand und Bildung heranreifende Elsbeth weilte.

Dubois wurde jetzt nachdenklich und in sich gefehrt, als er in das Haus trat und die kleine Stiege hinaufschritt, die zu dem Zimmer seiner Tochter führte. Indem er einen Augenblick an der Thür lauschte, war es ihm, als ob er drinnen ein lebhaftes Gespräch ver-

nähme, und dazwischen ein heftiges Schluchzen und Weinen, das ihn aufmerksam und erschrocken machte.

Dubois öffnete jetzt hastig die Thür und erblickte seine Tochter, die mit einem jungen Offizier auf dem Sopha saß, jedoch, wie es schien, in sehr traurigen und ernst bewegten Gefühlen, die sich in den verstörten Mienen der beiden jungen Leute ausdrückten.

Elisabeth war ihrem Vater sogleich entgegengetreten, aber nicht mit der fröhlichen Munterkeit, durch welche sie ihn sonst entzückte. Sie hatte einen so schmerzlichen und niedergeschlagenen Zug in ihrem Gesicht, die heiteren blauen Augen waren verweint und trübe und die weiße glänzende Mädchenstirne hatte eine tiefe Furche des Grams angenommen, daß etwas Außerdentliches mit ihr vorgegangen zu sein schien. Nicht minder war der junge Mann, der neben ihr gesessen und der jetzt mit einer ernsten und scheuen Zurückhaltung da stand, ohne sich dem alten Dubois zu nähern, von einem tiefen Wehegefühl durchdrungen und schien nicht sogleich wieder eine feste Haltung über sich gewinnen zu können, obwohl ihm Dubois jetzt mit einer herzlichen Freundlichkeit auf die Schulter klopfte und ihm in seiner gemüthlichen und derben Weise den Kopf

in die Höhe richtete, ihm lange und scharf in die Augen schauend.

„Nun, Kinder, Ihr seht mir ja heute ganz und gar wie eine verdorbene Zwiebelsuppe aus,“ fuhr Dubois heraus, indem er Einen nach dem Andern erstaunt betrachtete. „Wenn zwei junge Liebesleute beisammen sind, so pflegen sie doch nicht dermaßen sauer zu sehen und zu flennen, als ob der Bock sie alle Beide mit einander gestoßen hätte, und als ob irgend ein unmenschliches Leidwesen aus den Wolken heruntergefallen wäre. Nun sagt, Louis, Elsbeth, die Ihr sonst so brave und wackere Liebesleute und Verlobte seid, wie ist Euch denn heute zu Muthe, daß Ihr dermaßen die Köpfe hängen lasset und so thut, als wenn Ihr Euch schon vor der Hochzeit weidlich abgezankt hättet.“

Der junge Husaren-Offizier schien sich bei dieser Anrede des alten Dubois einigermaßen in Verlegenheit zu befinden, und senkte den Blick rasch zu Boden, ohne irgend ein Wort zu erwidern.

Elsbeth aber konnte sich nicht länger halten, sie brach von Neuem in ein heftiges Schluchzen aus, und lehnte sich wie zu ihrer Unterstützung an die Schulter des Vaters, indem sie zugleich ihrem Verlobten die

Hand hinreichte und dieselbe in der seinigen mit einem langen forschenden Blick ruhen ließ.

Der junge Offizier, der ein Mann von hervorragender, echt kriegerischer Schönheit war und in seinem jungen charaktervollen Gesicht zugleich den Ausdruck eines guten und liebenswürdigen Herzens trug, nahm die schöne Hand und führte sie mit einem innbrünstigen Druck an seine Lippen.

Elsbeth erröthete im lieblichsten Purpurchein, und sagte dann, ihre Hand rasch zurückziehend, und sich zärtlich anschmiegend, zu ihrem Vater: „Schon vor der Hochzeit hätten wir uns gezaukt, sagt Ihr, Vater? Ach, dann hätten wir uns freilich lange vor der Zeit gezaukt. Denn wir rechneten uns eben aus, Louis und ich, daß unsere Hochzeit wohl nimmer stattfinden würde, und daß wir niemals auf Umstände rechnen könnten, welche die Eingehung unseres Bundes möglich machen würden.“

„Ei, seht da,“ entgegnete Dubois barsch, „darüber hat sich das komische Volk mit einander geärgert, denn es kann wahrhaftig die Zeit nicht mehr erwarten, wo es sich heirathen wird, meiner Treu‘, und nun fließt die Kümmerniss und die Sehnsucht gleich aus den Augen nieder, und stehen Beide halt da, mit lauter

Gram und Graus in den Gesichtern, und sind bleich geworden, wie die armen Sünder, als sollten's alle Beide mit Nächstem zum jüngstem Gericht spazieren."

„Nein," begann jetzt Elsbeth mit eifriger Stimme, indem ihr ganzes liebliches Gesicht diesdunkel erröthete, „nein, davon ist keine Red' ~~mit~~ gewesen, denn wir meinen ganz wohl die Zeit abwarten zu können, aber dieser feine Herr da, der Herr Lieutenant Louis Wiedemann, hat halt gemeint, daß er mich freigeben müsse, weil er als Mann von Ehr' es nicht länger könnt' über sein Gewissen bringen, mich so hinzuziehen, wie er sagt, und ohne alle Zukunft meine Jugend verlaufen zu lassen. Aber nicht wahr, Vater, das ist eine arglistige Red', die nimmer gut thun kann, und mit der man sich im Herzen gar bitter wehthut, ohne sein' Treu' und Lieb' nur im Geringsten zu fördern."

Auf dem Gesicht des alten Dubois begann es jetzt furchterlich zu zucken und zu ziehen, und der junge Husaren-Lieutenant schien mit unverkennbarer Angstlichkeit den Ausbruch eines starken Unwillens gegen sich zu besorgen. Aber es war mehr eine ihn erschreckende und verwirrende Erinnerung, von der sich Dubois in diesem Augenblick überrascht fühlte und die ihm sein Herz schwer zu machen begann. Er starnte

nachsinnend vor sich nieder und biß sich auf den Finger, indem er die beiden jungen Leute mit einem tiefen, starren Ernst anblickte.

Inzwischen war der junge Husaren-Offizier auf ihn zugeschritten und sagte, seine Hand ergreifend, feierlich: „Mein lieber Vater Dubois, hört mich einen Augenblick ruhig an, ehe Ihr mich scheltet! Ihr wißt ja, daß meine ganze Sehnsucht, ich kann sagen glühend und schmerzlich zugleich, auf den Augenblick gerichtet ist, in dem mich mit Elsbeth, die ich so lange treu geliebt, ein ewiges Band vor dem Altar vereinigen wird. Und nichts giebt es, das uns hindern könnte, dies Band zu schlingen, als der entsetzliche Vermögens-Nachweis, der uns Offizieren auferlegt ist, und den uns zu beschaffen wir nicht mehr hoffen dürfen. Der Tod meines alten Onkels ließ mich anfangs hoffen, daß ich die genügenden Mittel zu diesem Zweck erben würde, bis heute das Testament publizirt worden ist. Der Lieutenant Louis Wiedemann ist nur auf ein kleines Pflichttheil gesetzt worden, denn sein Oheim trägt ihm eine alte Abneigung, die er gegen ihn gehabt, bis über das Grab hinaus nach. Jetzt ist keine Aussicht mehr, einen unerlässlichen Vermögens-Nachweis vor dem Ober-Commando zu führen, und wer

könnte mich schelten, daß ich mich dadurch der Verzweiflung Preis gegeben fühle? Zugleich will mich meine Ehre auffordern, einen starken, mannswürdigen Entschluß zu fassen, ich muß meiner geliebten Elsbeth entsagen, denn ich darf nicht mit dem Verlust ihrer Jugend, ihrer Zukunft, ihres ganzen Lebensglückes meine Wünsche speisen, mein Herz in Nahrung erhalten! Darum sagte ich heute zu Elsbeth: „Du darfst nicht länger auf mich harren, wie glücklich ich auch dadurch geworden bin, daß das Warten Deines Herzens auf mich gerichtet gewesen. Laß uns Abschied von einander nehmen, stoße mich von Dir, Elsbeth, ich kann für mich allein unglücklich sein, aber Du, Du sollst nicht in der holden Blüthe Deiner Jahre verkümmern, Du sollst nicht dem Gram, daß wir uns nicht angehören können, Dein Leben, Deine Schönheit opfern!“

„Und war das nicht ein ganz abscheuliches Wort von ihm?“ fiel Elsbeth in zornigem Eifer dazwischen, indem sie sich mit dieser Frage an den Vater wandte. „Mußten wir uns nicht zanken, denn wer so etwas sagen oder auch nur denken kann, beweist er nicht, daß er mich nicht mehr liebt, und daß ich ihm im Herzen schon ganz gleichgültig geworden bin? Und

ganz gehörig haben wir uns wohl gezankt, mein Herz hat sich dabei fast verblutet, und ich werde niemals wieder froh und zufrieden werden, mein Vater."

Dubois verharrte noch immer in seinem eigenthümlichen strengen Stillschweigen und blickte in sich gefehrt vor sich nieder, indem er den Personen um ihn her in der letzten Zeit nicht die geringste Aufmerksamkeit mehr zugewendet zu haben schien.

Er starnte noch immer unbeweglich vor sich hin und sagte dann, wie aus tiefen Gedanken zu sich selbst kommend: „Ihr seid beide rechte Narren, Kinder, aber es thut mir halt wehe, Euch so zu schauen, denn ich mag bei Leibe nicht, daß zwei Leute, die für einander bestimmt sind, sich nun ihren bittern Gram einander in's Angesicht speien, und sich aus purer Lieb' könnten zu Tod martern und seffiren. Nun, die Sach' ist halt noch nit zu End', Louis, und das ganze Freudenlicht ist noch nit ausgeblasen, Elsbeth! Müsset beide noch in aller Geduld der Herzen warten, wie gute Kinder auf das Neujahr, und halt denken, es ist ein alt' Stück: „das Blatt hat sich gewandt“, das noch immer zu Zeiten glücklich aufgeführt und gespielt wird. Wer weiß zuguterlezt, ob ich es nicht selber bin, der Euch noch wird helfen können? Wie Euch geholfen

werden kann, ich weiß es ja selbst noch nicht, ich armer Schächer, aber ich hab' mir halt nachgerechnet, daß viertausend Louisd'or schon für die ganze Geschichte ausreichen möchten! Aber viertausend Louisd'or! viertausend Louisd'or!" —

Dubois stockte jetzt und wurde bleich, indem er die genannte Summe noch einige Male vor sich hin in den Bart murmelte. Er versank in ein düsteres Hinstarren und schien mit seinen Entschlüssen zu kämpfen und zu ringen. Zuletzt floß ihm der Angstschweiß von der Stirne, den er sich mit einer kummervollen, schwer bedrückten Miene abwischte.

„Man könnte vielleicht viel thun, wenn man nicht durchaus ein gewissenhafter Mann bleiben müßte!“ murmelte er dann dumpf und hang in sich hinein.

Jetzt aber umringten ihn Elsbeth und Louis mit ihren zärtlichsten Liebkosungen, zu denen sie sich Beide vereinigten, indem sie dabei stillschweigend ihre Versöhnung unter sich gestiftet zu haben schienen. Denn je inständiger sie mit ihren Schmeicheleien und Bitten gegen den Alten vordrangen, den sie aufforderten, sich ihrer anzunehmen und ihnen mit Rath und That beizustehen, um so mehr legten sie dadurch selbst an den Tag, wie stark ihre Herzen noch für einander schlugen,

die nun mit vereinter Sehnsucht wieder für das eine Ziel ihrer baldigen Vereinigung sich bekannten.

Dubois entzog sich jetzt mit einem kräftigen Seufzer den innigen Umschlingungen seiner Kinder, und eilte, ohne ihnen irgend ein bestimmtes Versprechen zu geben, zur Thüre hinaus. Die beiden Liebenden sahen ihm mit erneuerter Traurigkeit nach, denn sie hatten gehofft, daß er sich endlich bereit erklären würde, sich bei der Kaiserin für sie zu verwenden, was er bisher stets als unschicklich und sein Verhältniß bei Maria Theresia gefährdend von sich abgelehnt hatte.

Dubois war jetzt wieder auf die Straße hinausgetreten und rannte, soweit es ihm seine unglückliche Körperbeschaffenheit verstattete, mit einer stürmischen Eile und ohne sich umzusehen weiter. Er schien wie in einem Traume dahinzuschwanken, und wenn man den finster blickenden buckligen Mann mit einer so seltsamen Heftigkeit, und dabei in den tiefsten Gedanken fortschreiten sah, so mußte man glauben, einen unheilbrütenden Dämon zu sehen, der etwas Schlimmes im Schilde führe, und zur Verübung irgend einer gräßlichen That ausgegangen sei.

Aber Dubois sann nur Gutes und Schönes in seinem Herzen, indem es ihn unaufhaltsam über die

Straßen Wiens forttrieb. Er hatte jetzt den Entschluß gefaßt, seinen Starrsinn fahren zu lassen, und seinen so lange mit Stolz und Eigensinn festgehaltenen Grundsäßen zu entsagen. Die Gestalt des Fremden war wieder mit erneuerter Mahnung und Verlockung vor seinen Sinn getreten, es fiel ihm ein, daß ihm Herr von Riedt zuletzt beim Abschied seine Wohnung genannt, die er in einem der ersten Hotels von Wien eingenommen, und Dubois dachte, er wolle jetzt zu ihm gehen, er wolle sich von Neuem bereit erklären und das Anerbieten annehmen, welches ihm in so großer und glänzender Weise von dem Fremden gestellt worden. Dieser Gedanke schien ihn sogar einen Augenblick lang zu trösten, denn er glaubte jetzt die ihn so schwer belastenden Thränen Elsbeths und ihres Verlobten trocknen zu können.

Es war das Hotel zum wilden Mann, in welchem Herr von Riedt abgestiegen war, und wohin er Dubois bestellt hatte, falls er ihm irgend Etwas zu hinterbringen habe. Dubois befand sich schon in der Gasse, in welcher das Hotel gelegen war, aber mit seinem starken Willen vermochte er doch jetzt nicht, seine Beine so zu lenken, daß sie in den Thorweg eintraten und die Schritte unternahmen, die dazu nöthig sein mußten,

um den freinden Herrn wirklich aufzufinden. Mehrmals schon war Dubois unmittelbar an dem Hotel vorübergegangen, jedesmal hatte er sich gelebt, nun ungesäumt und ganz bestimmt einzutreten, aber immer wieder war er weiter gegangen, immer wieder war er zu derselben Stelle zurückgekehrt, ohne sich entschließen oder auch nur seinem eigenen Willen gehorsamen zu können. Seine Beine schienen ihm wie festgewurzelt zu sein, er konnte sie nicht mehr bewegen und stand endlich rathlos und in sich gefehrt vor der Thür des Hotels still, während der dicke, stattliche, von Silbertroddeln strohende Portier bereits sein Mißfallen an den Tag legte, einen so widerwärtigen und mißgestalteten Menschen hier vor dem vornehmen Hotel stationirt zu sehen. Indem er ihn aber forttreiben wollte, trat ein Herr dazwischen, der soeben die Treppe herunterkam und dem die Figur des Ofenheizers Dubois eine wohlbekannte und gerngesehene zu sein schien.

Es war Herr von Niedt selbst, der Dubois anrief und ihn zu sich heranwinkte. Der alte Dubois bebte jetzt erschrocken zusammen und wagte die Augen nicht zu seinem fremden Gönner emporzuschlagen. Mit niedergesenkten Blicken stand er furchtsam vor ihm,

und konnte auf die freundliche Frage des Herrn von Niedt: „ob er zu ihm gewollt und ob er ihm bereits gute Nachrichten bringe,“ nur mit einigen rauhen, unverständlich murmelnden Lauten antworten.

Das entgegenkommende Wesen des Herrn von der Niedt war geeignet, ihn bald zutraulicher und gesprächiger zu machen, und zugleich mußte sich Dubois selbst gestehen, daß es ein Wink des Schicksals sei, daß ihn gerade in diesem Augenblick dem Herrn von der Niedt habe begegnen lassen. Aber das Wort, auf das es ankam, jetzt über die Lippen zu bringen, dazu konnte er sich gleichwohl nicht verstehen. Diesen Dienst versagte ihm seine Zunge und mit düstern wirren Blicken beschränkte er seine Mittheilung darauf, dem Herrn von der Niedt zu sagen, daß derselbe sich ganz bestimmt auf ihn verlassen könne und daß er morgen früh den ersten Versuch bei der allernädsten Kaiserin machen werde. Aber des Geldes wagte er nicht wieder zu erwähnen. Dazu konnte er sich doch durchaus kein Herz fassen. Sein ganzes Gesicht glühte ihm, als wäre es in ein helles Feuer getaucht. Dann, nach einem ungeschickten wilden Gruß, entfernte er sich mit einer brüsken Bewegung, und ließ den Herrn von der Niedt stehen, der ihm forschend

nachblickte, und sich dann in sein vor der Thüre haltendes Cabriolet schwang.

„Die Armen, sie werden sich nun nicht heirathen können!“ seufzte Dubois, mit einer im Auge zitternden Thräne, still vor sich hin, indem er nun den Weg nach der kaiserlichen Hofburg einschlug, —

V.

Maria Theresia und ihr Ofenheizer.

Die Kaiserin war am heutigen Morgen zur gewöhnlichen Stunde auf ihrem Lager erwacht und bemerkte, wie immer, mit Wohlgefallen, daß das obschon unhörbare aber doch deutlich wahrzunehmende Walten ihres getreuen Dubois bereits in ihrem Gemach um sie her begonnen habe. Die Flamme knisterte bereits im Kamin mit so heimlichen, verschwiegenen Tönen, als wenn das Feuer von der Discretion seines Ofenmeisters etwas gelernt und seine Stille und Zurückhaltung im Dienst der Kaiserin als gelehriges Element ebenfalls angenommen habe.

Die Kaiserin horchte behaglich auf das leise, aber unablässige Prasseln der Flamme und schien sich an

diesem Geräusch erst allmälig zu ermuntern. Die vorüberhuschende Gestalt des alten Dubois, die sich bald hier bald dort bewegte und sich überall mit irgend einer nützlichen Handthierung im Zimmer zu schaffen machte, störte die Kaiserin nicht in dem kleinen Nachschlummer, der sich noch flüchtig über ihre Wimpern stehlen wollte, und in dem dann oft schon ihre Morgenunterhaltungen mit Dubois begannen, dem sie irgend eine Frage vorlegte, welche er dann gewöhnlich mit seinem die Kaiserin oft ungemein belustigenden Mutterwitz und gesunden Menschenverstand zu beantworten pflegte. Dies war seit Jahren stets die beste Manier gewesen, in der Maria Theresia erwachte, und dann war oft die Stimmung des ganzen Tages glücklich getroffen.

„Heda, Dubois!“ fuhr jetzt die Kaiserin plötzlich auf, indem sie mit hellen Augen um sich her schaute und den Ofenheizer nicht weit von ihrem Bette stehend gewahrte. „Er hat mir ja noch gar nit seine Meinung darüber gesagt, daß ich einen Frieden gemacht hab' mit dem König von Preußen. Und Er weiß ja, Dubois, daß mir seine Ansicht über Alles nicht minder wichtig ist, als wenn der Hof- und Staatskanzler, der Fürst von Kaunitz, etwas g'redt hat!“

Dubois zögerte einen Augenblick zu antworten. Die Frage der Kaiserin erfüllte ihn sichtlich mit großer Freude, und er sah jetzt schon die erwünschte Gelegenheit herankommen, um dem Gegenstand, den er heimlich im Auge hatte, näher zu treten. Aber aus Klugheit nahm er sich vor, auf die Sache selbst, auf die es ihm ankam, nicht sogleich überzugehen, weil Maria Theresia leicht Misstrauen gegen ihre Umgebungen zu schöpfen pflegte.

„Was in aller Welt soll ich zu dem Frieden sagen, Majestät?“ erwiderte er darum mit einem ganz gleichgültigen Ton. „Uebrigens“ — fuhr er pfiffig lächelnd fort — „pflege ich mich etwa in der gleichen Dinge zu mengen? Ich, der Ofenheizer Dubois?“

„Nun gut,“ entgegnete die Kaiserin, der heute durchaus wieder nach einer Plauderei mit ihrem Ofenheizer zu Muthe war. „Er will hinter dem Berge halten und mir seine politische Weisheit heut' nicht leuchten lassen. So sage Er mir zum Wenigsten, alter Freund, ob Er nicht froh und zufrieden damit ist, daß ich endlich den Frieden gemacht habe?“

Dubois war schon wieder zum Kamin hingeschlüpft, da ihm ein abgefallenes Scheit Holz dort schon seit

einiger Zeit Unruhe erregte. In demselben Augenblick aber stand er schon wieder unsfern von der Kaiserin und antwortete mit dem ihm eigenen tiefen und gewichtigen Ernst: „Ich bin froh und zufrieden damit, wenn Euerer Majestät dieser Friedensschluß Vergnügen macht.“

„Und wie kannst Du glauben,“ entgegnete die Kaiserin erstaunt, „daß mir der Friedensschluß etwa kein Vergnügen mache?“

„Wie kann ich wissen,“ entgegnete der Ofenheizer jetzt in einem rauhen, verdrießlichen Ton, „was den Großen Vergnügen macht? Wenn ich es wäre, so würde ich es wohl wissen, aber die Großen, o mein Gott, das ist ganz etwas Anderes! Wer kann rathen, was diese anbetrifft, wer kann sie immer verstehen?“

„O,“ entgegnete Maria Theresia mit einem frommen Aufschlagen ihrer Augen, „Er meint also wohl, daß ich allenfalls auch nicht darüber froh sein könnte, den Frieden zu haben? Er denkt, daß ich meine Unterthanen nicht lieb habe, und um ihretwillen nicht Alles gut heiße, was in ihrem Interesse liegen kann?“

„Ach, verzeiht mir, Majestät,“ erwiderte Dubois,

10127050
sich unterwürfig bis auf den Fußboden verneigend,
„Ich weiß ja, daß Ihr nicht nur die größte, sondern
auch die beste und gütigste Souverainin der ganzen
Welt seid! Die Kaiserin Maria Theresia ist ja unserer
Aller Mutter! Aber — —“

„Was will Er denn mit dem Aber sagen?“ fragte
Maria Theresia, ihn überrascht anblickend, indem sie
mit steigender Verwunderung sein seltsames düsteres
Wesen beobachtete.

Dubois stellte sich jetzt mit einer feierlichen Ge-
berde auf und sagte den Beigefinger emporhebend:
„Thun denn die größten Fürsten immer das, was sie
wollen und wie sie es wollen? Thun sie nicht zu-
weilen auch das, was sie eigentlich gar nicht thun
mochten? Und ziemt es sich denn für uns arme
Leute aus dem Volke über solche Dinge ein Urtheil
zu fällen? Wenn man mir von den Absichten Euerer
käfferlichen Majestät spricht, o, dann will ich die
Bürgschaft dafür auf mein eigenes Haupt übernehmen.
Aber wenn Eure Majestät den Frieden machen, wie
in aller Welt soll ich wissen, warum dies geschehen?
Kann ich selbst wissen, ob gerade das geschehen ist,
was Eure Majestät geschehen lassen wollten? Von
dem Allen weiß ich Nichts, gar Nichts. Ich spreche

darum blos meine Wünsche und Gelübde für Eure Majestät aus, und glaube am besten zu thun, wenn ich über alles andere schweige."

„Nun wohl, entgegnete Maria Theresia mit ihrer gütewollen prächtigen Stimme, „Du bist einmal ein seltsamer Kauz und sollst bei mir auch Dein Recht haben, wunderlich zu sein, um so mehr, da bei Dir immer einiger Verstand dahinter lauert. Aber wenn es sich um den Frieden handelt, den ich mit dem König von Preußen abgeschlossen habe, so kannst Du doch nicht daran zweifeln, Dubois, daß ich gerade um meiner geliebten Unterthanen willen sehr froh darüber bin!“

„O, Majestät,“ entgegnete Dubois jetzt mit einem feierlichen Aufschwung seiner Stimme, „Sie wollen gewiß, daß Ihre Unterthanen alle glücklich sind! Und doch, Majestät, sind sie es denn immer? Hängt dies immer von Eurer Majestät ab? Und wenn es davon abhinge — —?“

Dubois brach hier wohlweislich seine Rede ab, und versank dann, die Kaiserin aus der Ferne anstarrend, in ein grübelndes Schweigen.

Maria Theresia schien noch betroffen über diese letzte Neußerung des alten Savoyarden nachzusinnen.

Dann ertheilte sie ihm den gewöhnlichen Wink sich zu entfernen, weil die Kaiserin zur Toilette übergehen wollte.

Dubois begab sich in der hergebrachten Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit fort. Er glaubte schon einen ganz vortheilhaften Anfang gemacht zu haben, worauf er, so wie er die Kaiserin kannte, morgen eine dem Ziel sich nähерnde Fortsetzung begründen zu können hoffte.

Mit sich selbst zufrieden, kehrte er daher in seine kleine Wohnung in dem Hintergebäude der Hofburg zurück, wo er sich den ganzen Tag über in trüber Einsamkeit verkroch. Denn die Gedanken an seine in Schmerzen dahinlebende Tochter marterten ihn, aber er hatte jetzt seinen unabänderlichen Entschluß gefaßt, den er festhalten wollte und von dem er nicht mehr abzugehen gedachte. Nur noch von der Gnade des Himmels wollte er eine glückliche Wendung für der armen Elsbeth Geschick erwarten.*)

*) Siehe Thiébault, Souvenirs de vingt ans d'un séjour à Berlin. IV. 221.

VI.

Die Morgen-Unterhaltungen Maria Theresia's.

Am andern Morgen, als Dubois sich wieder um dieselbe Zeit in dem Gemache der Kaiserin befand, schien Maria Theresia bereits dem Eintreten ihres Ofenheizers entgegengeharrt zu haben. Die Kaiserin, schon seit einiger Zeit schlaflos, horchte eben auf das Schlagen der Uhr, welche die sechste Stunde verkündete, als sich unmittelbar darauf die Thüre öffnete und Dubois mit seinem angezündeten Lichte in das Zimmer trat.

Dubois zündete rasch die Kerzen an, welche auf dem Tisch der Kaiserin standen und huschte dann mit eiligen Schritten zu dem Kamin, um die Feuerstätte so rasch als möglich zu beleben, denn draußen waren heute einige Grade Frost eingetreten, und das durchgefältete Zimmer bedurfte für das Aufstehen der Kaiserin einer stärkeren Erwärmung.

Aber in demselben Augenblick sah sich Dubois auch schon von der Kaiserin angerufen, die ihm mit ihrem gewöhnlichen: „Heda, Dubois!“ anzeigte, daß

sie bereits wachte, und zur Unterhaltung mit ihrem Ofenheizer nicht abgeneigt war.

„Er schien mir gestern Complimente zu machen, Dubois,“ fügte die Kaiserin sogleich und fast mit einer gewissen Hastigkeit hinzu, „aber ich habe mich nachträglich überzeugt, daß Er mir doch eigentlich nur Vorwürfe gemacht hat.“

„Ich nehme mit Betrübniß wahr, daß Eure Majestät nur die Hälfte von dem anzunehmen geruhten, was ich gesagt habe!“ erwiderete der Bucklige, indem er mit vielem Geschick den Erstaunten und Bestürzten spielte

„Sage Er mir ganz aufrichtig, Dubois,“ fuhr die Kaiserin, mit einem sehr ernsten und strengen Ausdruck fort, „was wollte Er denn gestern mit der seltsamen Phrase sagen, die Er gebraucht hat: „Wenn es davon abhinge?“

„O,“ entgegnete Dubois mit einer halb natürlichen Treuherzigkeit, „darunter, Majestät, kann ich gar Mancherlei verstanden haben!“

„Nun, laß Er hören; Dubois,“ sagte die Kaiserin, sich mit aufmerksamem Ohr zu ihm hinneigend.

„Wozu sollte es dienen, Majestät, darüber zu

reden?" fragte Dubois, seine listig blinzelnden Augen zu der Kaiserin empor schlagend.

„Aber Er soll mir genau expliciren, was Er damit eigentlich hat sagen wollen," befahl die Kaiserin wiederholt.

Dubois stand mit seiner unerschütterlicher Ruhe, hinter der sich soviel Schlaueit verbarg, der Kaiserin gegenüber, und sagte dann mit einem listigen Lächeln, welches die Kaiserin noch mehr aufzureizen schien:

„Giebt es denn nicht tausend Rücksichtnahmen und Erwägungen in der Politik, die selbst den Souverain, der am meisten das Wohl seiner Unterthanen will, wieder abwendig machen können? Und die Privatangelegenheiten? Und so viele Verwandte, die ihre Wünsche und ihren Einfluß geltend machen? Und dann die Zerstreuungen des Hofes?"

„Nun hör' Er einmal," sagte die Kaiserin mit einem gewissen Ernst, „ich bin meines Ofenheizers Excellenz heut sehr verbunden, denn Er scheint mir etwas stark die Leviten lesen zu wollen. Er behauptet also, daß ich nicht für das Wohl meiner Unterthanen sorge, selbst wenn ich es kann und obgleich ich es will; explicir Er mir doch das!"

„Ach, du heilige Jungfrau," entgegnete der Ofen-

heizer jetzt mit einer trübselig gesenkten Miene, „Eure Majestät thut wohl immer das Beste, was Sie können, wenn es sich um solche Angelegenheiten Eurer Unterthanen handelt, die mit Euren eigenen großen Angelegenheiten eng verbunden sind, denn dies sind zu bedeutende Angelegenheiten, als daß man Eure Majestät davon zerstreuen und sie bei Euch in Vergessenheit bringen könnte! Aber es giebt auch ganz besondere Fälle, die Eure Unterthanen angehen, oder irgend einen Einzelnen darunter, irgend einen armen Unglücklichen, der vielleicht unverschuldet in einem finstern Kerker schmachtet, und wo Eure Majestät sich nicht veranlaßt fühlen, einzudringen und die höchste Gnade der Kaiserin walten zu lassen.“

„Er glaubt also in der That,“ entgegnete Maria Theresia mit einem unwilligen Ausdruck, „daß mir die Privatangelegenheiten meiner Unterthanen völlig gleichgültig sind?“

„Gleichgültig?“ antwortete Dubois in einem fast trostigen Ton. „Daran dürfte allerdings wohl Vieles fehlen, denn ich sagte ja selbst, daß Eure Majestät es wohl gern thäten und lebhaft wünschten, für alle Eure Unterthanen, nah oder fern, alles Mögliche zu thun, aber Etwas wünschen und Etwas wirklich

thun, das ist denn doch in der That Zweierlei, Majestät!"

„Wie?“ rief die Kaiserin, die sich über das seltsame Wesen ihres Ofenheizers immer mehr zu ärgern begann. „Wer wird mich denn verhindern können, das zu thun, was ich wünsche und was ich will?“

„Ach,“ entgegnete Dubois mit schlauem Lächeln, „das weiß ich wohl. Es giebt ja eine so große Anzahl anderer Beschäftigungen, die Euch zerstreuen und in Anspruch nehmen müssen, und dazu kommt das Bedürfniß der Ruhe, und dann die politischen Rücksichten, die nicht von der Hand gewiesen werden können.“

„Er kommt immer wieder auf Seine politischen Rücksichten und auf Seine Zerstreuungen zurück, mein superfluger Freund und Ofenheizer!“ sagte Maria Theresia fast zornig, denn der große Einfluß, den Meister Dubois durch sein eigenthümliches Wesen bei der Kaiserin gewonnen, bestand auch darin, daß seine Einwürfe sie zu reizen verstanden, und daß sie sich oft sogar durch seinen Widerspruch ärgern ließ, um dann nur um so bereitwilliger auf seine Ansichten und auf seine Bitten einzugehen.

„Aber welches sind denn die politischen Rücksichten, auf welche Er sich so heftig stützt, und bei denen Er immerfort verweilt?“ fragte sie weiter, indem sie sich auf ihrem Bett emporrichtete und ihren vollen schneeweißen Arm gegen ihn ausstreckte.

„Ei,“ erwiderte Dubois mit demselben unerschrockenen Gleichmuth, „giebt es denn nicht so viele Rücksichten für den Staatskörper selbst und soviel Pflichten gegen die andern Mächte, die Schonung verlangen, um Eure Majestät von tausend guten Vorsätzen und Handlungen wieder abwendig zu machen?“

„Und nun, sei Er auch so gut und nenne Er mir die Berstreuungen, die mir Seiner Meinung nach zu schaffen machen sollen, und sage Er es mir hübsch genau und fein säuberlich, worin denn diese Berstreuungen bestehen?“ fragte die Kaiserin jetzt mit einem ernsten Ton und einem scheuen Seitenblick, den sie auf den wunderlichen Dubois richtete.

Die Gestalt des buckeligen Gnomen hatte sich jetzt auf eine wunderbare Weise in die Höhe gehoben. Er sah ernst und achtunggebietend aus, und seine abschreckenden bizarren Gesichtszüge schienen sich veredelt zu haben und von Geist überflogen zu sein.

„O, das ist noch nicht das Schlimmste, was es giebt!“

rief er jetzt mit einer emphatischen Handbewegung aus. „Giebt es denn nicht beständig Beglückwünschungen, die durch graciöse Complimente, welche nichts bedeuten, beantwortet werden müssen? Und dann kommen feierliche Deputationen, die auf schöne Reden warten, in denen man viele Phrasen macht, aber sich zu gar nichts verpflichtet. Und die öffentlichen Vergnügungen, die Schauspiele, die Feste, wo man hingehen muß, um sich zu zeigen und seine Zeit zu verlieren, um bald rechts bald links zu grüßen und vor Langeweile zu sterben. Gewiß, kaiserliche Gnaden, ich beklage Euch von ganzem Herzen, aber die armen unglücklichen Leute, deren Lebensglück Ihr jetzt begründen könntet bei Gelegenheit des Friedens, was in aller Welt soll aus ihnen werden in der Mitte eines solchen Wirbels von Zerstreungen und Ansprüchen? Ach, diese Aermsten werden vergessen sein, und es wird an der Gelegenheit fehlen, sich ihrer anzunehmen und auch nur das Geringste für sie zu thun!"

Der Ofenheizer stand wie ein strafender Dämon vor der Kaiserin da. Sein Gesicht war in eine dunkle Gluth getaucht, aus seinen Augen schossen wilde tückische Flammen, die seine Erscheinung unheimlich und drohend machten.

Maria Theresia kehrte sich jetzt von der überfluthenden Veredsamkeit ihres Ofenheizers ab und machte das gewöhnliche Zeichen, daß sie sich zu ihrer Toilette erheben wolle. Mit einer blitzschnellen Bewegung, ohne sich noch ein einziges Mal umzublicken, hatte sich Dubois jetzt aus dem Gemach der Kaiserin entfernt.*)

VII.

Fortsetzung der Unterhaltungen.

Am andern Morgen nahm jedoch die Kaiserin von selbst die Unterhaltung wieder auf und sagte zu Dubois: „Er hat mir gestern von den guten Werken gesprochen, die ich bei Gelegenheit des Friedens jetzt verrichten könnte. Nun, wohl, wenn Er einige weiß, so lasse er hören und Er kann überzeugt sein, daß ich Alles, was Er mir zu sagen hat, gut aufnehmen werde.“

Dubois hatte jetzt plötzlich seine Miene gegen die

*) Thiébault Souvenirs de vingt ans d'un séjour à Berlin. IV. 223 ff.

Kaiserin verändert. Die größte Gleichgültigkeit stand auf seinem Gesichte geschrieben und mit einer gänzlich unbekümmerten Ruhe sagte er zu Maria Theresia: „Wie in aller Welt sollte ich da etwas zu sagen wissen. Ich armer Schelm kann die Dinge in der Welt nur im Allgemeinen und im Groben sehen. Details gelangen nicht bis zu mir und gehen mich gar nichts an; dies ist die Sache Eurer kaiserlichen Majestät oder Ihrer Herren Minister!“

„Ei, mein Freund,“ entgegnete Maria Theresia mit einem ärgerlichen Ton, „Er spricht ja in die Kreuz und Quer, und ich glaube, Er weiß halt gar nicht mehr, was Er redet!“

„O, Majestät, ja,“ erwiderte Dubois jetzt mit erneutem Eifer, „verzeiht mir, daß weiß ich sehr wohl. Habe ich denn nicht schon genug in der Welt gelebt, um zu wissen wie viel Gutes Eure Majestät thun könnte, besonders in einem Augenblick wie der gegenwärtige ist? Weiß ich nicht, daß es Tausende und aber Tausende von Menschen giebt, die immer gerechte Ursache haben sich zu beklagen und nach Hülfe zu verlangen? Und was man auch von Euch bitten könnte, Majestät, welcher Schrei eines Unglücklichen auch aus tiefstem und fernstem Kerker zu Euch dringen möchte,

kann es mir denn unbekannt sein, daß Ihr Alles, was von Euch abhängt, thun würdet, um den Schmerz zu lindern, um die Gerechtigkeit zu sühnen? Und wenn es nicht von Euch abhinge, sondern vielleicht von irgend einem andern Fürsten, so giebt es wahrlich keinen Souverain der Welt, der sich nicht beeifern würde, Alles zu bewilligen, was Eure Majestät von ihm begehrten möchten. Aber wenn Eure Majestät wollen, daß ich etwas Einzelnes und Bestimmtes anfüre, das ich nicht wissen kann und von dem nur Eure Majestät allein und Thre Minister die Kunde haben können, so wäre das grad' so, als wenn Eure Majestät mir befehlen, Wasser in die Donau zu tragen!"

Die Kaiserin hatte ihn mit einem scharfen prüfenden Seitenblick beobachtet. Das ganze Wesen ihres alten Savoyarden kam ihr äußerst räthselhaft vor, und sie wollte es von neuem versuchen, Etwas aus ihm herauszulocken.

„Er strengt sich vergeblich an, mir zu entchlüpfen," jagte die Kaiserin nach einer Pause. „Entweder spricht Er dummes Zeug in die leere Luft hinein, und dann thut Er halt besser feinsäuberlich seinen Mund zu halten, oder Er kann mir wirklich irgend eine gute

That anzeigen, die ich Seiner Meinung nach verrichten könnt', und dann befehl' ich Ihm, zu sprechen, und, bei meiner Ungnade', nit länger mit Seiner Sach' zurückzuhalten."

„O, Majestät," erwiderte Dubois jetzt mit dem Ausdruck großer Verwirrung auf seinem Gesicht, „wo soll ich das hernehmen, was Ihr von mir verlangt? Ich weiß es, Eure Majestät können in diesem Augenblick tausend gute Handlungen verrichten. Diesen Gedanken wird mir Niemand aus dem Kopfe bringen können, wie mir auch Niemand den Gedanken wird streitig machen dürfen, daß Eure Majestät die größte Lust haben, diese Handlungen zu verrichten und sie doch nicht ausführen werden, wie auch ohne Zweifel Eure Minister Euch keine Kunde davon geben werden, wenn sie dies auch allerdings im Stande sein möchten. Dieser Gedanke, Majestät, ist grausam für alle Eure Diener und Bewunderer, aber er ist wahr, Majestät, er ist wahr!"

Die Kaiserin wandte sich mit einer zornigen Geberde von ihm ab und schwieg einen Augenblick nachsinnend still, indem sie den Kopf gegen die Wand gedreht hielt. Dann gab sie ihm mit ihrer Handbewegung das gewöhnliche Zeichen, das ihn zur so-

fortigen Entfernung aus dem Gemach der Kaiserin bestimmte *)

Am vierten Morgen war die Kaiserin fast in demselben Augenblick erwacht, als ihr Ofenheizer, der in der letzten Zeit eine so eigenthümliche Kette von Gedanken in ihr angeregt hatte, in das Zimmer getreten war.

Maria Theresia rief ihn sogleich an, als sie ihn an dem Kamin vernahm und sagte: „Höre Er mich an, Dubois. Unsere letzte Unterhaltung ist mir gestern den ganzen Tag über im Kopfe herumgegangen. Er kann daran sehen, daß mir das Discurriren mit ihm nit gleichgiltig ist und obwohl Er Seinen harten Kopf stets für sich haben will, so mein' ich doch, daß Er allgemach Raison annehmen wird und Seine Kaiserin klarer schauen lassen möchte, was Er mit all' den

*) Thiébault IV. 228. Thiébault giebt diese Unterhaltungen der Kaiserin Maria Theresia mit ihrem Ofenheizer nach einer angeblich authentischen Mittheilung wieder, welche er von Trenk selbst in Paris erhalten haben will.

seltsamen Winkelzügen eigentlich sagen will. Er hat mich halt auf meine Minister gewiesen, von denen ich mir sagen lassen möcht', was ich denn eigentlich für gute Handlungen bei Gelegenheit des Friedens aus-gehen lassen könnt."

„Ach, meine allergnädigste Frau Kaiserin," erwiderte Dubois jetzt, indem er die Hände bewegt in die Höhe hob, „das würde Eurem unterthänigsten Knecht als Ofenheizer über die Maßen schwer werden! Ich weiß ja immer nur das, was alle Welt schon wußte, und die Dinge, die zufällig zu mir gelangten, waren gewiß Anderen stets viel besser bekannt als mir. Wenn ich Eurer Majestät ein Beispiel anführen sollte, so würde ich am Ende nur auf alte Geschichten kommen, von denen ich vielleicht außerdem noch schlecht unterrichtet wäre. Auch müßte ich deshalb noch lange in meinem Kopf nachsuchen, und Gott weiß, was ich alsdann darin finden würde.“

„So suche Er nur immerhin in seinem Kopf nach," rief die Kaiserin, ihm gutmütig zunickend, „und sage Er mir dann ganz offen, was Er darin gefunden hat.“

„O," rief der Ofenheizer jetzt, wie zusammenschreckend, indem er mit einer trübsinnigen Miene vor

sich niederblieb, „was wird mir aber dann geschehen, wenn ich dummes Zeug vorbringe, das ich vielleicht für ganz etwas Vernünftiges halte, und wie würden mir Eure Majestät das aufnehmen? Würden Eure Majestät dann wohl eingedenk sein, daß ich ja nur dem allernädigsten Willen gehorcht habe, und würde mir dann gnädigst vergeben und verziehen werden?“

„Beruhige Er sich nur ganz darüber,“ sagte Maria Theresia rasch, „ich werde gewiß Seinen guten Absichten immer Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Nun wohl,“ rief Dubois entschlossen, „mir kommt eben gerade eine große Geschichte in's Gedächtniß, aber wenn sie nur mit etwa zu stark mit der Politik zusammenfällt? Wie würde es dann damit sein, großmächtigste Kaiserin?“

„So rede Er doch nur endlich,“ rief Maria Theresia ungeduldig, „und fürchte Er nichts!“

„Nur wohlan, ich werde Eurer Majestät gehorchen,“ sagte Dubois jetzt, aus tiefer Brust frischen Athem schöpfend. „Eure Majestät haben in Ungarn eine Familie, deren Name Trenk ist. In dieser Familie gab es einen Mann, der Euch die größten Dienste erwiesen, besonders in Euren Kriegen gegen Friedrich. Mit den viertausend Uhlänen oder Pandu-

ren, welche Trenk in seiner Heimath ausgehoben hatte, setzte er die Franzosen in Schrecken, vom Rhein bis Paris. Und welche Belohnung empfing er für seinen kühnen Heldenmuth, für seine aufopfernde Liebe zu Kaiserin und Österreich? Laßt sehen. Es gelang seinen Feinden, Euch zu überreden, daß Trenk ein gottloser Mensch, ein Verräther, oder ein Narr, oder vielleicht alles Dreies zusammen sei. Ihr ließet ihn darauf in eine Eurer Festungen einsperren, von dort konnte er sich nicht mehr mausig machen, man hörte kein Sterbenswörtchen mehr von ihm, und Trenk starb dort im allergrößten Elende. Und nach dem Tode des tapfern Trenk, was that man für ihn? Nichts, Majestät, gar Nichts! Man stellte nicht einmal sein ruhmwürdiges Andenken wieder her; seine Familie empfing keine Art von Trost, man ließ ihn ganz und gar der Vergessenheit anheimfallen. Einen anderen Zweig dieser Familie giebt es, der sich in Preußen niederließ; ein Vetter jenes unglücklichen Trenk, ebenso unglücklich als dieser, schmachtet, ich weiß nicht seit wie viel Jahren, in den preußischen Gefängnissen. Und welcher Schuld hat man diesen armen Freiherrn von der Trenk in Preußen angeklagt? Gar keiner! Dieser Trenk ist grad ebenso unschuldig als der

Andere, als sein Better, der Vanduren-Obrist, und weil man halt nichts gegen ihn weiß, hat man ihn angeklagt, daß er Eurer Majestät von den Festungen des Königs, mit dem Ihr soeben den Frieden geschlossen habt, die Pläne überliefert habe. Nun, unsere allernädigste Kaiserin und Herrin weiß gewiß am besten, daß dies nicht wahr ist, und man behauptet allgemein, daß Euch der Freiherr Friedrich von der Trenk, der auf den preußischen Festungen wie ein schwerer Verbrecherinne behalten wird, Nichts, gar Nichts ausgeliefert habe. Eure Majestät wissen es also, daß dieser Trenk nicht schuldig ist, und doch muß Euer erlauchter Name zum Vorwand für all sein unmenschliches Leiden dienen. Euret wegen ist es, Majestät, daß ein Unschuldiger in der Tiefe der abschulichsten Kerker verderben und zu Grunde gehen muß. Dürft Ihr das wohl dulden, Majestät? Und könntet Ihr nicht jetzt bei der günstigsten Gelegenheit, die der Frieden mit Preußen darbietet, einige Zeilen von Eurer gnädigen Hand an den König von Preußen schreiben, ihm darin sagen: daß dieser Mann unschuldig ist des Vergehens, dessen man ihn angeklagt hat, daß Ihr Euch mit Eurem kaiserlichen Wort für seine Unschuld in diesem Betracht verbürget, daß es Euch

unendlich wehe thue zu denken, wie Ihr der Vorwand für alle seine Leiden seid, und daß Ihr hoffet, der König von Preußen werde, nachdem der Frieden zwischen Seiner preußischen Majestät und Euch hergestellt worden, und jetzt eine so liebe Freundschaft zwischen Euch und Preußen bestehet, es Euch nicht abschlagen, diesem Unglücklichen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und Euch selbst die tröstliche Genugthuung zu verschaffen, die Ihr daraus entnehmen würdet? Majestät, könnte Euch wohl der König von Preußen bei einer solchen Gelegenheit, wie die jetzige ist, einen Wunsch abschlagen, mit dem Ihr zugleich einen ehemaligen Unterthan des Kaiserreiches zurückfordert? Und welchen kostbaren Beweis Euerer wiedergekehrten Gnade könnetet Ihr der Familie von der Trenk geben, die soviel unverschuldetes Unglück erlitten? Die heißensten Segnungen dieser braven Leute werden Euch durch das ganze Leben folgen, Majestät, und würde Euer hohes großmüthiges Herz nicht in der That die Eurer würdige Erhebung und Tröstung dabei empfinden? — Seht, Majestät, das ist das Beispiel, das mir in den Kopf gekommen ist, und wofür Ihr mir im Voraus Eure gnädige Verzeihung bewilligt habt."

Dubois brach hiermit kurz seine Erzählung ab,

die er mit dem Ausdruck einer ungemein treuherzigen und natürlichen Bewegung vorgetragen, und die allem Anscheine nach eine ungewöhnliche Wirkung auf die Kaiserin hervorgebracht hatte.

Maria Theresia war in ein ernsthaftes Nachsinnen versunken, und saß schweigend auf ihrem Lager aufrecht. Dubois erkannte bereits in den von ihm seit so langer Zeit studirten Gesichtszügen der Kaiserin, daß ihr Herz, wie so oft, wieder den Sieg davongetragen, und daß ein günstiger Entscheid von ihr zu erwarten stehe.

„Es ist gut, Dubois, sagte die Kaiserin jetzt. „Ich werde dieser Sache gedenk bleiben und sehen, was ich thun kann. Er soll von mir hören. Geh' Er jetzt und verlasse Er das Zimmer.“

Dubois machte eine Reverenz, die schon wie eine freudige Danksgung aussah. Fast hätte er seiner Freude durch einen lauten Ausruf Lust gemacht. Er zog es aber vor, so, wie er der Kaiserin am angenehmsten war, ganz unbemerkt und spurlos aus dem Zimmer zu verschwinden.

VIII.

Die Bitte Maria Theresia's an Friedrich den Großen.

Die Kaiserin war jetzt rasch ihrem Bette entstiegen, und hatte unter den Händen ihrer Kammerfrauen in einigen Minuten ihre Morgentoilette vollendet.

Maria Theresia begab sich alsdann, ihrer täglichen Gewohnheit nach, zuerst in die Kapelle, um eine Messe zu hören. Diese Kapelle befand sich ganz nahe bei den Wohngemächern der Kaiserin und Maria Theresia trat oft einige Augenblicke, wenn gerade ihr andächtiges Herz danach verlangte, von ihrem Arbeitstisch in die Kapelle hinüber und kehrte dann jedesmal neugestärkt und frohen Muthes wieder an denselben zurück.

Als Maria Theresia jetzt wieder in ihr Zimmer kam, strahlte ihr Gesicht von einem stillen, hochherzigen Glanz und auf ihrer Stirne stand ein schöner Entschluß, dem sie jogleich und ungesäumt Erfüllung geben zu wollen schien.

Maria Theresia setzte sich jetzt ohne weiteres Zögern an ihrem Schreibtisch nieder, faltete ein Blatt

Papier und warf, ohne sich zu besinnen, im stürmischen Fluge folgende Briefzeilen auf dasselbe hin:

„Sire!

„Der zwischen uns geschlossene Frieden müßte schlimmer als der eben überstandene Krieg sein, wenn nicht auch ein gegenseitiges Vertrauen in den Gemüthern daraus neu hervorgegangen wäre. Diese Überzeugung ist es, die es mir zu einem wahren Vergnügen erhebt, den folgenden Wunsch an Eure Majestät auszusprechen.

„Ew. Majestät bergen auf einer Ihrer Festungen seit geraumer Zeit einen unglücklichen Staatsgefangenen, der einer in meinen Staaten einheimischen und um das Kaiserreich wohlverdienten adeligen Familie angehört. Dieser Gefangene ist der Freiherr Friedrich von der Trenk, der, wie man mir gesagt hat, in den Kasematten Magdeburg's einen schweren Verdacht abhüßen muß, der auf ihn gefallen ist.

„Es heißt, Sire, daß Trenk fürchterlich leiden muß, weil man ihm Schuld gegeben, daß er mir in dem mit Gottes Hülfe beendeten Kriege die Pläne von Euerer Majestät Festungen verrathen habe. Wenn dies seine Schuld ist, so darf ich wohl ganz getrost

Euere Majestät bitten, mir ein Wort für den Unglücklichen gestatten zu wollen.

„Denn der Trenk hat das Verbrechen nicht begangen. Er hat mir, auf mein kaiserliches Wort, keinerlei Mittheilung dieser Art gemacht, und ich bitte für ihn bei Euerer Majestät.

„Wollen doch Euere Majestät die Gnade haben zu befehlen, daß dieser Trenk, der ein Mensch aus einer guten, kaiserlich gesinnten Familie ist, mir wieder frei gegeben werde, um in meine Staaten zurückkehren zu können! Da die begangene Schuld durchaus nicht auf ihm lastet, ersuche ich Euere Majestät, in allem Uebrigen Gnad' für Recht an besagtem tapferen Offizier statuiren zu wollen, und sehe Euerer Majestät bald geneigtem Entschied mit dankbarem Herzen und meinem sinceresten Respect entgegen.

Maria Theresia.“

Die Kaiserin kniffte das Blatt, nachdem sie es noch einmal mit leuchtenden Augen überflogen und sich selbst darüber mit einem innigen gerührten Ausdruck lebhaft zugenickt hatte.

Nachdem die Kaiserin den Brief mit ihrem Handsiegel verschlossen und eigenhändig die Aufschrift an den König Friedrich den Zweiten von Preußen darauf

gesetzt, ließ sie den Brief einige Augenblicke neben sich liegen, und gab sich, den Kopf in den Arm gestützt, einem sinnigen Nachdenken hin. Es schien jedoch kein beunruhigendes Sinnen zu sein, welches die Kaiserin jetzt beschlich, denn sie wandte sich zugleich seitwärts zu dem neben ihr stehenden Frühstückstisch und schlürste mit großem Behagen ihre Tasse Kaffee ein, welche sie bisher im Oranye des Briefschreibens noch nicht berührt hatte.

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener in das Gemach der Kaiserin und meldete, daß Herr von der Riedt in der Antichambre erschienen sei, um sich zu der ihm heute Morgen bewilligten Audienz bei der Kaiserin zu melden.

Herr von der Riedt, der zum Attaché bei der kaiserlichen Gesandtschaft am preußischen Hofe bestimmt worden, war schon in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Berlin mit einigen Geschäften betraut gewesen und seine jetzige Anwesenheit in Wien hatte neben seinen geheimen Absichten, die er hier verfolgte, und die er jetzt mit Erfolg gekrönt sah, auch noch den offensiblen Zweck gehabt, Depeschen an den kaiserlichen Hof nach Wien zu überbringen.

Es handelte sich jetzt vielfach darum, die Situa-

tion, in welcher sich die Cabinets Öesterreichs und Preußens nach Abschluß des Friedens einander gegenüber stehen geblieben waren, in gewissen vorliegenden Fällen näher und bestimmter zu umzeichnen, und die Friedensbestimmungen überall im besten und wohlwollendsten Sinne zu interpretiren.

Zu diesem Zwecke war Herr von der Niedt heute noch einmal zu einer Abschieds-Audienz bei der Kaiserin befohlen worden, um ihre entscheidende Willensmeinung über einige streitige Punkte zu vernehmen und für die österreichische Gesandtschaft in Berlin ein richtiges Maß der Behandlung dorthin zu Ende zu bringen.

Die Kaiserin eröffnete aber diesmal die Mittheilungen an ihren Abgesandten mit einem ganz neuen Gegenstand.

Sie hob den Brief in die Höhe, der vor ihr auf ihrem Schreibtische lag, und sagte mit einer nachdrucksvollen Betonung: „Hier ist ein Brief, den ich Ihnen beauftrage, an den König von Preußen nach Berlin zu überbringen und in meinem Namen unmittelbar in die Hände des Monarchen selbst zu legen. Ich will, daß Er die darin berührte Angelegenheit bei dem König Friedrich, wenn es nöthig ist, mit Seinen wei-

teren Ausführungen unterstüze. Es handelt sich um die Freilassung des Baron von der Trenk, des Staats-gefangenen von Magdeburg, für den ich mich in diesem Briefe verwendet habe. Ich höre von der über alle Maßen grausamen Behandlung, welche Trenk, der ein unschuldiges Opfer einer düsteren Intrigue ist, auf der preußischen Festung erleidet. Im Namen der Menschlichkeit und zugleich als meinen Unterthan wollt' ich mir den Trenk zurückfordern, denn ich darf es halt nicht länger dulden, daß ein Mann, der noch in kaiserlichen Diensten stand, mir entführt und unter so grausamen Martern einbehalten werde. Wenn der König Friedrich mit ohne Weiters eingeht auf meine gute Bitt', so ist Er beauftragt, Herr von der Riedt, darüber bei der preußischen Majestät vorstellig zu werden und mit der Sach' auf den Hubertsbürger Frieden selbst zurückzugehen, und daraus mit Seinem gewandten Geist recht schlagend zu deduciren, daß die Sach' mit so geht und daß österreichische Unterthanen in preußischen Landen mit so gehalten werden dürfen, was auch umgekehrt eine österreichische Behörd' immer sich herausnehmen würd' gegen einen Unterthanen Seiner preußischen Majestät. Läß' Er aber das auf sich beruhen, wenn er fein merkt, daß der König ohne-

dies sich nicht verschlossen zeigt für den wohlbegründeten Antrag der Kaiserin Maria Theresia.

Mit einem strahlenden Lächeln, fast verwirrt von der ihn bestürmenden Freude, hatte Herr von der Riedt diesen Auftrag aus den gnädigen Händen seiner Kaiserin empfangen. Schon wollte es ihn auf seine Kniee niederziehen, um der Kaiserin seinen Dank für ihre über dem Haupte des unglücklichen Trenk aufgehende Gnade auszudrücken, an sein Verwandtschaftsverhältniß zu Trenk zu erinnern, und sein eigenes Interesse in dieser Angelegenheit zu bekennen; aber der vorsichtige Diplomat, der die Oberhand in ihm gewann, erinnerte ihn, keinen vorzeitigen Schritt zu thun.

IX.

Der brave Mann.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte sich heute Morgens der Unterhaltung mit ihrem getreuen Ofenheizer schnell entzogen, und war so wortkarg gegen Dubois

gewesen; daß der arme Savoyarde sehr bekümmert darüber wurde und sich zuletzt ganz traurig zum Gemach hinausschlich.

Maria Theresia schien einen heftigen Unmuth in sich zu tragen und erhob sich in demselben rasch von ihrem Lager, um zu ihrer Toilette und zu ihren gewohnten Beschäftigungen überzugehen. In diesem Unmuth hatte auch der bevorzugte Gefährte ihrer Morgenstunden keine Gnade vor ihr gefunden, ja die üble Laune der Kaiserin schien sogar gegen Dubois selbst gerichtet — und auf denselben besonders abgesehen zu sein. Der wackere Ofenheizer zerbrach sich den Kopf darüber, was er wohl begangen haben möchte, wodurch er die Kaiserin allem Anscheine nach dermaßen gegen sich erzürnt habe, aber er wußte sich ihr kaltes und abweisendes Benehmen gegen ihn heute ganz und gar nicht zu erklären.

Nachdem Maria Theresia heute nach dem Aufstehen die Messe in ihrer Kapelle gehört, überließ sie sich den unaufhörlichen Anforderungen ihres Arbeitstisches mit einem fast leidenschaftlichen Ungestüm, indem sie die unangenehmen Gedanken, von denen sie sich gequält fühlte, in die sie umlagernden Stöße von Papieren und Actenstücken versenken zu wollen schien.

Jetzt trat der Lakai in das Cabinet der Kaiserin und überbrachte die Meldung, daß Herr von der Niedt aus Berlin zurückgekehrt sei, und sich zur Audienz melde, um ein eigenhändiges Schreiben Seiner Majestät des Königs von Preußen in die Hände der Kaiserin niederzulegen.

Die dunkeln Schatten auf Maria Theresia's hoher Stirn verfinsterten sich noch stärker, als sie diese Anmeldung vernahm.

„Der Herr von der Niedt soll sogleich eintreten!“ rief sie mit einer unwilligen Bewegung aus, indem sie dann wieder fortfuhr an den ihr vorliegenden Schriftstücken zu arbeiten.

Die Kaiserin hatte noch ihre Augen auf das Papier niedergesenkt und schrieb unverwandt, als Herr von der Niedt bereits in das Cabinet eingetreten war und ehrerbietig an der Thüre stand, den Aufforderungen der Kaiserin entgegenharrend.

Maria Theresia erhob endlich ihr Gesicht zu ihm, auf dem ein mißwilliger und gereizter Ausdruck ausgeprägt stand.

Ohne ihn zu begrüßen, streckte sie die Hand dem Brief entgegen, welchen Herr von der Niedt aus

einem Portefeuille herausnahm, um ihn der Kaiserin feierlich zu präsentiren.

Nachdem Maria Theresia den Brief, welchen Friedrich der Große in Erwiderung des ihrigen an seine neue Bundesgenossin und Freundin gerichtet, mit sichtlicher Befriedigung durchgelesen und darüber fast den ärgerlichen und zornigen Ausdruck aus ihrem Gesicht wieder verloren hatte, fielen ihre Blicke auf Herrn von der Niedt zurück, der über den ihm zu Theil gewordenen, offenbar ungnädigen Empfang in ein sprachloses Erstaunen versetzt war.

„Ich kann halt um der Gerechtigkeit willen nicht anders sagen, als daß Er sich meines Auftrages zu meiner Zufriedenheit entledigt hat, Herr von der Niedt,“ begann die Kaiserin jetzt, indem aus ihren Augen von Neuem ein ungnädiger und zürnender Blick auf den armen Diplomaten fiel. „Ich hatte schon g'hort, daß die Sach' ganz gut gegangen, und daß dem Trenk auf meine Fürbitt' seine Freiheit wiedergegeben worden.*.) Und nun schickt mir der König durch Euch

*) Prinzessin Amalie, deren Liebe und Treue so viel zur Befreiung Trenk's beigetragen, sollte indes noch lange Jahre nach einem Wiedersehen mit dem geliebten Freunde ihrer Jugend vergeblich sich sehnen. Erst nach dem Tode ihres Bruders, des großen Friedrichs, sollte dieser einzige Herzenswunsch der

noch ein gar höfliches Schreiben, in dem mir der böse Mann, der jetzt wohl wieder gut sein möcht', noch

Prinzessin, welche ihr ganzes Lebensglück ihrer Liebe geopfert hatte, in Erfüllung gehen. Der König Friedrich Wilhelm II. gab Friedrich von der Trenk die Erlaubnis nach Berlin zurückzukehren. Trenk ging sogleich dahin und ward bei Hofe sehr zuvorkommend aufgenommen. Sein erster Besuch, bevor er sich dem König vorstelle, galt der Prinzessin Amalia. Sie empfing ihn in demselben Gemach, in welchem sie vor 47 Jahren so felige Stunden mit einander durchschwärmt hatten. Auf derselben Stelle, wo sie sich damals ewige Liebe und Treue geschworen, standen sie sich jetzt im hohen Greisenalter gegenüber, in ihren zerfallenen und verwitterten Zügen vergebens das jugendliche, schöne Antlitz wieder suchend, das sie einst so geliebt hatten. Trenk blieb mehrere Stunden bei ihr. Er hatte so Vieles zu erzählen, er musste ihr sein ganzes phantastisches und abenteuerliches Leben berichten, und Amalia hörte ihm zu mit einem milden Lächeln und ihre Blicke entzückten ihn von allen Verirrungen und aller Sünde. Beim Abschied musste er der Prinzessin versprechen, ihr seine älteste Tochter zuzuführen, für welche Amalie mütterlich zu sorgen verhieß. Aber der Tod verhinderte die Erfüllung dieses Versprechens. Es schien, als habe dieses Wiedersehen die letzten Kräfte ihres erlöschenden Daseins aufgezehrt. Wenige Tage nach ihrer Zusammenkunft mit Trenk starb Prinzessin Amalie (1786). Trenk überlebte sie um einige Jahre. Er ging nach Frankreich, und starb dort 1793 unter der Guillotine. Als er mit seinen Leidensgefährten auf dem Karren saß und zum Richtplatz fuhr, sagte er zu der gaffenden Menge: „Eh bien, eh bien! De quoi vous émerveillez-vous? Ceci n'est qu'une comédie à la Robespierre!“ — Das waren seine letzten Worte. Wenige Minuten später fiel sein Haupt von der Guillotine in den verhängnisvollen Korb.

dazu seinen Dank ausspricht, weil ich ihm Gelegenheit gegeben hätt', seiner Gnad' ein solches, meinen Beifall erwerbendes Ziel zu geben. So weit ist die Geschichte gut und freu' ich mich in der That, daß nun Alles dahin gekommen ist. Aber mit Ihm, Herr von der Niedt, hab' ich noch halt ein Wort zu reden. Hab' da saubere Ding' erfahren, die Er mir angerichtet hat. Wird mir aus Berlin geschrieben, daß am preußischen Hofe die Vorstellung herrscht, Er hätte halt mit viertausend Louisd'or im Auftrage der Prinzessin Amalie meinen Ofenheizer bestochen, daß mir derselbe mit der Geschichte wegen des armen Trenk in's Gewissen reden sollt. Nun ja, es ist wahr, dieser alte treue Diener, den ich seit Jahren erprobt, hat mir diese Sach' recht eindringlich in's Gedächtniß zu rufen gewußt, und ich hab' mich, wie schon oft, durch sein Geschwätz, in dem viel guter Sinn ist, bestimmen lassen, und nun sag Er mir, Niedt, als ein ehrlicher Mann, der Er ist, was hat es für ein Bewandtniß damit? Hat Er mir den alten Savoyarden wirklich durch Bestechung dazu gebracht, daß derselbe mit seinem treuherzigen Geplauder meine Gedanken auf den Freiherrn von der Trenk hingelenkt hat?"

„Majestät," erwiderte Herr von der Niedt erschrocken,

indem zugleich die größte Bewegung in seinem ganzen Wesen hervortrat, „niemals hat das Gerücht einem braven Manne ein schreienderes Unrecht zugefügt, als es in diesem Falle geschehen ist. Dubois ist ein Ehrenmann, wie es wenige in der Welt giebt, und stets werde ich mein Haupt vor diesem Edlen beugen. Wenn er, bestürmt durch meine Bitten, durch die Bitten der bekümmerten und verzweifelnden Freunde Trenk's, sich dazu hat bewegen lassen, vor das Ohr Eurer Majestät sich mit dieser Sache zu wagen, so bitte ich Eure Majestät, deshalb Eure großmütige Verzeihung gnädigst auf mein Haupt ausschütten zu wollen, denn ich trage allein die Schuld. Aber der unglückliche Trenk, jetzt der glückliche, durch Eurer Majestät sonnenhelle Gnade, ist mein naher Anverwandter, und für ihn zu bitten, für ihn die einzige wirksame Vermittlung Eurer Majestät anzuflehen, schien mir und Allen, die sich für Trenk interessiren, als eine heilige Pflicht geboten. Denn die Rettung konnte nur noch von unserer allernädigsten Kaiserin kommen. Ein zufälliger Weg, um das Herz Eurer Majestät zu erforschen, schien uns das gerathenste. Ich wandte mich an den Geringsten von Eurer Majestät Dienern mit dem allergrößten Vertrauen. Es gelang mir erst, ihn für

diese edle That zu gewinnen, als es mir gelungen war, sein Gemüth zu treffen und ihn mit der Kunde von Trenk's beispiellosem Schicksal zu rühren. Denn zu bestechen ist dieser Dubois nicht, und ich kann es auf meine Ehre beteuern, daß er mit der größten Entrüstung jeden Gedanken an eine Belohnung seiner Dienste zurückgewiesen hatte und sich darin von Anfang bis auf den gegenwärtigen Augenblick treu geblieben ist. Ich muß Eurer Majestät offen bekennen, daß ich nicht ganz frei von diesem gewiß tadelnswertthen Versuch geblieben bin. Eine hohe Dame in Berlin — deren Namen ich Eurer Majestät bitte nicht nennen zu dürfen — nimmt einen sehr lebhaften Anteil an dem Unglück Trenk's, und sie hatte eine Summe von viertausend Louisd'or angewiesen, wenn dafür irgend Etwas zur Rettung oder Erleichterung des Gefangenen geschehen könne. Wir waren nahe daran, Dubois zu verlieren, weil wir ihm diese Summe wiederholt für seine Mitwirkung anboten. In diesem Menschen schlägt in einem mißgestalteten Körper ein schönes, großes Herz. Sein abstoßendes, widerwärtiges Äußere birgt die zarteste Seele, die nur idealen Motiven gehorcht. Er hat dies erst am heutigen Tage bewiesen, denn nach meiner Rückkehr aus Berlin

glaubte ich dem Ehrenmann, der sich so trefflich bewährte, die ihm bestimmte Belohnung doch aufdringen zu müssen. Dubois besitzt eine einzige Tochter, die er auf das Zärtlichste liebt und über die er sich seit einiger Zeit sehr bekümmerte. Denn das Mädel ist verlobt mit dem Husaren-Lieutenant Louis Wiedemann in Eurer Majestät Armee, einem ausgezeichneten jungen Manne, der aber selbst zu unbemittelt ist, um seine Braut heirathen zu dürfen, da bei ihrer Armut die vorschriftsmäßige Ausstattung fehlt. Die kleine tugendhafte Familie ist darüber in eine völlig trostlose und unglückliche Lage versetzt worden. Ich sandte daher diese viertausend Louisd'or an die Tochter des Dubois, erhielt sie aber auf der Stelle von dem Alten wieder, der das Geld an sich genommen, und mir mit einem unglaublich zornigen Brief zurück sandte, worin er sich fast in Schmähungen gegen mich ergoß. Ein Motiv, welches der Dubois darin gebrauchte, bestätigt zu sehr die seltene ehrenhafte Gesinnung dieses Mannes, als daß ich es nicht wagen sollte, Eurer Majestät unterthänige Mittheilung davon zu machen. Dubois schreibt mit einer ungemein trostigen Wendung: „Dies Geld dürfe unter keinen Umständen genommen werden, denn es komme dies aus dem Auslande her und müsse

dahin wieder zurückgehen, weil es sonst so aussiehen würde, als ob erst fremdes Geld dazu nöthig gewesen sei, um einen österreichischen Unterthan zu einem Gnadengesuch bei Ihrer Majestät der Kaiserin zu bestimmen. Jeder gute Österreicher kenne aber das große Herz seiner Kaiserin und baue auf dasselbe felsenhöhe Gebäude."

Maria Theresia hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört und über ihr Gesicht war wieder der ganze Zug holdseliger Güte getreten, der mit einem so bezaubernden Ausdruck in ihren Mienen heimisch sein konnte.

„Der Dubois ist also treu, das gefällt mir. Ich würde ihn sonst aus meinen Diensten haben entlassen müssen,“ sagte die Kaiserin, nachdenklich ihr Haupt wiegend. „Ich werde aber jetzt noch eine entsprechende Belohnung für ihn zu finden wissen. Dies sei meiner Sorge anheimgegeben!“

Damit entließ sie heute Herrn von der Niedt, indem sie nicht vergaß, ein ermunterndes und anerkenndes Wort für ihn hinzuzufügen.

XII.

Lohn der guten That.

Am andern Morgen, als Dubois wieder seine gewöhnlichen Verrichtungen in dem Gemach der Kaiserin mit der nie fehlenden Pünktlichkeit und Sorgsamkeit ausführte, trat ihm die Kaiserin, schon vollendet angekleidet, von ihrem Schreibtisch entgegen, an dem sie bereits schreibend gesessen hatte.

Den treuen Ofenheizer brachte dieser Anblick fast außer aller Fassung, denn es war etwas Aehnliches während seiner ganzen langen Dienstzeit kaum zwei oder drei Mal vorgekommen, und es gefiel ihm nie, wenn die Kaiserin in einem noch undurchwärmten Zimmer bereits das Bett verlassen hatte. Er begann daher auch jetzt wieder zu schmollen und der Kaiserin ein mißvergnügtes Gesicht zu zeigen.

„Halten zu Gnaden, Majestät,“ sagte er mit einem fast strengen Ton, „darf ich nicht um die Gnade bitten, fünfzig eine Stunde früher einheizen zu dürfen. Es ist zu kalt hier, und Eure Majestät werden Ihrer Gesundheit Schaden thun, wenn Sie in dem ungeheizten Raum sich erheben. Ich kann ja eine Stunde früher aufstehen und Alles bestens besorgen.“

„Nein, mein guter Dubois," sagte die Kaiserin mit gnädigem Lächeln, „Er soll in meinem Dienst nicht schon um fünf Uhr in der Frühe aufstehen, denn Er ist ~~halt~~ kein Jüngling mehr, und Er kommt in Jahre, wo man sich schonen soll, und wo man geschont werden muß, wenn man ein so treuer und gerechter Diener ist, wie Er, mein lieber Dubois!"

Das Gesicht des Alten glänzte in einem wahren Freudentaumel auf. Es war selten, daß die Kaiserin, wie viel Gnade sie ihrem sympathischen Ofenheizer auch sonst bewies, ihn mit einem so schmeichelhaften und gütigen Worte anredete. Er hätte jetzt für seine hohe Gebieterin durch's Feuer rennen können, so sehr bewegte den Meister Dubois diese gnadenvolle Rede, die ihn mit einem wahren Entzücken durchrieselte.

„Seh' Er her," fuhr die Kaiserin fort, ihm ein Blatt Papier überreichend, „das habe ich heute schon für ihn geschrieben und darum haben wir gern unsere Morgenruhe abgekürzt. Ich wollte Euch gern ein Zeichen geben, daß wir den treuen Sinn, in dem Er uns dient, wohl zu würdigen wissen, und da Er, wie wir uns mit Freuden überzeugt haben, durchaus keine Geldbelohnungen annimmt, so haben wir es auf andere Weise zu machen gesucht. Er empfängt hier das Pa-

tent, worin wir Seinen künftigen Schwiegersohn, den
braven, uns auch sonst genannten Louis Wiedemann
zum Hauptmann in unserem Husaren-Corps ernannt
haben. Und dies Handschreiben nehme Er und bringe
es Seiner Tochter. Ich übernehme darin ihre ganze
Ausstattung zu ihrer nun auf der Stelle zu feiernden
Hochzeit mit dem Hauptmann Louis Wiedemann.
Ueberbringt alles Beides den jungen Leuten unge-
säumt, sobald Ihr hier fertig geworden seid. Denn
Ihr habt Recht, die Kälte fängt doch an, hier em-
pfindlich zu werden, und es dürfte nicht gut sein, noch
länger vor diesem flammenlosen Kamin zu verweilen."

Mit dieser praktischen Hindeutung auf den Kamin
suchte Maria Theresia die Dankesagungen abzukürzen,
in denen sich der hoch überraschte und überglückliche
Dubois jetzt gegen seine gnädige Gebieterin erging.
Die Erinnerung an seine laufende Pflicht wirkte so-
fort auf ihn, und noch die heißesten Dankesworte
stammelnd, hockte er schon vor dem Kamin und baute
mit seiner gewohnten Meisterschaft im Einheizen die
Holzscheite auf.

Es schien, daß die übergroße Freude, die ihn heute
in seinem Herzen beglückte, ihn diesmal in seinen Ver-
richtungen weniger glücklich sein ließ. Sein Feuer

wollte durchaus nicht brennen und löste immer von Neuem wieder in einen qualmigen Rauch sich auf.

Die Kaiserin sah ihm mit einem gütigen Lächeln zu, aber kaum war es ihm gelungen, eine helle und dauernde Flamme zu erzielen, als ihn die Kaiserin beurlaubte und ihm zur Pflicht machte, jetzt rasch und ohne längeres Verweilen sich mit ihren alle Schmerzen lösenden Gnadengeschenken nun auf den Weg zu machen und ein junges, am Rande der Verzweiflung harrendes Paar zu trösten.

Es war, als wenn die gutevolle, großmüthige Kaiserin gewußt hätte, welches tiefe Leid in der kleinen Stube herrschte, in der Elsbeth heute den Besuch ihres Verlobten empfing. Mit der als Hülfe in der Noth sich darbietenden Summe, welche Vater Dubois wieder zurückgewiesen hatte, sahen die armen Brautleute die letzte Möglichkeit verschwunden, welche sich ihren Wünschen noch dargeboten, und dazu kam das drückende Gefühl, auch noch dem Vater zürnen zu müssen, der dabei, ohne alle Rücksicht auf das Glück seiner Kinder, nur seinen strengen Grundsäzen gefolgt war.

Wie erstaunten die Beiden, als sie ihn jetzt mit einer freudigen und fast stürmischen Bewegung in das Zimmer zu sich eintreten sahen! Die Papiere, welche

er in der Hand hielt, schwenkte er hoch in der Lust, und rief jubelnd, er halte ihr Glück in seinen Händen, das eine sei das Hauptmanns-Patent, das andere sei die Ausstattung durch die Gnade der Kaiserin selbst!

Elsbeth und ihr Verlobter griffen darnach wie in einem ausgelassenen Kinderspiel. Bald hatten sie die glückliche Wendung erkannt, die in ihr so lange zweifelhaft gebliebenes Schicksal gefahren war.

Zu der zärtlichen Gruppe der beiden Liebenden, die sich jetzt so innig umschlungen hielten, trat Vater Du-bois still glücklich mit seinem Segen heran, in den sich ein dankbares Segenswort für die gute Kaiserin mischte.

10127050

Die Verschwörung durch ein Bild.

Historische Novelle.

I.

Deutsch und Französisch.

Es war im Jahre 1813. Deutschland begann allmälig zu erwachen aus der Erstarrung, in welche es die Jahre des Unglücks und der Erniedrigung gebannt hatten. An den Ufern der Beresina hatte die große französische Armee den Ruhm ihrer Unüberwindlichkeit mit ihren Adlern zurückgelassen, und der Schlitten, auf welchem Napoleon von Wilna nach Paris jagte, trug nicht mehr Cäsar und sein Glück, sondern einen besiegt, von Gott und der Natur verlassenen, von den gefnechteten Völkern verwünschten Feldherrn nach Paris zurück.

Aber noch war er immer der Kaiser, noch war sein eigener Thron so fest und stark, daß er auch die anderen Throne noch hielt und stützte, die anderen

Throne, welche der Machtwille Napoleons aus dem Nichts hatte hervorgehen lassen, und auf welche er Könige gesetzt hatte, nicht von Gottes Gnaden, sondern von Napoleons Gnaden! Noch war Murat König von Neapel, Josef König von Spanien und Hieronymus König von Westphalen.

Aber in Deutschland begannen doch schon die Völker zu erwachen aus der Lethargie und Erstarrung, welche die Jahre des Unglücks und der Schmach über sie gebracht. Das Gottesurtheil an der Berezina hatte die Deutschen aufgerüttelt aus ihrem dumpfen Schmerz, und die Schneefelder Russlands waren trotz ihres Eises und ihrer Kälte doch der Vulcan gewesen, von dem aus glühende Lavaströme nach Deutschland hinflossen und alle Herzen entzündeten, und alle Geister entflammten mit dem göttlichen Feuer der Begeisterung und des Nationalgefühls.

Je lebhafter und heller dieses Feuer hier und dort schon emporschlug, desto eifriger waren diejenigen, denen es Gefahr drohte, bemüht es zu löschen und zu unterdrücken, desto beflissener waren sie, dem Auflodern dieses heiligen Feuers nachzuspüren und diejenigen als Verbrecher zu bestrafen, welche es angefacht.

Niemand wohl hatte von diesem Feuer deutscher

Nationalbegeisterung mehr zu fürchten, als der König Hieronymus von Westphalen, als dieser sein Bruder, den Napoleon aus einem niederlichen kleinen Schiffslieutenant in einen Herrscher verwandelt hatte, blos deshalb, weil er sein Bruder war, dem er inmitten Deutschlands ein Königreich geschaffen aus dem Raube der Provinzen und Länder der deutschen Fürsten, die er besiegt, gedemüthigt, von ihren Thronen gestürzt, dann gezwungen hatte, sich in die Fremde zu flüchten vor dem Zorn ihres Ueberwinders.

Das gedemüthigte Preußen, das gedemüthigte Hannover, die verjagten Fürsten von Braunschweig und Hessen hatten die einzelnen Theile und Städte hergeben müssen, aus denen das Königreich Westphalen componirt ward, und während der Churfürst von Hessen in Prag in schmerzvollem Asyl verweilte, thronte Jerome in sorgloser Herrlichkeit in Cassel, und bereitete seinen Unterthanen die doppelte Schmach, sich von einem fremden Emporkömmling beherrscht zu sehen und es dulden zu müssen, daß dieser ihr Herrscher es nicht einmal der Mühe werth hielt, die Sprache seiner Unterthanen zu erlernen, die Sprache des deutschen Landes, in welchem der Wille des französischen Kaisers ihm den Thron aufgerichtet hatte.

Jerome, der König von Westphalen, war und blieb immer noch ein Franzose, durch Sprache, durch Sitten und Gewohnheiten ganz fremd seinen Unterthanen, die für ihn nichts weiter waren als steuerpflichtige Individuen, denen man möglichst viel Geld erpressen mußte, als Menschen, welche die Pflicht hatten, ihm zu gehorchen, vor ihm als ihrem König sich zu beugen in den Staub und es zur Hauptaufgabe ihres Daseins zu machen, ihren König zu erheitern und zu zerstreuen, ihn durch glänzende Feste, durch Pracht und Luxus dafür zu entschädigen, daß er dem schönen, dem herrlichen Leben in Paris entsagt hatte, um hier in der kleinen deutschen Stadt zu leben, und den stauenden Deutschen den Anblick eines französischen Hofes zu gewähren.

Und es gab leider Viele unter den deutschen Untertanen des deutschen französischen Königs, Viele, die ehrlos genug waren, das deutsche Vaterland, die deutsche Muttersprache zu verleugnen und, ihre Schmach sich zur Ehre rechnend, sich eifrig bemühten, sich als Franzosen zu gerieren, nur französisch zu sprechen und die guten alten deutschen Sitten mit den leichten lockeren Sitten der französischen Herren zu vertauschen. Am Hofe Jerome's zu Cassel sprach man nur franzö-

sisch, kein einziges deutsches Wort ward dort vernommen, und doch bestand dieser Hof zum größten Theil aus Deutschen, doch fanden sich unter ihnen Viele, die dem angestammten deutschen Fürsten, dem Churfürsten, den Eid der Treue geleistet, und die jetzt gern prunkten mit ihrer französischen Gesinnung, mit ihrer Vorliebe für den französischen König.

Hatte doch selbst ein berühmter deutscher Gelehrter, hatte doch selbst Johannes von Müller es nicht verschmäht, der Minister des Königs Jerome zu werden, war er doch freudig nach Paris geeilt, um von dem Kaiser der Franzosen seine Instructionen zu erhalten und von dem Kaiser sich belehren zu lassen, wie er als treuer französischer Unterthan sein Ministerium im deutschen Königreich Westphalen zu verwalten habe.

Und gleich den deutschen Männern, die am Hofe Jerome's ihre deutsche Nationalität verleugneten, gab es auch viele deutsche Frauen, welche es sich zur Ehre schätzten, zu den üppigen Hoffesten des Königs geladen zu werden, welche, aller Ehre und aller Scham vergessend, die Sitten der leichtfertigen Französinnen, welche am Hofe Jerome's glänzten, beeifert nachahmten, und dem üppigen sittenlosen Leben mit freudigem Begeagen sich hingaben.

Aber ihnen gegenüber, den Entarteten, Schamlosen, die ihr Vaterland verleugneten, die den Muth hatten, dem Unglück Deutschlands Hohn zu sprechen durch ihren Frohsinn und ihre Feste, ihnen gegenüber stand die überwiegende Zahl der Edlen und Getreuen, welche mit düsterem Schweigen dem tollen Treiben zuschauten, welche, wenn auch Stand und Geburt sie berechtigten und verpflichteten, am Hofe des Königs zu erscheinen, dennoch sich in strenger Zurückgezogenheit hielten und es stolz verschmähten, von dem aufgedrungenen Herrscher Gunstbezeugungen zu empfangen oder Ehrenämter anzunehmen. Wie viele Deutsche sich auch dazu herabwürdigten, die Schmeichler und Hoffschranzen des Königs Jerome zu werden, die Mehrzahl blieb doch innerlichst getreu der Vergangenheit und dem Churfürsten, ihrem deutschen Herrn. Ja Viele, die in früheren Tagen unzufrieden gewesen mit dem Regimenter des Churfürsten, hatten jetzt erst, seit Jerome da war, die Liebe zu ihrem alten Herrn in sich aufblühen gefühlt, und seiner Fehler und Schwächen vergessend, hingen sie an ihm mit zäher Treue um so inniger, weil man ihre Treue, ihre Liebe ihnen zum Verbrechen anrechnen wollte.

Aber diese Verschiedenheit der Gesinnung führte

neues Leid und Unheil mit sich, sie brachte Zwiespalt in die Familien, sie machte, daß Diejenigen, welche bis dahin durch die Bande der Liebe und des Blutes unauflöslich miteinander verbunden waren, in Conflict miteinander geriethen, sich entzweiten und wider einander stritten. Der deutschgesinnte Vater hatte vielleicht den Schmerz, den einzigen Sohn dem Triumphwagen des französischen Königs mit sorgloser Lust folgen zu sehen, die treue deutsche Frau sah vielleicht den Gatten, den sie bis dahin geliebt, plötzlich seiner Vergangenheit und seinen Erinnerungen untreu werden, sah den deutschen Mann sich in einen französischen Hoffschranzen verwandeln. Die Braut wandte sich ab von ihrem Bräutigam, der einst die Epaulettes des Churfürsten getragen, und jetzt, seinen Fahneneid vergessend, Dienste nahm in der Armee des französischen Königs. Der junge Gatte schied sich von der Gattin, die den leichtfertigen Scherzen der französischen Herren ein williges Ohr lieh, und von den Schmeicheleien des jungen flatterhaften Königs hingerissen, dem Ruf einer ehrbaren deutschen Hausfrau entsagte und sich in eine Kokette französische Salondame verwandelte. Jeder misstraute, Jeder beargwohnte den Andern, und diese schmachvollen und unnatürlichen Zustände hatten

eine solche Depravation zur Folge, daß es nicht selten war, daß die nächsten Verwandten einander anklagten als Verräther und einander beschuldigten, Theilhaber von Verschwörungen zu sein, welche den Sturz des Königs Jerome, die Rückkehr des Churfürsten bezeichneten.

Auch im Hause der Generalin von Werbern fand ein solcher Zwiespalt statt, auch dort hatte das Unglück des Landes das Unglück der Familie zur Folge gehabt und die heiligsten Bände zerrissen. Der General von Werbern hatte es wohl über sich gewinnen müssen, dem neuen Herrscher den Eid der Treue zu leisten und seinen Herrn und Churfürsten zu verleugnen. Aber er war im Innersten seines Herzens doch ein treuer Unterthan seines alten Herrn geblieben und während er als General im Armeecorps Jerome's stand, blieb er doch immer in heimlicher lebhafter Verbindung mit dem Churfürsten, der zu Prag verweilte. Auch dann noch, als sein Dienst ihn nöthigte, die Heimath zu verlassen und mit König Jerome nach Polen zu gehen, hatte dieser stille Verkehr mit dem Churfürsten nicht aufgehört, und treue Vermittler sorgten dafür, daß dieser Verkehr stets lebendig blieb, daß der Churfürst stets Kunde erhielt von seinen Getreuen und ihnen Kunde sandte.

Ganz im Widerspruch zu dem General stand aber seine Gemahlin, die mit allen Wünschen und Sympathien dem französischen Hofe angehörte, und, selber eine Französin, es ihrer Stieftochter, der schönen Aurelia, zum Verbrechen anrechnete, daß diese ein deutsches Mädchen sein wollte und jede Gelegenheit ergriff, der ungeliebten Stiefmutter sich als Deutsche, als die treue Unterthanin des Thurfürsten darzustellen.

Auch heute hatte diese Verschiedenheit der Gesinnungen wieder lebhafte Scenen des Widerspruchs zwischen der Generalin von Werbern und ihrer schönen liebzeitenden Stieftochter herbeigeführt, und Beide saßen daher stumm und schweigsam einander gegenüber in dem Gartensalon, dessen geöffnete Thüren die Aussicht gewährten in den reizenden Blumengarten.

Frau von Werbern war emsig mit einer Stickerei beschäftigt, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Aurelia hatte ein Buch in der Hand und schien zu lesen. Aber man sah es wohl, daß dies nur Schein war, daß sie das Buch nur genommen, um der lästigen Unterhaltung mit ihrer Stiefmutter überhoben zu sein. Ihr Haupt war zurückgesunken an die hohe Lehne des Fauteuils, in

welchem sie saß, ihre Hände hielten nachlässig das geöffnete Buch, aber ihre großen blauen Augen schweiften über dasselbe weg nach dem Garten hin. Und doch sah sie nicht auf die Pracht des Blumenflors, doch folgte ihr Blick nicht den großen bunten Schmetterlingen, die, lebendigen Blumen gleich, sich in der Sonne schaukelten und von Blume zu Blume flatterten, doch fühlte sie es nicht, wie der laue Sommerwind küssend sie umfächelte und in den langen blonden Locken spielte, die zu beiden Seiten ihres lieblichen Angesichts niedersfielen und das zarte Oval desselben wie mit einem goldigen Rahmen einfästten.

Ihr Blick war nach innen gekehrt, und sah dort nur trübe Bilder, nur geknickte Blüthen der Hoffnung, sie fühlte nur wie der Gram und die Sorge an ihrer Seele nagten, und ohne daß sie es wußte, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

Als Frau von Werbern jetzt von ihrer Stickerei emporschautete, um einen fragenden, mißmuthigen Blick auf ihre Stieftochter zu heften und zu sehen, ob diese noch immer in ihre Lectüre vertieft sei, gewahrte sie dieses träumerische Hinstarren des schönen jungen Mädchens, und ein spöttisches Lächeln flog über ihre feinen, markirten Züge hin.

„Schon wieder in Gedanken vertieft, ma toute belle?“ fragte sie nachlässig.

Das junge Mädchen schreckte zusammen bei dieser Stimme, die sie aus der schönen Welt der Träume in die Wirklichkeit zurückrief.

„Ich in Gedanken?“ fragte sie hastig. „O nein, ich dachte nur nach über eine Stelle in diesem Buch.“

Frau von Werbern lachte. „Du dachtest nach!“ sagte sie. „Und zu diesem Nachdenken mußtest Du gerade die Stellung annehmen, in der Herr Ernst Dich malt; das heißt dem Nachdenken das zartere Gedenken hinzufügen! O Ihr Deutschen, Ihr schmatzenden, sentimentalnen, zärtlichen Deutschen! Ich sehe wohl, mein Bruder kannte Euch, und die Schilderung, die er mir einst in Paris von dem Charakter der Deutschen machte, war ganz richtig.“

„Und wie schilderte er uns denn?“ fragte Aurelia nachlässig.

„Er hatte sich längere Zeit in Deutschland aufzuhalten müssen, mein armer Bruder,“ sagte Frau von Werbern seufzend, „und er kam ganz blaß und ennuiert nach Paris zurück. Als ich ihn fragte nach dem Charakter der Deutschen, antwortete er mir: „Die Deutschen leben nicht, sie träumen; wenn sie sich

freuen, so seufzen sie, und wenn sie traurig sind, lächeln sie fromm. Sie sprechen mit dem Mondschein und mit den Blumen, und Mondschein und Blumen antworten ihnen. Ihre Mädchen sind schön und langweilig, ihre Männer sind große Denker und Gelehrte, aber sie wissen nicht zu handeln."

„Das ist ein Irrthum, meine Mutter," rief Aurelia aufflammend. „Man sieht wohl, Dein Herr Bruder hat die deutschen Männer nicht gekannt. Wenn die rechte Stunde gekommen ist, wissen die deutschen Männer auch zu handeln. Sie sind kühn, tapfer und treu, aber sie sind nicht tollkühn und unüberlegt, und indem sie handeln denken sie."

„Helden in Worten," sagte Frau von Werbern achselzuckend, „Memmen in der That. So wurdet Ihr unterjocht, so unterlagt Ihr dem französischen Adler und dem Willen des Kaisers!"

Aureliens Wangen waren erglüht und ihre sonst so sanften blauen Augen blickten zornig auf. „Gefallen sind wir," rief sie heftig, „ja tief gefallen! Aber es wird eine Zeit kommen, wo wir uns aufrichten, wo wir unser schamvoll niedergesenktes Auge wieder emporheben und mit flammenden Blicken in der Höhe über uns den Adler suchen, um ihn zu erlegen, wo

unsere Jünglinge Helden werden, unsere Mädchen —"

Sie verstummte mitten in dem angefangenen Satz, denn ihr glühendes Auge war den forschenden, lauernden Blicken der Generalin begegnet, und diese Blicke hatten sie daran gemahnt, daß sie vorsichtig sein müsse, daß sie ihrer Stiefmutter gegenüber ihren Lippen nicht gestatten dürfe, die Gedanken ihrer Seele zu verrathen.

„Du schweigst?" sagte die Generalin heftig. „Du fühlst endlich doch das Unziemliche, das Thörichte Deiner lächerlichen Eraltung. Dein Vater ist General in der Armee des Königs Jerome, er kämpft jetzt an der Seite der französischen Krieger, unter den Adlern Frankreichs für den Kaiser der Franzosen. Dessen sei eingedenk, und vergiß es nie, daß ich, Deine Mutter, die Unterthanin des Kaisers, eine Französin bin! Und jetzt," fuhr sie in weniger strengem Tone fort, „jetzt laß uns von etwas Anderem sprechen! Ich muß Dir sagen, dieser Maler, dieser Herr Ernst gefällt mir nicht. Er affectirt ein heiteres Wesen, er läßt uns stets eine flare Stirn und ein fröhliches Lächeln sehen, aber — ich traue dem nicht. Ich habe ihn beobachtet, wenn er sich unbeachtet glaubte, und ich habe gesehen, daß er oft in tiefes Nachdenken verloren dasteht, die Stirn voll düsterer Falten, unver-

ständliche Worte murmelnd. Er hat eine Maske vor dem Antlitz, und wehe ihm, wenn meine Vermuthung richtig ist, wenn ich errathen habe, was hinter dieser Maske sich verbirgt! Hätte er mir nicht ein Empfehlungsschreiben Deines Vaters gebracht, und wäre es nicht der ausdrückliche Wille Deines Vaters, daß dieser Herr Ernst Dein Portrait malte und als Guest in unserm Hause freundliche und zuvorkommende Aufnahme fände, und sogar im Garten, in dem Pavillon wohnen solle, so würde ich ihm noch die Thür meines Hauses verschließen, und er dürfte es niemals wieder wagen dasselbe zu betreten."

„Aber er ist doch ein so ausgezeichneter Künstler," bemerkte Aurelia mit leiser schüchternen Stimme, „und mein Portrait —“

„Schreitet allzu langsam vorwärts," unterbrach sie die Generalin. „Mir scheint, Herr Ernst zögert absichtlich es zu vollenden. Aurelia, ich warne Dich! Bewahre Dein deutsches Herz vor diesem Manne, denn niemals, das schwöre ich Dir, niemals wird dieser deutsche Träumer und Schwärmer mein Schwiegersohn, niemals —“

„Schweig, Mutter," flüsterte Aurelia hastig, „schweig, da kommt Herr Ernst!"

In der That erschien soeben in der großen Allee, die zu dem Gartensalon führte, die Gestalt eines schönen schlanken jungen Mannes, der mit lebhaften Schritten sich dem Salon näherte. Hinter ihm kam ein Diener in reicher Livree, ein angefangenes Bild und die nöthigen Maler-Utensilien tragend.

Die Augen der beiden Frauen hefteten sich auf den jungen Mann, Beide sagten sich, daß es eine edle anziehende Erscheinung sei, aber Aureliens Antlitz ward klar und hell, während sie sich das sagte, das Antlitz ihrer Mutter düster und verstimmt. Ich werde sie nicht aus den Augen lassen, dachte sie, ich werde ihn und sie beobachten, denn ich ahne ein Einverständniß.

„Darf ich eintreten, meine Damen?“ fragte die volle sonore Stimme des jungen Mannes, der auf der Schwelle der Thür erschien und sich tief verneigte.

„Sie dürfen eintreten, denn Sie haben dazu die Ermächtigung meines Gemahls,“ sagte Frau von Werbenkalt.

„Sie dürfen eintreten,“ lächelte Aurelia, „denn wir freuen uns Ihres Besuches.“

Der Maler dankte dem jungen Mädchen mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung. „Und Sie erlauben mir

zu malen," fragte er, „ich darf Sie noch einmal belästigen?"

„Belästigen!" wiederholte sie vorwurfsvoll. „Die Pflicht der Liebe ist niemals eine Last, und Sie wissen ja, mein Portrait ist für meinen geliebten Vater bestimmt."

„Mir scheint nur, daß man seine Sehnsucht auf die Folter spannt," rief die Generalin, „daß man ihn sehr lange warten läßt auf das erwünschte Portrait."

„Gnädige Frau, ich werde mich beeilen," sagte der Maler mit unterwürfiger Miene. „Wenn es dem Fräulein gefällig ist, beginnen wir sogleich die Sitzung."

Und er schob die Staffelei, welche der Diener inzwischen aufgestellt und auf welche er das Portrait gelehnt hatte, dem Fauteuil gegenüber, in welchem Aurelia saß. Das junge Mädchen nahm mit einem lieblichen Lächeln das Buch wieder zur Hand, Frau von Werbern schien wieder mit ihrer Stickerei beschäftigt.

Eine Pause trat ein. Der Maler schien ganz und gar seine Gedanken nur dem Bilde zugewendet zu haben, und wenn seine Blicke von demselben zu dem jungen Mädchen hinüber flogen, so schienen sie da nur das Original seines Portraits zu beobachten.

„Ein wenig mehr den Kopf mir zuwenden, ich bitte,“ sagte er jetzt mit vollkommener Ernsthaftigkeit.

„So ist es recht! Nun lächeln Sie.“

Und Aurelia lächelte wirklich und ihr strahlendes Auge heftete sich mit einem leuchtenden Blick auf den Maler.

Frau von Werbern, obwohl mit ihrer Stickerei beschäftigt, fand jedoch Zeit Beide zu beobachten. Sie wollen mich täuschen, dachte sie. Ich bin gewiß, sie sind im Einverständniß. Aurelia, sonst so schüchtern und spröde, sieht ihn mit strahlenden Augen an, er affectirt ihr gegenüber gleichgültige Ruhe. Ich wäre doch neugierig zu wissen, wie sie Beide sich benehmen würden, wenn ich nicht zugegen wäre. Ich muß das wissen! Belauschen wir sie! Ich gehe hier hinaus, eile dann in den Garten, schleiche von der andern Seite ganz nahe bis zu dieser Thür heran und setze mich dann auf die kleine Bank neben der offnen Thür. Ja, behorchen wir sie!

Sie legte hastig ihre Arbeit zusammen und stand auf.

„Die gnädige Frau will uns verlassen?“ fragte der Maler, von seinem Bilde aufblickend.

„Warum gehst Du fort, Mama?“ fragte Aurelia fast zärtlich. „Bleibe doch!“

Es ist klar, dachte die Generalin, sie wünscht mich fortgehen zu sehen, darum bittet sie, daß ich bleibe. „Ich muß fort,“ sagte sie dann, „mich rufen die Pflichten der Häuslichkeit und einige nothwendige Besuche. Wenn ich zurückkehre, hoffe ich das schöne Portrait seiner Vollendung näher gerückt zu sehen. Leben Sie wohl, Herr Maler Ernst. Adieu, ma toute belle.“

Sie nickte Aurelien freundlich zu, grüßte den Maler mit einer leichten Neigung des Hauptes und verließ den Salon durch die Thür, die in das Innere des Hauses führte.

„Jetzt werden wir ja sehen, flüsterte sie, während sie mit hastigen Schritten durch den Corridor eilte. Ich traue ihnen beiden nicht. Sie ist eine exaltirte Deutsche, die vor keinem Verrath zurückbebt, und er — nun ich werde es jetzt erfahren, was er ist, und was für einen Gast mein Herr Gemahl mir als unerbetene Einquartierung in das Haus gelegt hat. Rasch auf meinen Lauschposten!“

Sie schlüpfte jetzt durch die kleine Pforte hinein in den Garten; vorsichtig zwischen dem Buschwerk und dem Hause hinschleichend, hatte sie bald die Thür des Salons erreicht, sich auf der Bank vor derselben niederlassend, lauschte sie mit angehaltenem Atem auf das Gespräch innen im Salon.

II.

Die Verschworenen.

Da drinnen im Salon hatte sich die Scene in-
dessen schnell genug verändert. Kaum hatte die Thür
sich hinter der Generalin geschlossen, als der Maler
die Palette beiseite legte, als Aurelia das Buch fort-
warf, auffsprang und ihre beiden Hände dem Maler
hinreichte, der mit glänzenden Augen und einem glück-
seligen Lächeln sich ihr näherte.

„Aurelia,“ sagte er leise, „Aurelia, ich habe Nach-
richten von Deinem Vater.“

„Von meinem Vater,“ rief sie freudig. „Wie lebt
er, was schreibt er? O bitte, gieb mir den Brief!“

„Ich habe keinen Brief, nur mündliche Nachrich-
ten, die Dein Vater mir durch die beiden gestern hier
angelangten Freunde gesandt hat. Dein Vater ist ge-
sund und hoffnungsvoll. Er warnt uns vor Unvor-
sichtigkeit, ermahnt zum treuen Ausharren, und, meine
Geliebte, meine süße Braut, er sendet uns und unserm
Bunde seinen Segen! Nun komme, Geliebte, komme

in meine Arme! Dein Vater segnet unsre Liebe!
Laß mich den Brautkuß auf Deine Lippen drücken."

Er breitete ihr die Arme entgegen, sie lehnte ver-
schämt und doch lächelnd ihr Haupt an seine Brust
und ließ es geschehen, daß er einen innigen Kuß auf
ihre Lippen, ihre Augen preßte.

„Mit diesem Kuß gelobe ich mich Dir für alle
Ewigkeit!“ sagte er feierlich. „Mit diesem Kuß bist
Du meine Braut! Mit diesem Kuß ruht der Segen
Deines Vaters auf unserm Bunde!“

„O mein theurer Vater,“ sagte sie seufzend und
lächelnd zugleich. „Wie glücklich macht mich seine
Botschaft. Es fehlte meiner Liebe noch der Vater-
segen. Das war die Sonne, die den knospenden
Blüthen meines Herzens mangelte, nun ist es Tag,
heller Frühlingstag, und in dem Glanz des neuen
Tages leuchten die Blüthen meiner Liebe doppelt
hell.“

Sie lehnte ihr Haupt an ihres Geliebten Schulter,
und blickte selig zu ihm auf.

„Mein theures Mädchen,“ sprach er tiefbewegt,
„dieser innere Frühlingstag der Herzen soll uns nie-
mals durch äußere Stürme getrübt werden. Das
wollen wir freudig bedenken, wenn uns Unheil bedroht

und wollen mutig auf Gott und unser gutes Recht vertrauen."

„Das wollen wir," rief Aurelia freudig. „Und jetzt, mein Geliebter, sage mir, was hast Du sonst für Nachrichten?"

Ernst ließ einen langen, forschenden Blick durch den Salon gleiten, und schaute dann hinaus in den Garten.

Nichts regte sich hier und dort, nirgend war ein Lauscher zu sehen.

„Ich habe gute Nachrichten," flüsterte er leise. „Der Churfürst hat neue Boten zu uns entsendet. Er lebt noch immer in Prag, aber er hofft auf baldige Wiederkehr. Bis dahin läßt er uns zur Geduld, zur Vorsicht ermahnen. Wir sollen ihm vertrauen, wie er uns vertraut. In einigen Wochen schon hofft er, daß Vieles sich entscheiden und ändern könne, nur sollen wir bis dahin besonnen und aufmerksam sein. Vor allen Dingen Alles vermeiden, wodurch der General Allix Verdacht schöpfen könnte. Besonders läßt er mich ermahnen auf meiner Hut zu sein, da General Allix, wie er mit Bestimmtheit erfahren, schon Verdacht schöpfe, und man ihm denuncirt habe, ich befände mich nicht mehr im Lazareth zu Dresden, um

von meinen Wunden geheilt zu werden, sonderlich sei unter einer Maske hier in Cassel anwesend."

„O Gott, Gott, wenn er Dich entdeckte, wenn sein scharfer Blick unter der Maske des Malers Ernst den gefürchteten Parteigänger des Thurfürsten erforschte," rief Aurelia angstvoll. „Mir bangt um Dich, mein Geliebter, und ich beschwöre Dich, hüte Deine Zunge, hüte jeden Blick! Thu's um meiner willen, denke, daß Deine Sicherheit die meine, Dein Tod der meine ist!"

Und außer sich, mit Thränen in den Augen, schlang das junge Mädchen seine Arme um den Hals des Geliebten und zog ihn fester, glühender an sich, als wolle sie ihn an ihrem Busen schützen und bergen vor jeder Gefahr.

„Fürchte nichts, mein holdes Mädchen," sagte Ernst, sie zärtlich anblickend, „nein, fürchte nichts für mich! Ich bin vorsichtig und besonnen, denn seit Du mich liebst, ist mir das Leben doppelt theuer. Aber das Vaterland hat auch seine heiligen Rechte auf mich, und ich darf sie nicht vernachlässigen und versäumen, darf es nie vergessen, daß dieses geliebte Vaterland schmachtet in Jammer und Noth, und daß kein deutscher Mann an sein eigenes persönliches Glück denken

darf, bevor er nicht, was an ihm ist, gethan hat, um das Vaterland dem Unglück zu entreißen. Mit einem heiligen Eide habe ich es mir gelobt, nur erst, wenn Deutschland befreit, wenn der Churfürst als Herrscher zurückgekehrt ist in seine Residenz, zu seinen Unterthanen, wenn Dein Vater mit heimgekehrt ist, nur erst dann will ich von Dir mein eigenes Glück erslehen und Dich heimführen in mein Haus als mein geliebtes Weib."

„Ach," seufzte Aurelia traurig, „wann aber, wann wird diese Zeit kommen? Wann kehrt mein Vater zurück, um unsern Bund zu segnen?"

„Glaube mir, Geliebte," rief Ernst glühend, „in wenigen Wochen ist unser Plan vollendet!"

In diesem Augenblick sah er Aurelia leise erbeben und ihm mit dem erhobenem Finger der rechten Hand das verabredete Zeichen geben, daß man sie belausche.

Sie sah, was Ernst, der den Rücken der Gartenthür zugewendet hatte, nicht zu sehen vermochte, sie sah da einen Augenblick leise und verstohlen an der Seite der Gartenthür den Kopf ihrer Stiefmutter zwischen dem Laubwerk hervorblicken, ja, wie ihre Blicke horchend und lauschend den Salon durchspähten.

Aber Aurelia gewann es über sich ruhig zu scheinen und zu lächeln.

„In einigen Wochen also erst,“ rief sie mit dem Anschein der Überraschung, „in einigen Wochen erst wird mein Bild vollendet sein!“

„Sie bedauern es, mein Fräulein,“ sagte Ernst achselzuckend, „und dennoch tragen Sie allein die Schuld daran. Die Schönheit ist immer nicht leicht zu treffen, aber Ihre Schönheit sogar sehr schwer!“

In diesem Augenblick vernahm man von dem Garten her laute, fröhliche Stimmen, und zwei junge Männer erschienen am Ende der Allee unweit des kleinen von Ernst bewohnten Pavillons.

„Ah!“ rief Aurelie, nach den jungen Männern hindeutend, „Ihre Freunde sind im Garten.“

„Das heißt, Sie wollen mir andeuten, daß ich zu Ihnen gehen soll, daß ich Ihnen lästig bin,“ sagte Ernst. „Nun wohl, mein Fräulein, ich folge Ihren Befehlen, ich entferne mich!“

Er verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem jungen Mädchen, und eilte durch die Salonthür hinunter in den Garten.

Aurelia stand einen Moment und blickte ihm nach,

dann schlich sie leise auf den Zehen zu der Thüre hin und blickte vorsichtig hinaus.

Frau von Werbern war verschwunden, aber Aureliens scharfes Auge wußte sie doch bald wieder zu entdecken, fand sie wieder dort drüben hinter der Hecke, die nahe dem Pavillon sich hinzog.

„Sie hat uns belauscht,“ murmelte Aurelia leise vor sich hin, „es ist ganz gewiß, sie hat uns belauscht, und jetzt will sie Ernst und seinen Freunden nachschleichen, um sie auszuspioniren. O Gott, Gott,“ fuhr sie heftiger fort, „welch' eine Qual, diese Frau meine Mutter nennen zu sollen! Mir graut vor ihr, und oft wenn ihr stechendes Auge auf mir ruht, krampft es mir das Herz zusammen, fühle ich, daß ich sie niemals, niemals lieben kann! Und sie ist doch die Gattin meines Vaters! Armer Vater, er ahnt nicht, wer und was sie ist. Sie hat ihn bethört mit ihrer Schönheit, ihn bethört mit ihren Intriquen und Verstellungskeiten! Sie wollte von ihm geliebt sein, wollte seine Gemahlin werden, und so ward sie es! Und er glaubt an sie und an das Märchen ihrer Liebe, er glaubt, daß sie seine Gesinnung theile, daß sie eine Deutsche geworden, weil sie eines deutschen Mannes Gattin ist. Er weiß nicht, daß sie

nur die Spionin seines eigenen Hauses ist, und daß sie uns Alle verrathen würde an die französischen Herren, sobald sie nur genügende Beweise einer Schuld an uns entdecken könnte!"

„Aber mich soll sie nicht schrecken," rief sie mit strahlenden Augen, „mir soll sie den Muth nicht verschüchtern. Mit der Gefahr wächst nur die Kraft der Liebe, und ich fühle den freudigen Muth für sie Alles zu wagen, allen Anfechtungen Troß zu bieten! Die ganze Welt kämpft jetzt und ringt, so will auch ich jetzt kämpfen für meine Liebe und mein Glück! Meine Stiefmutter hat die Feindschaft begonnen, und gegen die Spionin der Feinde meines Vaterlandes will ich kämpfen mit allen Waffen der List, der Verstellung, mit allem Muth der Liebe und der Hoffnung einer baldigen Auferstehung des Vaterlandes! Und gleich jetzt, gleich in dieser Stunde soll der Kampf beginnen. Ich muß sehen, wohin die Stiefmutter sich gewendet, und der Schleichenden will ich nachschleichen, die Spionin will ich ausspioniren zu jeder Zeit, zu jeder Stunde! Ihr nach also, ihr nach!"

Und das junge Mädchen sprang wie eine Antilope die drei Stufen hinab in den Garten, und war bald hinter dem Gebüsch neben der Allee verschwunden.

Wäre Aurelia nur noch einige Minuten länger im Salon geblieben, so würde sie gesehen haben, wie Frau von Werbern jetzt von der andern Seite her wieder sich dem Hause näherte, und nachdem sie lauschend einige Zeit lang zurückgeschaut, jetzt wieder zu dem Salon die Stufen heraufschritt. Aber wie sie eben die Schwelle der Salonthür überschreiten wollte, blieb sie stehen, und winkte rasch mit der Hand hinaus. Sofort näherte sich ihr der alte Gärtner, der soeben mit dem Korb nach den Birnbäumen hatte gehen wollen, um Früchte zu sammeln.

„Euer Gnaden befehlen?“ fragte er sich ehrfurchtsvoll verneigend.

„Georg,“ flüsterte Frau von Werbern hastig, „Du bist mir treu, nicht wahr? Du liebst Deinen König?“

„Ja gewiß Euer Gnaden,“ sagte der Gärtner ernst, „ich liebe den König, denn er ist ja der Bruder meines Kaisers, den ich anbete.“

„Nun denn, so höre,“ fuhr Frau von Werbern leise und eifrig fort. „Ich traue dem Maler Ernst nicht, ich halte ihn für einen Spion, für einen Feind des Kaisers. Drum beobachte ihn, gib Dir den Anschein, als seiest Du ein Anhänger des geflüchteten

Churfürsten, als wartetest Du mit Sehnsucht auf die Russen und verabscheutest die französische Herrschaft. Merke Dir genau jedes Wort, das Du erlauschen kannst, und wiederhole es mir, denn — aber still, sie kommen hierher! Sei flug und vorsichtig!"

Und mit hastigen Schritten schlüpfte Frau von Werbern durch den Salon dahin nach der Thür, die in das Innere des Hauses führte.

Frau von Werbern hatte recht gehabt; Ernst näherte sich mit seinen Freunden, er trat mit ihnen in den Salon ein, und als er den Gärtner sah, nickte er ihm freundlich zu.

„Schaffe uns einige Früchte," guter Alter, rief er heiter. „Deine Äpfel funkeln wie die goldenen Äpfel des Paradieses an den Bäumen und da Du keine Eva bist, dürfen wir sie von Dir annehmen. Ich bitte Dich also, pflücke uns einige Äpfel!"

„Soll sogleich geschehen, Herr," rief Georg, und schritt mit eilfertiger Geschäftigkeit hinunter in den Garten. Aber er that nur einige Schritte vorwärts, dann schlüpfte er seitwärts, und schlich, gleich der Generalin, langsam und vorsichtig wieder nach der Thür hin.

„Mögen sie auf die Früchte warten," murmelte er, ich muß hören, was sie sprechen.

„Also, Ihr Freunde," sagte eben der Maler Ernst, „Ihr seid gesonnen wie ich es bin, Ihr wollt gleich mir lieber sterben, als diese fremde Herrschaft länger dulden? Ihr wollt gleich mir Euer Leben daran setzen, um dem Vaterlande die Freiheit zu erkämpfen?"

„Ja, das wollen wir," riefen die beiden jungen Männer.

„Wohlan," sagte Ernst, nur noch kurze Zeit Geduld und wir sind am Ziel. Kommt, meine Freunde, laßt uns nebenan in die Schenke gehen, dort sind alle Freunde versammelt.

„Ja wohl," sagte der Eine der jungen Männer, sie sind Alle schon dort und warten nur auf uns zur Berathung."

„Auch ein Abgeordneter des Churfürsten wird gegenwärtig sein, und uns mündliche Botschaften bringen."

„So laßt uns gehen," rief Ernst lebhaft. „Vieles und Wichtiges haben wir zu besprechen. Bald muß es sich entscheiden, ob wir freie Deutsche sind, oder ob wir uns verbluten sollen unter fränkischem Joch."

III.

Die Warnung.

Der Abend war hereingebrochen, Aurelia sowohl wie die Generalin hatten ihn in ungeduldiger Gemüthsregung erwartet, und auch Ernst mit seinen Freunden harrten ihm voll Spannung und Aufregung entgegen. Endlich jetzt war er da, endlich war die Sonne hinabgesunken, und die Schleier der Dämmerung senkten sich hernieder.

Aber unter diesen Schleieren und von ihnen behütet und beschirmt begann jetzt in dem Hause der Generalin von Werbern ein eigenes seltsames Leben. Aurelia, welche die letzten Nachmittagsstunden in Unruhe und Sorge auf ihrem Zimmer gewesen, schlüpfte jetzt aus demselben hinaus auf den Corridor. Ein unbestimmter ahnungsvoller Drang ließ sie dasselbe verlassen, sie wußte selbst nicht, was sie beginnen, was sie unternehmen sollte, ihr hangendes Herz sagte ihr nur, daß etwas geschehen, etwas unternommen werden müsse. Die innere Angst trieb sie

umher; die Worte, welche sie der Stiefmutter abgelauscht, ließen sie Böses fürchten, die seltsamen Blicke, welche die Generalin auf sie heftete, der Ton, mit welchem sie von Ernst sprach, erfüllten ihr Herz mit Schrecken und Furcht. Sie fühlte, daß ihrem Geliebten Gefahr drohe, und sie wollte und mußte versuchen, dieselbe von ihm abzuwenden.

Und diese Gefahr, sie kam ihm von der Stiefmutter, von der glühenden Anhängerin der Franzosen, von der Feindin des Churfürsten. Ihre Stiefmutter also war es, die Aurelia beobachteten, an deren Schritte sie sich heften mußte. — Das war es, was Aurelia sich in diesen letzten hangen Nachmittagsstunden überlegt hatte, deshalb verließ sie jetzt ihr Gemach, um sich zu der Generalin zu begeben, um sie keinen Augenblick zu verlassen, um ihr ihre Gesellschaft aufzudringen!

Aber sie hatte kaum die Hälfte des Corridors, der zu den Wohnzimmern der Generalin führte, zurückgelegt, als sie am Ende desselben die Generalin erblickte, mit einem Licht in der Hand, im eifrigen Gespräch mit ihrem Gärtner, dem alten Georg.

Vorsichtig leise auf den Zehen schlüpfte Aurelia weiter vorwärts bis zu der Portière hin, die dort in

schweren Falten vor der Thür niederfiel, welche zu den Gemächern ihres Vaters führte. Hier war sie sicher, das wußte sie; denn niemals seit der Abwesenheit ihres Gemahls hatte die Generalin diese Thür geöffnet, niemals war sie in die Zimmer ihres Gemahls eingetreten.

Athemenlos, mit hochklopfendem Herzen stand Aurelia jetzt hinter der Portière, und lauschte, und ein glücklicher Zufall wollte es, daß die Generalin gerade unfern von ihr im Gespräch mit dem Gärtner standen blieb. Sie hörte, wie Georg der Generalin jedes Wort wiederholte, das Ernst mit seinen Freunden gesprochen, wie er seiner Herrin berichtete von der Verabredung, welche die jungen Männer getroffen, sich in dem nahen Caffeehause zu treffen, und wie die Generalin dann ihn verließ, mit der strengen Weisung zu schweigen und Niemand ein Wort von dem zu verrathen, was er gehört.

Und dann, als Georg sie verlassen, hörte Aurelia das höhnische triumphirende Lachen, welches von den Lippen ihrer Stiefmutter ertönte, hörte die Worte voll Hohn und Spott, welche die Generalin, nicht ahnend, daß lauschende Ohren sie vernähmen, jetzt in der Stille der Einsamkeit ausrief.

„Meine Ahnung trog mich also nicht,“ rief die

Generalin, „dieser Maler Ernst ist ein Verräther, ein Verschwörer! Ich muß Alles wissen, um den General Allix sogleich in Kenntniß zu setzen. Alles kommt darauf an, daß ich die Verschworenen belausche, und zum Glück kann ich das. Es führt eine kleine Pforte von hier in des Nachbars Garten und Dank der Dunkelheit, wird Niemand sehen, wenn ich durch dieselbe hinwegschlüpfe. Ich muß wissen, was die deutschen Verschwörer und Phantasten beabsichtigen, ich muß ihre Pläne vereiteln und meine französischen Landsleute bewahren und erretten vor diesen tückischen deutschen Patrioten. Der Gott Frankreichs wird mir beistehen und meine Schritte lenken!“

Und wie eine gereizte Tigerin sprang die Generalin vorwärts nach der Stiege hin, welche in das untere Stockwerk hinabführte.

Nicht sobald war das Geräusch ihrer Schritte verstummt, als Aurelia bleich, entsezt hinter der Portière hervortrat und langsam, unhörbaren Schrittes wieder den Corridor hinabstritt nach ihrem Zimmer hin. Aber in demselben angelangt, sank sie mit einem leisen Schmerzschrei auf einen Sessel nieder, und rang in Verzweiflung die Hände.

„Gott, mein Gott,“ seufzte sie, „es ist also wahr!“

Die Gattin meines Vaters, des treusten deutschen Patrioten, sie ist im Bunde mit den Feinden! Ernst ist in Gefahr, seine Pläne, seine Hoffnungen, Alles kann scheitern! Unser Glück und unsere Liebe steht auf dem Spiel, wenn ich ihn nicht warnen, ihn nicht von der Gefahr benachrichtigen kann! Aber wie," fragte sie bange und flagend sich selber, „wie kann ich ihn warnen? Georg sagte, daß sie sich in dem Garten des benachbarten Caffeehauses versammeln, und die Mutter, die Feindin meines Geliebten, ist schon durch die kleine Pforte, die in denselben führt, in des Nachbars Gartens eingetreten. Ich darf es nicht wagen, ihr zu folgen, denn —“

Auf einmal, mitten im angefangenen Satz verstummte Aurelia und ein freudiges Aufleuchten zuckte über ihr Antlitz hin. Sie flog von ihrem Stuhl empor und stürzte zu ihrem Schreibtisch hin.

„Vielleicht giebt es doch noch ein Mittel ihn zu warnen," rief sie aus. „Die Fenster in dem Zimmer meines Vaters gehen nach dem Garten des Nachbars hinaus, und oft genug habe ich als Kind an der Seite meines Vaters dem fröhlichen Leben und Treiben in dem Garten neben uns zugeschaut. Von dort aus kann ich vielleicht eine Botschaft zu meinem Ernst

gelangen lassen! Schnell, schnell also den Schlüssel zu dem Zimmer meines Vaters!"

Sie nahm aus dem Fachwerk ihres Schreibtisches einen Schlüssel hervor, zündete ein Licht an, verließ in fliegender Hast wieder ihr Zimmer, schlüpfte den Corridor hinab bis zu der Portière, schloß die hinter derselben befindliche Thür auf, und befand sich jetzt in dem lieben trauten Zimmer ihres Vaters.

Diesmal indessen waren ihre Gedanken nicht mit dem fernen geliebten Vater beschäftigt, diesmal hob sie nicht wie sonst Aug' und Herz mit innigem Liebesgruß zu dem schönen lebensgroßen Portrait ihres Vaters empor, das dort über dem Divan hing. Sie dachte nicht an ihren Vater, sondern an ihren Geliebten, und dieses Zimmer, das ihr sonst immer ein heiliger Tempel der Erinnerung gewesen, war in diesem Moment nur bedeutungsvoll wegen der Aussicht, die man aus seinen Fenstern hatte. Sie stürzte zu diesen Fenstern hin, und schaute hinab.

Der Garten war erhellt, hier und dort an den Bäumen waren bunte Lampen angebracht, die mit seltsam wechselndem Schein die Tische, die unter den Bäumen sich befanden, beleuchteten; Aurelien's scharfes geübtes Auge flog prüfend von einem Tische zum

andern; nirgend waren Ernst oder seine Freunde zu entdecken. Nur gleichgültige, fremde Menschen saßen hier und da auf den Bänken vor den Tischen, aber die Mehrzahl der Tische war leer; die friedlichen und ordnungsliebenden Bürger von Cassel hatten, wie es schien, schon das Lokal verlassen, und waren heimgefehrt zu ihren Familien.

Wenn sie drinnen im Saal bleiben, flüsterte Aurelia, wenn sie nicht in den Garten hinabkommen, so sind sie gerettet, denn weiter als bis in den Garten wird sich die Verrätherin nicht wagen, und was sie da drinnen im Hause sprechen, wird ihr nicht gelingen zu belauschen. O Gott, Gott, gieb, daß —"

Sie schrak zusammen, und blickte starr hinab in den Garten. Dort, jene verhüllte Frauengestalt, die aus der dunklen Allee hervortrat und sich vorsichtig den Tischen näherte, das war sie, die Generalin von Werbern, die Verrätherin!

Und wie Aurelia noch bleich und entsetzt nach ihr hinstarrte, vernahm sie von der andern Seite her den Laut einer Stimme, welche ihr Herz erbeben machte in Schmerz und Freude zugleich.

Es war Ernst's Stimme, welche sie vernommen, und Er selber war es, der in diesem Moment, von

seinen Freunden und einigen andern jungen Männern begleitet, in den Garten eintrat.

Aurelie kniete neben dem Fenster nieder, und es vorsichtig und geräuschlos öffnend, horchte sie hinab.

„Es ist besser hier, als da drinnen im Hause,“ hörte sie Ernst mit lauter Stimme sagen. „Drinnen kann man jedes Wort belauschen, hier außen sind wir allein! Kommt, setzen wir uns hier an diesen Tisch, nahe am Hause des Generals von Werbern, und geben wir uns den Anschein, als wären wir heiter und guter Dinge! He Kellner, Wein her! Wein!“

Und während die Kellner herheistürzten um das Geforderte zu bringen, während die jungen Männer lachend und plaudernd um den Tisch in der Nähe des Fensters sich niederließen, flog Aureliens Auge wieder hinüber zu dem großen Baum, neben welchem sie vorher die Gestalt ihrer Stiefmutter bemerkt hatte. Sie befand sich nicht mehr dort, sie war weiter vorwärts geschlichen und stand jetzt unfern von den Freunden hinter einem Fliederbosquet. Die rothe Lampe, welche in diesem Bosquet aufgehängen war, beleuchtete mit einem unheimlichen blutrothen Schein ihr Angesicht und es schien Aurelien, als sähe sie da das schaden-

froh lächelnde Angesicht eines bösen Dämons, der gekommen ihr Glück und ihre Zukunft zu vernichten.

„Ich muß ihn warnen,“ murmelte sie, „ich muß ihn benachrichtigen von der Gefahr, die ihn bedroht!“

Und sie sprang von dem Fenster zurück, eilte zu dem Schreibtisch ihres Vaters und begann mit fliegender Hand zu schreiben.

Drunter im Garten hatte Ernst mit seinen Freunden indes um den großen runden Tisch sich niedergelassen; niemand sonst befand sich jetzt noch in dem Garten, alle Tische waren unbesezt, und kein verrätherisches Ohr konnte, wie es schien, die Gespräche der jungen Freunde belauschen.

Sie überließen sich daher in rüchhaltsloser Offenheit ihrer heiteren Laune, ihrer stürmischen Aufgeregtheit. Anfangs hatten sie, um allen Verdacht von sich abzulenken, sich den Anschein gegeben, als wären sie nur eine lustige, harmlose Gesellschaft, die sich da in heiterer Weinlaune versammelt habe. Sie hatten gesungen und gelacht, und fröhliche Scherze waren herüber und hinüber geflogen.

Jetzt, da die übrigen Gäste sich aus dem Garten entfernt hatten, da die jungen Männer allein waren,

jetzt verstummten ihre fröhlichen Lieder und ihre Gesichter nahmen einen ernsten Ausdruck an.

„Du warst beim Churfürsten?“ fragte Ernst leise und hastig seinen Nachbar.

„Ja, ich verließ ihn erst gestern,“ war die eben so leise Antwort.

Die Generalin hatte weder die Frage noch die Antwort verstanden, und in ihrer neugierigen Ungeduld schlüpfte sie jetzt vom Gliederbosquet hervor und trat, nicht achtend der Gefahr bemerkt zu werden, noch einige Schritte vorwärts.

„Bringst Du auch Briefe, Freund?“ fragte Ernst, „Briefe von dem Churfürsten?“

„Nein,“ sagte Carl von Berstegg, „der Churfürst hat mir nur mündliche Aufträge gegeben; er meinte, verglichen gefährliche Botschaften dürfe man nicht dem Papier anvertrauen. Er sendet Euch durch mich seine Grüße und seine Ermahnungen. Er fordert von allen, daß wir festhalten an Deutschland, und daß wir ihm, unserm angebornen deutschen Herrn, vertrauen sollen. Dich, Ernst, ersucht der Churfürst, Du möchtest fortfahren ihm auf dem bisherigen Wege Nachrichten zukommen zu lassen, und Du möchtest dafür seines Dankes und seiner Liebe versichert sein.“

„Ich habe ihm zu danken, ich habe ihn zu lieben!“ rief Ernst glühend. „Der Churfürst ließ mich, die älternlose Waise erziehen, er sorgte für mich, wie ein Vater. Ich bin glücklich, daß ich ihm, meinem edlen Wohlthäter, jetzt endlich meine Treue, meine Hingebung beweisen kann, daß ich ihm einen kleinen Theil dessen lohnen kann, was er für mich gethan. Auf sein Geheiß, wie Ihr wißt, kehrte ich, obwohl ein Machtsspruch der Franzosen mich aus meinem Vaterlande verbannt hatte, verkleidet, unter einem fremden Namen hierher zurück, um für den Churfürsten zu wirken. Nein, nicht blos für ihn, die Sache des Churfürsten ist die Sache Deutschlands und seine Wiederkehr nach Cassel wird mit jubelndem Trompetenklang der Welt verkünden: die Freiheit naht, und die Sklavenbande sind zerrissen!

„Die Freiheit naht, und die Sklavenbande sind zerrissen!“ riefen die Freunde in jauchzendem Chor.

„Dann, wenn diese Zeit gekommen ist,“ fuhr Ernst begeistert fort, „dann wird von Land zu Land, von Dorf zu Dorf die frohe Kunde sich verbreiten: wir sind frei. Keine französische Herrschaft mehr! Ein Deutschland, ein großes, freies, einiges Deutschland! — „O, meine Freunde, laßt uns unser Blut und Le-

ben daran setzen, diesen Tag des Glückes und der Freiheit herbeizuführen! Mischt Euch unter das Volk, sucht seine Anhänglichkeit an den fernen, rechtmäßigen Herrn zu erhalten und zu stärken, und wenn Ihr den Leuten dann trauen dürft, so bereitet sie darauf vor, daß der Thurfürst vielleicht bald zurückkehren könnte, daß sie daher sich rüsten sollen, um ihn und sich zu vertheidigen, wenn die Stunde des Kampfes gekommen ist."

„O, murmelte die Generalin leise in sich hinein, ich that wohl gut hierher zu kommen, denn es ist eine vollständige Verschwörung, welche ich hier belausche.

Sie trat rasch und unbedacht noch einen Schritt vorwärts.

„Ich habe Waffen angekauft und werde sie verteilen!“ rief eben einer der jungen Männer.

„Ich habe Pulver und Blei!“ rief ein Anderer.

„Gut,“ sagte Ernst, „seid thätig und bereit! Einige von Euch müssen zum russischen General Tschernitscheff, und ihm Bericht erstatten über den hiesigen Stand der Dinge.“

Er verstummte einen Moment, denn er hatte da, grell beleuchtet von der Lampe an dem nahen Lindenbaum, das lauschende Angesicht der Generalin erblickt.

Eben wie er seine Freunde davon benachrichtigen wollte, fiel ein schwerer Gegenstand von oben herab gerade auf den Tisch nieder. Es war ein kleiner Stein, von einem Blättchen Papier umwunden.

Ernst ergriff ihn hastig, aber ehe er das Papier öffnete, flog sein Blick wieder hinüber nach dem Orte, wo die Generalin gestanden.

Sie befand sich nicht mehr dort, ihr Blick war dem Auge Ernst's begegnet, sie hatte gefühlt, daß er sie erkannte, und sie war eilends, voll tödtlichen Schreckens entflohen.

Ernst aber entfaltete jetzt das Papier, und wie er die Handschrift seiner Geliebten erkannte, flog ein glückseliges Lächeln über sein Angesicht.

„Hört, meine Freunde, hört,“ sagte er leise, indem er aufstand und die Freunde näher zu sich heranrückte, „ein Engel kommt uns zu warnen, hört seine Botschaft!“

Die Freunde und Genossen umstanden ihn in athemlosem Schweigen, und mit halblauter Stimme las Ernst: „Man belauscht Sie, um das Gehörte sogleich dem General Allix zu hinterbringen. Man ist Ihnen wenigstens auf der Spur. Fliehen Sie, entfernen Sie Alle sich sogleich!“

„Man hat uns belauscht,” murmelten die jungen Männern erschrocken. „Wir sind verloren, wenn man uns findet!”

„Man darf uns nicht finden,” sagte Ernst entschlossen. „Wir müssen fliehen, aber ohne Aufsehen zu machen. Einer nach dem andern müssen wir uns entfernen, um keinen Verdacht zu erregen. Ich werde der Letzte sein, welcher diesen Garten verläßt. Fort jetzt, fort! Morgen Abend am verabredeten Kreuzweg außerhalb der Stadt treffen wir zusammen. Fort jetzt, fort!”

Einer nach dem andern verließen die Freunde jetzt, anscheinend ganz heiter und unbekümmert, den Garten, und während sie sich entfernten, stand Ernst, in tiefes Sinnen verloren, noch immer auf derselben Stelle und überlegte was zu thun sei.

„Die Generalin hat Alles gehört,” sagte er zu sich, „und sie wird uns Alle ins Verderben stürzen, wenn es mir nicht gelingt sie zu überlisten und sie an meine Unschuld glauben zu machen. Ich muß es versuchen, und ich will es! Mit List und Lüge will ich die Verrätherin bekämpfen! Schnell, schnell an's Werk! Sie sind Alle fort, ich bin nur noch allein hier und es ist also Zeit, daß auch ich mich entferne!”

Er wandte sich dem Hause zu, um sich zu entfernen; da rief eine geliebte, nur zu bekannte Stimme seinen Namen, und Ernst wandte den Blick empor zu dem Hause des Generals, von woher ihm der Ruf geflungen.

Ta, dort oben, jene weiße Gestalt, die da an dem offenen Fenster lehnte, das war sie, Aurelia, seine Braut, und zum zweitenmal jetzt rief sie ihn mit liebendem Ton.

„Eile, eile, mein Geliebter,“ flüsterte ihre angstvoll bebende Stimme, „eile, Dich zu retten vor dem Verrath, fliehe, und nimm mein Herz mit Dir!“

„Ich thue, was Du willst, Geliebte,“ rief er tiefbewegt, „ich fliehe aber mein Herz bleibt bei Dir zurück!“

„Lebe wohl, meine Geliebte, glaube an mich, und liebe mich!“

„Ich glaube an Dich,“ tönte es vom Fenster herunter.

„Lebe wohl!“

„Lebe wohl,“ rief Ernst nochmal, dann sprang er vorwärts, hinein in die Dunkelheit des Gartens.

Und droben schloß sich das Fenster, und im Zimmer ihres Vaters sank Aurelia auf ihre Kniee nieder,

um Gott zu bitten für die Sicherheit, die Rettung
des Geliebten!

IV.

Das Portrait der Geliebten.

Acht Tage waren vergangen seit jenem Abende, da Aureliens Warnung den Geliebten gerettet hatte. Der Bote, welchen Frau von Werbern an den französischen General von Allix abgesandt, hatte ihr die Nachricht zurückgebracht, daß der General sogleich eine Patrouille absenden werde, um den conspirirenden Maler zu arrestiren. Aber die Patrouille war zu spät gekommen. Der kleine Gartenpavillon, welchen Ernst bis dahin bewohnte, und den die Soldaten des Königs Jerome sorgsam umstellt hatten, war leer, und weder Ernst noch seine Effecten waren in demselben zu finden. Nur einen Brief fand man auf dem Tisch in dem Wohnzimmer des Malers, und dieser Brief gab Frau von Werbern wenigstens den Trost, ihre Stieftochter mit ihrer schwärmerischen deutschen Liebe zu dem

Maler Ernst verspotten zu können. Dieser Brief war nicht an Aurelie, sondern an Frau von Werbern gerichtet, und in demselben ertheilte der junge Mann ihr die glühendsten Lobsprüche über ihre edle patriotische Gesinnung, über den Eifer, welchen sie für die Sache des Königs Jerome stets an den Tag gelegt.

„Auf höheren Befehl, schrieb ihr Ernst, kam ich unter erborgtem Namen hierher, um die Gemüther zu erforschen, und mich unter der Maske eines deutschen Patrioten in das Vertrauen der Mißvergnügten einzuschleichen. Es ist mir gelungen, ein thätiges Mitglied der Verschwornen zu werden, der ganze Plan der Verschwörung liegt enthüllt vor mir, und noch in dieser Nacht muß ich Ihr Haus verlassen, um dem König persönlich Bericht abzustatten. Ich werde dabei nicht vergessen, Ihrer als einer treuen Patriotin zu gedenken. Verzeihen Sie, daß ich ohne Dank und Abschied von Ihnen scheide, aber ich kehre bald zurück, und dann wird es meine erste Pflicht sein, Ihnen zu danken, und — Sie zu warnen vor Ihrer schönen Stieftochter, die nicht denkt wie Sie.“

Frau von Werbern hatte diese Zuschrift des listigen Malers, der sich in seinem Brief an sie als „Ernst von Beauvilliers“ unterzeichnet hatte, mit jubelnder

Freude empfangen, höhnend hatte sie ihn Aurelien gezeigt und sie begrüßt als eine zweite Dido, welcher der treulose Aeneas entflohen sei.

Aber Aurelia hatte den Brief mit froher Miene gelesen, und die Spöttereien ihrer Stiefmutter hatten nicht vermocht, die heitere Ruhe ihrer Seele zu stören. Ernst war gerettet, das wiederholte sie sich jubelnd in der geheimsten Tiefe ihrer Seele, Ernst war und blieb ihr und dem Vaterlande getreu, das wußte ihr treues, liebendes Herz, und sie hatte fast Mitleid mit der Stiefmutter, die von den listigen Worten ihres Geliebten so schnell sich hatte täuschen lassen.

Indesß sollte Frau von Werbern sehr bald in ihrer triumphirenden Heiterkeit gestört werden. Drei Tage schon nach der Abreise des Malers Ernst kam ein Courier vom General von Werbern bei seiner Gemahlin an, und brachte ihr und seiner Tochter Briefe von dem Gatten und dem Vater. In diesen befahl Herr von Werbern seiner Gemahlin sofort die Hauptstadt zu verlassen, und sich auf sein Landgut zurückzuziehen, forderte er von seiner Tochter, daß sie ihre Stiefmutter begleite, und darauf dringe, daß die Abreise sofort geschehe.

Frau von Werbern hatte es nicht wagen mögen,

dem so peremtorisch ausgesprochenen Willen ihres Gemahls offenen Widerstand entgegenzusetzen; sie hatte daher vor der Hand nur mit heimlichem Grossen ihr Geschick angenommen, und war mit Aurelien nach dem Landgut ihres Gemahls abgereist, um dort in finsterem Misshmuth einsame Tage hinzubringen, und auf die Zukunft zu hoffen, welche den König Jerome nach seiner Residenz zurückführen und sie aus ihrem Exil befreien würde.

Ernst war indessen wieder nach Cassel zurückgekehrt; nur bewohnte er nicht mehr den Pavillon im Garten des Herrn von Werbern, sondern hatte ein einfaches kleines Stübchen bezogen und sich dasselbe zum Atelier eingerichtet, in welchem er in Stille und Zurückgezogenheit an dem Portrait Aureliens malte, zu welchem sie ihm damals in den schönen Tagen des Beisammenseins gesessen.

Dieses Portrait war jetzt sein einziges Glück, seine einzige Freude, er mochte sich von demselben nicht trennen, auch dann nicht, als in dem eigens dazu errichteten Gebäude jetzt eine Kunstaussstellung eröffnet ward. Diese Kunstaussstellung, welche man mitten in den Zeiten der Aufregung und Gefahr in Cassel eröffnet, war einer jener flug berechneten Theatercoups,

mit welchen der leichtfertige König Jerome vermeinte, seine „Unterthanen“ blenden zu können.

Diese Kunstaussstellung sollte ihnen beweisen, wie sicher und fern von aller Gefahr der König sich fühle, da er, obwohl von seiner Residenz entfernt, und im Heerlager des französischen Kaisers, dennoch mit den Künsten des Friedens sich beschäftige, und ihnen seine Aufmerksamkeit und seine Gunst zuwende. Er hatte daher auch Befehl ertheilt, daß General von Allix, der Befehlshaber der in Cassel stationirten französischen Truppen, mit seinem Generalstab täglich die Räume der Aussstellung besuche, und sich als ein eifriger Bewunderer der dort befindlichen Gemälde darstelle.

Aber die misstrauischen Unterthanen des Königs Jerome wollten hinter der Kunstliebe desselben noch andere Absichten wittern und sie flüsterten einander in's Ohr, man habe diese Kunstaussstellung nur veranstaltet, um eine Gelegenheit zu haben, die Bewohner von Cassel zu beobachten, und wieder einmal irgend eine Conspiration, zur Warnung für das Land, zu entdecken. Denn der General von Allix, den man in Cassel nur den „Revolutionär“ nannte, war in letzter Zeit eifriger als je auf der Fährte der Revolutionen gewesen, jede Versammlung, jedes öffentliche

Gespräch in den Wirthshäusern war von ihm unter Androhung strenger Strafen verboten worden, und alle diejenigen, welche ihm als deutsche Patrioten, als Malcontenten bekannt und verdächtig waren, wurden von der Polizei unter scharfer Controle gehalten; Ernst und seine Freunde durften es daher nicht mehr wagen, ihre politischen Zusammenkünfte fortzuführen; vielmehr vermieden sie es, sich in irgend einer Gemeinschaft zu einander zu zeigen, und gaben sich das Ansehen, sich ganz getrennt zu haben. Einige von denen, welche Ernst sonst am nächsten gestanden, trugen jetzt Sorge, in der Stadt zu verbreiten, der Maler Ernst sei ein Lauscher und Spion, der von der französischen Regierung oder vielmehr von dem Kaiser unmittelbar dazu aussersehen worden, in Cassel irgend eine Conspiration anzuzetteln, und dann seine Mitverschwörten der französischen Polizei zu überliefern. Diesem Gerücht verdankte es der Maler Ernst vielleicht, daß man ihn ungehindert in der Residenz verweilen ließ, und ihn sogar weniger scharf zu überwachen schien.

Ernst schien aber in der That auch nur seiner Kunst zu leben, nur Sinn zu haben für das Gemälde, welches er selber der Kunstaussstellung übergeben hatte, und das wegen seiner Portrait-Aehnlichkeit und seiner

meisterhaften Ausführung täglich umlagert war von Bewunderern. Dieses Gemälde schien des jungen Malers einziges Glück, er liebte es so sehr, daß er es wie seinen kostbarsten Schatz behütete, der selbst in den Räumen der Kunstausstellung nicht sicher war. Das Gebäude war, wie so Vieles in jener Zeit, ohne solide Basis, nur leicht und lose von Holz ausgeführt, es war nur für eine kurze Spanne Zeit berechnet, und daher nur undauerhaft und oberflächlich gebaut worden. Die dünnen Holzwände waren nach innen freilich mit den schönsten Tapeten überkleidet worden, und geschmackvolle Draperien von Gaze und Flor überdeckten die Plafonds, schöne bunte Teppiche verhüllten den rohen Fußboden. Aber dies Holz, diese Tapeten und Draperien ängstigten den Maler Ernst; ein Gewitter konnte heraufziehen; der Blitz konnte während der Nacht in dem Gebäude zünden, und ehe Hülfe herbeikam, stand es in Flammen, und es war unmöglich, die Gemälde vor dem vernichtenden Feuer zu schützen. Das war der Grund, weshalb der Maler an das Directorium der Ausstellung die Bitte richtete, ihm zu gestatten, daß er sein Bild für die Nacht immer wieder unter seinen Schutz nehmen und es an jedem Tage bei hereinbrechender Dunkelheit immer wieder in

seine Wohnung zurücktrage. Das Directorium hatte, die Furcht des ängstlichen Malers belächelnd, doch seiner Bitte nachgegeben, und täglich trug Ernst am Vormittag daher sein Portrait in die Ausstellung und täglich nahm er es am Abend wieder von seinem Standplatz fort, um es wieder hereinzutragen in seine stille einsame Wohnung.

Auch heute sollte das Bild seine gewohnte Wanderung wieder antreten, und Ernst trat zu der Staffelei hin, um es von derselben abzuheben. Sinnend und gedankenvoll schaute er es an, es war ihm, als grüßten diese Augen ihn mit einem warmen Liebesblick, als lächelten diese Lippen ihm ein Trosteswort. Er neigte sich unwillkürlich näher zu ihm hin, und fügte die Lippen des geliebten Bildes.

Oh meine Geliebte, seufzte er leise, meine Aurelia, wann werde ich Dich wiedersehen, wann wieder in Deine schönen, strahlenden Augen schauen? Du bist fern von mir, keine Nachricht von Dir gelangt zu mir, ich habe nichts mehr, was mich an die schöne Zeit unseres Beisammenseins mahnt, nichts als Dein Bild. Und auch dies noch muß ich jetzt entheiligen und entweihen, auch dies muß jetzt zu anderen Zwecken dienen. Als ich Dich malte, meine Aurelia,

als ich Dich bat, so in dieser Stellung mit dem Buche in der Hand, so wie ich Dich zuerst gesehen, Dich malen zu dürfen, da dachte ich nicht, daß dies gemalte Bild und dies gemalte Buch mir noch zu anderen Zwecken dienen könnten. Aurelia, Geliebte, verzeihst Du mir, daß ich Dein geliebtes Portrait mißbrauche?

Und wie in Andacht und Entzückung beugte er seine Kniee vor dem Bilde und schaute mit flehendem, zärtlichen Ausdruck zu ihm empor.

So vertieft war er im Anschauen, so ganz erfüllt von seinen schmerzlich sehnsuchtsvollen Gedanken, daß er gar nicht bemerkte, wie hinter ihm die Thüre sich leise geöffnet hatte, und ein junger Mann hereingetreten war. Einen Moment blieb dieser an der Thür stehen, und betrachtete mit staunendem Lächeln den Maler, der vor seinem Bilde kniete, dann schritt er lebhaft vor.

„Verzeihe, Ernst,“ rief er lächelnd, ich störe Dich wie es scheint in Deinem Morgengebet zur heiligen Aurelia.“

Ernst sprang empor und reichte dem jungen Manne freundlich die Hand dar. „Recht, Eduard,“ sagte er seufzend, „ich betete zu meiner heiligen Aurelia. Ich hat sie um Verzeihung wegen der Unbill, die ich ihr

anthue. Ich habe das Bild gemalt in den Tagen des Glückes und der Liebe, und nun kommt die Politik und zieht es aus seiner reinen schönen Sphäre hernieder in die rauhe Wirklichkeit. Du weißt ja, wozu dies Bild jetzt dient."

„Ja wohl, zur offenen Correspondenz," sagte Eduard lächelnd. „Man muß gestehen, es war ein flug ersonnenes Auskunftsmittel."

„Die Noth drängte mich dazu," seufzte Ernst achselzuckend. „Man beobachtet uns ja Tag und Nacht, die Spione des Königs machen es uns unmöglich, unsere Zusammenkünfte zu halten, so haben wir denn auf ein Mittel sinnen müssen, uns Nachrichten mitzutheilen, und das Bild meiner Aurelia ist für uns Alle die geheime Zeitung, die uns Kunde giebt von Allem, was geschieht. Ich bringe das Bild alle Tage auf die Ausstellung, und die Vertrauten wissen, daß auf diesem Buche, welches meine Aurelia in der Hand hält, alle Tage andere Nachrichten stehen mit Chiffren, die nur wir verstehen und zu lesen wissen."

„Weil Du uns den Schlüssel zu diesen Chiffren gegeben hast," sagte sein Freund, ihm zunickend. „Dank diesem Schlüssel lese ich da heute in dem Buche Deiner schönen und geliebten Braut gar wichtige und folgen-

reiche Nachrichten, die alle unsere Bundesgenossen tief ergreifen werden. Aber nicht aus Neugierde, nicht um früher als die Andern diese Nachrichten zu empfangen, komme ich hierher. Zuerst komme ich, um Dich zu warnen, Freund. Ich habe gestern, während die Freunde vor Deinem Portrait standen, viel gehorcht und viel beobachtet, und ich sage Dir: Du mußt auf Deiner Huth sein. Ich stand an der Thüre, als Du gestern mit Deinem Gemälde eintratst. Dicht vor mir standen zwei von den geheimen Agenten des Generals Allix, und als sie Dich erblickten, flüsterten sie einander zu: „Der ist's. Lassen wir ihn nicht aus den Augen.“ Und sie folgten Dir in der That überall hin, schienen jedes Deiner Worte zu überwachen, und unter dem Anscheine, als bewunderten sie das Bild, blieben sie fast den ganzen Tag vor demselben stehen. Ich sage Dir, sie argwöhnen etwas, und der Revolutionskrieger mit seiner feinen Spürnase misstraut Dir und Deinem Bilde. Sei also vorsichtig, Freund, gefährde nicht Dich und unsere heilige Sache!“

„Du hast Recht,“ rief Ernst, „wir müssen unsere Vorsicht verdoppeln, denn wir dürfen uns jetzt nicht unwirksam machen, uns nicht die Hände binden lassen, da die Stunde der Entscheidung naht. Du hast die

wichtige Nachricht gelesen, welche den Freunden das Buch verkündet, Du siehst, bald kommt für uns die Zeit des Handelns, die längst ersehnte Entscheidung. Bis dahin gilt es, vorsichtig und besonnen zu sein."

„Ja, vorsichtig und besonnen! Um Dich daran zu mahnen, kam ich her, aber ich habe noch einen andern Grund für mein Kommen. Ich sende eben einen vertrauten Diener an den Churfürsten. Er passirt das Landgut des Generals von Werbern, und kommt unmittelbar an der Villa vorüber, in welchem Deine Aurelia wohnt. Hast Du Aufträge für ihn, kann er Dir einen Brief besorgen? Er ist zuverlässig und ich bürge für seine Treue.“

„Vortrefflich!“ rief Ernst freudig. „Schon seit gestern liegt ein Brief an meine Braut bereit, es fehlte mir nur an einem sichern Boten, und ich nehme daher Dein Erbieten mit Freuden an. Hier ist der Brief! Gieb ihn Deinem Boten, aber schärfe ihm zugleich ein, daß er den Brief nur in Aurelia's eigene Hände lege.“

„Oh, sei ohne Sorgen, Freund,“ lächelte Eduard, „es ist nicht der erste Liebesbrief, den mein Kammerdiener zu besorgen hat, ich habe ihm darin einige Gewandtheit beigebracht. Deine Braut wird Deinen

Brief un gefährdet erhalten, und kein Anderer wird die Liebesbetheuerungen lesen, die er enthält.“

Ernst schüttelte traurig sein Haupt. „Sie wird wenig Liebesbetheuerungen darin finden,“ sagte er. „Die Zeit ist zu streng und zu ernst, als daß man dem Herzen das Vorrecht lassen dürfte. Unsere Herzen verstehen sich, und sie begegnen sich auch jetzt in der Begeisterung und dem freudigen Opfermuthe für das Vaterland. Von den Sorgen und Kämpfen, den Hoffnungen und Planen, die uns jetzt beschäftigen, von den Bemühungen, dem Vaterlande seine Freiheit endlich wieder zu erkämpfen, von allen diesen Dingen habe ich ihr geschrieben, und Aurelia's edles großes Herz wird darin besser meine Liebe und mein Vertrauen zu ihr erkennen, als wenn ich ihr zärtliche Betheuerungen und überschwängliche Sehnsuchtflagen geschrieben hätte. Sie dient, wie ich, dem Vaterlande, und selbst ihr Bild muß jetzt dem Vaterlande nützen und verschwiegener Bote unseres Bundes sein! Komm, mein geliebtes Bild, ich trage Dich zur Ausstellung, Du sollst den Freunden unsere Hoffnungen, unsere Plane für die Zukunft künden! Auf, Freund, Eduard, laß uns gehen!“

V.

E i s e r s u c h t.

Die Generalin von Allix befand sich allein in ihrem Boudoir. Sie saß auf dem Divan und schaute mit trüben, kummervollen Blicken in dem Gemache umher und eine Wolke von Traurigkeit umschattete ihre schöne jugendliche Stirn. Und doch schien dies reizende Boudoir nur dazu geschaffen, ein Aufenthalt der Freude und des Glückes zu sein. Alles athmete da Reichthum, Jugend, Schönheit und kostliches Behagen, Alles trug den Stempel der höchsten Eleganz, des üppigsten Lebensgenusses. Die Wände waren drapirt mit blaßrothem Atlas, auf dem in breiten Goldrahmen venetianische Spiegel und liebliche Gemälde in Watteau's Manier prangten. Ein kostbarer türkischer Teppich, auf dessen weißem Grunde blaßrote Rosenknospen verstreut waren, bedeckte den Fußboden; und an den Fenstern hingen in schweren Falten Vorhänge von rothem Atlas nieder, überdeckt mit Draperien des zierlichsten kostbarsten Spitzengewebes. Die Möbel von Rosenholz waren verziert mit Medaillons von gemaltem

Porzellan aus den Fabriken von Sèvres, die schwel-lenden Polster überzogen mit schwerem silberdurchwirf-ten, rosenfarbenem Atlas. Wie eine volle vielblätterige Rose war dieses ganze, so reizende als kostbare Gemach anzuschauen. Das schönste und herrlichste Blatt dieser Rose war diese junge Frau, die dort auf dem Divan lehnte im reizenden Morgennegligée, bezaubernd anzuschauen in der Fülle ihrer Jugend, Schönheit, Anmut und Lieblichkeit.

Und dennoch stand eine Wolke auf dieser Stirn, die zart, gedankenvoll und mächtig war, wie die Stirn einer Juno, dennoch zuckte zuweilen über dieses liebliche, frische Angesicht ein Ausdruck des Unmuths, und ihre großen schwarzen Augen flammten zuweilen auf in Blißen des Zornes.

Sie hatte bis dahin still und sinnend in dem Divan gelehnt; jetzt auf einmal sprang sie empor, und die kleine, mit Brillanten geschmückte Hand, die nachlässig in ihrem Schoß geruht, ballte sich zur Faust.

„Wo bleibt er, wo bleibt er?“ rief sie mit lauter, zorniger Stimme. „Die Stunde des Dejeuners ist längst vorüber, ich erwarte ihn in meinem reizendsten Negligée, und mein theurer Gemahl kommt nicht! Wo bleibt er?“

Und die Stirn in tiefe Falten gelegt, die kleinen Hände zornig in einander gepreßt, schaute sie gedankenvoll zur Erde nieder. Auf einmal zuckte sie zusammen, ein glühendes Roth überdeckte ihre Wangen und ein Schrei des Zornes, der Neberraschung tönte von ihren Lippen.

„Ich weiß, o, ich weiß, wo er ist!“ schrie sie bebend. „Er hat gestern Abend auf dem Ball dreimal mit der schönen deutschen Gräfin getanzt, ich sah ihn sich lebhaft angelegenlich mit ihr unterhalten! O, zu ihr ist er hingegangen, ihr bringt er seinen Morgengruß dar, und während desse sitze ich hier und verzehre mich vor Gram und —“

Eben öffnete sich die Thür und eine hohe, kräftige Mannesgestalt in glänzender Generals-Uniform erschien in derselben.

„Mein Gemahl,“ flüsterte die Generalin, und sie wandte sich ab, um den General nicht ihr erregtes Angesicht, ihre brennenden Wangen sehen zu lassen.

Er näherte sich ihr ganz unbefangen, nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen, und auf seinem schönen, männlichen Angesicht leuchtete die reinsten Zärtlichkeit.

„Guten Morgen, theuerste Victorine,” sprach er herzlich. „Schon ausgeruht?”

„Schon!” wiederholte sie achselzuckend. „Die Zeit muß meinem theuren Gemahl bei seinen Beschäftigungen sehr rasch vergangen sein, wenn es ihm noch so früh erscheint. Meine Uhr zeigt auf Zehn.“

„Schon so spät?” fragte General Allix arglos. „Verzeihung, Victorine, in der That, ich war beschäftigt!“

„O, ich glaube es,” rief sie bitter lächelnd. „Wann wären die Männer nicht beschäftigt, wann hätten sie Muße für ein armes Weib, das nichts weiter ist als ihre Gemahlin! O, es giebt tausenderlei Dinge, welche den Mann verhindern seine Frau zu sehen. Morgens die Toilette! Freilich, das ist eine Angelegenheit, die dem Morgengruß an die Gattin vorangehen muß. Dann kommt die Lectüre. Mein Gott, was weiß ein Weib von Lectüre, ein Weib, das nur bestimmt ist, die müßigen Stunden des theuren Gemahls auszufüllen, ein Spielwerk seiner Launen, eine Erheiterung seiner verstimmten Stunden zu sein.“

„Victorine,” sagte ihr Gemahl lächelnd, „Du bist ungerecht, Du —“

Sie achtete nicht auf ihn, und fuhr lebhafter und

gereizter fort: „Dann geht man zur Promenade, besteigt man sein Pferd, und paradiert man vor den Fenstern einer Schönen. O, für die Schönen hat man Zeit, Zeit, um zu warten, bis sie aus dem Fenster sich herniederlehnen, den Reiter mit einem heißen Liebesblick zu belohnen. Ganz erfüllt von diesem Glücke, fährt man dann heim zum Diner, um neben seiner Gemahlin nachdenklich, schweigend die träge Mittagszeit hinzuseuzen. Dann schlummert man, und dann geht es in die Soirée. Da lorgnettirt man alle Frauen, und die Schönste wählt man sich zum Tanz, und man tanzt mit ihr nicht einmal, sondern dreimal!“

„Ach,“ rief der General, das ist's also! „Meine Victorine ist schon wieder eifersüchtig.“

„Das ist die Beschäftigung des Herrn Gemahls,“ rief Victorine. „Und seine Gemahlin? Nun, die ist allein, die denkt an vergangene Tage, an jene Zeit, als der Gemahl sie liebte, und ihr zu Liebe alle anderen Frauen mied, für sie nur Blicke, für sie nur Zärtlichkeiten hatte, und es seinen Lebensberuf nannte, sie glücklich zu machen. Und dann,“ fuhr sie mit stockender, bebender Stimme fort, „dann, wenn sie alle diese schönen Erinnerungen ihrer Vergangenheit überdenkt,

dann zerdrückt die arme verlassene Frau eine Thräne, und denkt: es war doch eine schöne Zeit!"

„Und dennoch hat sie Unrecht, und ihre Thränen fließen nur dem eingebildeten Unglück," sagte der General ernst. Es scheint, daß es den Frauen Bedürfniß ist, Thränen zu vergießen, und wenn es dazu an wirklicher Ursache fehlt, so träumen sie sich solche. So ist es mit Dir, meine arme Victorine! Wenn Du wahr und ehrlich in tiefem Ernst Dich fragst, ob ich Dich liebe, so wird Dein Herz Dir auch freudig und ehrlich ein Ja erwidern. Aber Du leidest an einer schlimmen Krankheit."

„Ich?" fragte sie verwundert. „Ich fühle mich indessen ganz gesund."

„Und dennoch bist Du frank, trotz Deiner glänzenden Augen und Deiner rosigen Wangen frank. Deine Krankheit heißt: Eifersucht!"

„Ja, rief Victorine heftig und glühend, ja, ich bin eifersüchtig, bis zum Verzehren, zum Sterben eifersüchtig. Aber die wahre Liebe kann nicht ohne Eifersucht sein, die Frauenliebe nicht! Ich beneide den Tag, die Luft, die Dich erquicht, ich zürne der Blume, die Dir schön erscheint, die Du Dir gepflückt. Ich große mit dem Schlaf, der Deine Augen schließt, und wenn

Du — ja, wenn Du einem Mädel lächelst, so geht es wie ein Schwert durch meine Brust! O, Du kennst diese Qualen nicht, Du hast keinen Begriff davon! Dein Herz ist ruhig und gelassen, Dich kümmert es nicht, ob ich umschwärmt bin von Verehrern, ob man mir schwört, daß man mich anbetet. Du weißt ja, daß ich Dir nicht verloren gehen kann, denn Du bist mein Gemal, ich bin Dein unverlierbares Eigenthum!"

„Nein," sagte er ernst und fest, Du bist nicht mein Eigenthum, sondern mein Glaube, meine Liebe und Zuversicht. Ich liebe Dich wahrhaft, darum bin ich ruhig, ich vertraue Dir, darum fürchte ich die Anbeter nicht. Ich achte Dich so hoch, daß ich es für unmöglich halte, Du könntest mein Vertrauen täuschen, und wie mir scheint, beweist das mehr Liebe, als Deine Eifersucht. Doch jetzt genug davon! Die Zeit ist gegenwärtig viel zu ernst, um sie mit so kindischen Grillen hinzuscherzen!"

„Ernst?" fragte sie erstaunt. „Leben wir nicht umrauscht von Frohsinn und Lust? Wird nicht Alles aufgeboten, um uns zu zeigen, wie harmlos diese Zeit ist? Was beschäftigt König Jerome, seitdem er von seinem Feldzug zurückgekehrt ist, anders als Dejeuners, Sopers, Diners, Toilette, Concerte, Gemälde-Ausstellung, bal masqué? War nicht der gestrige

Ball einer der brillantesten? Und Du nennst unsere Zeit ernst?"

„Du hast recht, sagte der General sinnend, es war gestern ein bal masqué, aber die Gesichter unter den Masken waren nicht so heiter als die Larven. Kann Dich der äußere Frohsinn täuschen? Er ist nichts weiter als ein Abgrund, den man mit Blumen überdeckt hat. Aber wie lange noch, und diese Blumen werden welken und versinken, und der Abgrund wird uns Alle verschlingen."

Mir ahnt Böses, Victorine. Jerome ergiebt sich, seit er zurückgekehrt ist, der Freude und Lust, und er wird es zu büßen haben. Er sieht nicht die unzufriedenen Gesichter seiner deutschen Soldaten, er hört nicht das Murren seiner Regimenter; ja, selbst der ferne Kanonendonner der Russen weckt ihn nicht. Er ahnt auch nichts von den Verschwörungen, die hier unter seinen Augen sich gebildet, er wird taub sein, bis die Russen vor den Thoren sind, bis die Verschwörten die Thore öffnen, und der Churfürst einzieht in seine Residenz."

„Mein Gott," rief Victorine entsezt, „Du weißt das, und Du warnst den König nicht?"

„Was nützt die Warnung," seufzte der General

achselzuckend. „Der König glaubt nur, wenn man ihm Thatsachen, Beweise vorführen kann, und ich hoffe dies heute noch zu können. Ich bin einer Verschwörung auf der Spur, ich hoffe heute die sicherer Beweise derselben zu erhalten, und dann werde ich sie dem Könige mittheilen, dann werde ich ihn warnen, aber früher nicht.“

„Und woher denfst Du diese Beweise zu erhalten?“

„Durch die Tollföhnheit und Unvorsichtigkeit der Verschwörten selbst,“ sagte der General, indem er aufstand und seiner Gemahlin die Hand reichte.

„Ich muß Dich jetzt verlassen, Victorine, ich muß auf die Gemälde-Ausstellung gehen, denn gerade dort hoffe ich Wichtiges zu entdecken. Lebe also wohl, und,“ setzte er hinzu, „wenn ich Dich wiedersehe, so laß mich Dich heiterer finden, wie diesen Morgen.“

„Geh' Du mir mit gutem Beispiele voran,“ rief sie schmollend.

„Den Mann peinigen Sorgen,“ sagte er ernst, „aber das Weib soll sie ihm von der Stirne scherzen. Lebewohl!“

Er nickte ihr noch einmal zu und verließ dann eiligen Schrittes das Boudoir.

Victorine schaute ihm mit einem lächelnden, zärt-

lichen Blicke nach. „Er geht,” flüsterte sie leise. „Es war Unrecht von mir, ihn so unfreundlich zu empfangen, und ihn mit Eifersucht zu quälen, die er gewiß nicht verdient. Aber so geht's mir Armen leider gar so oft. Mein Herz ist wie ein wildes Roß, das ohne Zaum und Zügel vorwärts sprengt, und die Vernunft mit ihrer Überlegung schleicht immer hinter ihm her, und erreicht es erst, wenn es zu spät ist! Thörichtes Herz! Du beargwöhntest den Gemahl, meintest er gehe zur schönen Gräfin, und er geht nur ruhig auf die Gemälde-Ausstellung. Aber was will er da?” fragte sie auf einmal laut und hastig. „Was hat er dort zu suchen? Er will mich doch nicht überreden, daß er auch dort ernste Geschäfte hat, oder daß er plötzlich ein Kunstenthusiast geworden ist?”

Und plötzlich jetzt zuckte sie zusammen, wie in jähem Schrecken und ihre Augen flammten höher auf, der Dämon der Eifersucht leuchtete wieder aus ihnen mit Zornesblitzen hervor.

„O,” rief sie erglühend, „jetzt fällt's mir ein. Er stand gestern lange vor dem Bilde einer Dame, ich entsinne mich des Bildes ganz genau. Eine Brünette, sitzend, mit träumerischen, dunklen Augen, ein Buch in der Hand haltend. Und ich konnte so thöricht sein,

seinen Worten zu glauben! Ja, er geht in die Ausstellung zu dem Bilde des schönen Mädchens! Aber er soll nicht allein dort sein! Ich muß hin, ich muß sehen, ob meine Ahnung mich nicht betrogen hat, ob meine Eifersucht nicht wohl begründet war. Schnell, schnell, ihm nach!"

Wie eine Löwin, flammend in Zorn und Glut sprang sie zu dem Glockenzug hin, und schellte heftig.

„Anspannen," rief sie dem eintretenden Lakaien entgegen. „Der Wagen soll sogleich vorfahren.“

Als der Lakai sich hastig wieder entfernt hatte, ging sie mit großen Schritten, mit feuchter Brust auf und ab. „Ach," sagte sie mit einem höhnischen Lächeln, „wir werden ja sehen, mein Herr Gemahl, und wehe Ihnen, wenn ich Sie vor dem Bilde des schönen Mädchens finde!"

VI.

Frauenrache.

Die ganze schöne, vornehme gebildete Welt Gassel's drängte und schob sich heute in den Sälen der Kunstausstellung auf und nieder; die ganze Stadt schien

sich dort heute ein Rendezvous gegeben zu haben. Aber nicht alle waren aus Theilnahme und Enthusiasmus für die Kunst gekommen, nicht Allen war es darum zu thun, die schönen Gemälde an den Wänden zu bewundern. Viele waren da, weil sie sicher waren auch ihre Bekannten dort zu treffen, Andere, weil sie hofften, der König Jerome, der seit einigen Tagen wieder nach Cassel zurückgekehrt sei, werde heute die Ausstellung besuchen, und sie mit einigen gnädigen Worten auszeichnen; die Offiziere der Garnison waren gekommen, weil General Allix es ihnen zur Pflicht gemacht, und die Verschworenen, weil sie die Nachrichten und Verhaltungsregeln lesen wollten, welche die geheimnißvollen Schriftzüge auf dem Bilde Aurelia's ihnen mittheilen würden.

Vor diesem Bilde war heute ein besonders großer Andrang von Beschauern. Niemand konnte, so schien es, sich sattsehen an diesem schönen und lieblichen Mädchenangesicht, die jungen Offiziere äußerten laut ihr Entzücken über dasselbe, und wünschten das Original des schönen Porträts zu sehen; die Kunstkennner sprachen nicht minder laut ihre Zustimmung aus und lobten die meisterhafte Behandlung, das warme Colorit, den sprechenden, lebensvollen Ausdruck. Aber schwei-

gend und in Anschauen sich verlierend stand jetzt eine Gruppe junger Männer vor dem Bilde, und nur leise und flüsternd theilten sie sich ihre Bemerkungen über dasselbe mit.

„Hier ist das Bild,” flüsterte der Eine.

„Siehst Du die Chiffren?” fragte der Andere.

„Ja.“

„Kannst Du sie lesen?“

„Gewiß, Ernst hat mir den Schlüssel zu den Chiffren gegeben.“

„Lies also,” murmelten die Andern, sich näher zu dem Freunde herandrängend.

Dieser betrachtete einen Moment prüfend und aufmerksam die Zeichen. „Es ist eine Nachricht von der größten Wichtigkeit,” flüsterte er dann. „General Tschernitscheff —“

In diesem Augenblicke legte sich leise eine Hand auf seine Schulter und Ernst stand neben ihm. „Man beobachtet Euch,” flüsterte er hastig, „seht dort den Invaliden, der vor dem nächsten Bilde steht. Er hat Euch seit Ihr hier steht, nicht aus den Augen gelassen, er ist ein Spion des General Allix. Kommt in die nächste Gallerie, dort ist es menschenleer, dort dürfen wir es wagen mit einander zu sprechen.“

Er schritt ihnen voran, und die jungen Männer folgten ihm Einer nach dem Andern, langsam, anscheinend ganz unabsichtlich.

Aber nicht sobald hatten sie den Saal verlassen, als der General Allix aus dem Vorsaal hereintrat, und hastig nach dem Bilde hinschritt, indem er zugleich dem an der Thüre harrenden Vertrauten einen Wink gab, ihm dahin zu folgen.

„Nun,“ fragte der General, „hast Du gethan, was ich Dir gesagt, hast Du alle Diejenigen beobachtet, welche zu diesem Bilde kamen?“

„Ja, Excellenz,“ erwiderte der Invalid bedächtig, „und ich kann Ew. Excellenz sagen, es ist eine wunderbare Geschichte mit dem Bilde.“

„Nun, was denn, alter Bertrand?“ fragte der General hastig.

„Die andern Bilder bleiben alle hier hängen,“ sagte Bertrand kopfschüttelnd. „Dies Bild allein wird jeden Abend fortgetragen und jeden Morgen wieder gebracht. Der Maler hat gesagt, es sei noch nicht fertig, und er habe noch daran zu thun. Aber warum bringt er es her, wenn es noch nicht fertig, da doch jeder Mensch sagt, es sei ein herrliches Bild.“

„Ist Dir sonst nichts dabei aufgefallen, Bertrand?“

„Doch, Excellenz, mir ist etwas aufgefallen. Alle Tage kommen dieselben Herren hierher, und sehen es an, und dann flüstern sie lange und mit sehr ernsthaften Gesichtern miteinander. Na, ich meine, wenn man blos ein Bild betrachtet, da hat man nicht nöthig zu flüstern und alle Tage wieder zu flüstern.“

„Hast recht, Bertrand,“ sagte der General lächelnd. „Du bist ein scharfer Beobachter und mußt ja fortfahren die Leute zu beaufsichtigen, die hier zu dem Bilde kommen. Aber jetzt zieh' Dich zurück, Alter, nimm Deinen Platz an der Thür wieder ein.“

Der Invalide zog sich mit ehrerbietigem, militärischem Gruß zurück und der General Allix blieb jetzt allein vor dem Bilde. Lange betrachtete er es mit aufmerksam spähenden Blicken, und besonders das Buch in der Hand des schönen Mädchens schien ihn zu beschäftigen.

„Ja, ich glaube ich habe mich nicht getäuscht,“ murmelte er jetzt leise vor sich hin. „Wie mir scheint stehen heute andere Chiffren auf dem Buche. Ich habe mir die gestrigen Chiffren in mein Portefeuille geschrieben, vergleichen wir sie also.“

Er zog sein Portefeuille hervor, um die Zeichen in demselben mit denen auf dem Porträt zu vergleichen.

chen, und ein Ausdruck stolzen Triumphes flog dann durch seine Züge hin. „Es ist so,” sagte er hastig und leise vor sich hin, „es sind ganz andere Zeichen und Chiffren wie gestern. Ich habe also richtig geahnt. Man benutzt dieses Bild, um sich Nachrichten mitzutheilen, man correspondirt auf diese Weise. Ach, die List ist gut, und ich bin stolz darauf, sie entdeckt zu haben. Nun muß es mir gelingen die ganze Verschwörung zu enthüllen! Ich will auch diese Chiffren in mein Buch eintragen!“

Er begann mit größter Genauigkeit die Chiffren in seinem Portefeuille nachzuzeichnen, und so ganz vertieft war er in diese Beschäftigung, daß er nicht bemerkte wie da drüben in der offenen Thüre des zweiten Saales seine Gemahlin erschien, gefolgt von einem Lakaien.

Victorine aber sah ihn, sah, daß ihre Ahnung sie nicht getäuscht, daß er wirklich nach der Kunstausstellung gegangen, um das Porträt zu bewundern, und ihr Herz bäumte sich auf im Zorn und Schmerz der Eifersucht.

„Da steht er,“ flüsterte sie, und unter dem Mantel, der ihre Gestalt verhüllte, ballte sich krampfhaft ihre Hand zusammen, und unter dem schwarzen Schleier,

der ihr Antlitz verhüllte, blitzen ihre Augen doch wie zwei Dolchspitzen hervor.

„Da steht er in Anschauen und Bewunderung! Aber was bedeutet das? Er schreibt! O, natürlich ein Liebeslied an seine Schöne, ein feuriges Sonnet! Und ich soll nicht eifersüchtig sein, ich — doch still, er wendet sich, er darf mich nicht sehen!“

Sie wandte sich hastig nach dem Bilde an der entgegengesetzten Seite um, und schien ganz mit dem Anschauen desselben beschäftigt zu sein.

Der General bemerkte sie nicht; er hatte sich nur umgewandt, um Bertrand, den alten Invaliden, zu sich heranzuwinken.

„Kennst Du den Maler Ernst?“ fragte er laut und hastig.

„Ja, Excellenz, ich kenne ihn,“ sagte Bertrand. „Er ist den ganzen Tag hier, und vorher ging er mit einigen anderen Herren da in die zweite Gallerie hinein.“

„Gehe ihm nach und sage ihm, ich lasse ihn bitten sogleich hierher zu kommen.“

Der alte Bertrand hinkte von dannen, und der General heftete seine Augen wieder auf das Bild.

Victorine hatte Alles gehört, und wie sie meinte, auch Alles begriffen.

„Er läßt den Maler rufen,“ sagte sie bebend vor Zorn zu sich selber, „er will von ihm erfahren wer das Original sei, wo er es finden kann. O, der Zorn wird mich ersticken, ich werde nicht die Kraft haben, mich länger zu verbergen.“

Aber die Eifersucht, der Zorn gab ihr doch die Kraft. Sie blieb ganz ruhig, ganz still vor dem Bilde stehen, sie drängte sich nur ein wenig näher heran, als jetzt ein junger Mann, gefolgt von dem Invaliden Bertrand, mit hastigen Schritten eintrat und sich ehrerbietig dem General näherte.

„Sie ließen mich rufen, Herr General,“ sagte er mit ruhiger, ernster Stimme.

Das scharfe Auge des Generals überflog die Gestalt des jungen Mannes mit einem raschen, prüfenden Blick.

„Ah, Sie sind also der Maler,“ rief er mit vornehm herablassendem Tone. „Sie haben da ein schönes Bild gemalt, mein Herr, es macht Ihrer Künstlerschaft Ehre!“

„Mehr der Natur, Exzellenz,“ sagte Ernst lächelnd. „Wenn irgend ein Verdienst an dem Bilde mir zusteht,

so ist es die Treue, mit der ich die Natur nachahmte. Das Bild ist ein Portrait."

„Es ist darum nicht minder ein Kunstwerk," rief der General. „Das Bild gefällt mir, ich will es kaufen. Ich bitte also, Ihren Preis zu stellen."

„Excellenz, bedaure," sagte Ernst ruhig, „das Bild steht nicht zu Kauf."

„Wie, nicht zu Kauf?" fragte Allix verwundert. „Ich denke, alle Bilder hier sind käuflich."

„Verzeihung, Excellenz, dieses nicht," erwiderte Ernst. „Dies Bild gehört mir, und es ist mir sehr theuer."

„In diesem Falle, Herr Maler, thaten Sie nicht wohl, Ihr Bild dem Publikum zu zeigen," bemerkte der General streng. „Wenn man einen theuren Schatz sich allein erhalten will, so soll man ihn nicht fremden Blicken preisgeben. Das Schöne reizt jedwedes Herz und macht Jeden lüstern nach seinem Besitz."

Victorine mußte ihre Hand an ihre Lippen drücken, um den Schrei des Zorns zurückzudrängen, der aus ihrem Herzen emporstieg.

Ernst stand gedankenvoll und sinnend da, und schaute schmerzlich zu dem Portrait hin, das, wie er sich selber gestand, er gezwungen war dem General

zu überlassen, wenn er keinen Verdacht erwecken wollte.

„Nun also, mein Herr?“ fragte der General mit fast drohendem Tone. „Ich wiederhole Ihnen, ich wünsche das Bild zu kaufen. Es gelüstet mich, dieses schöne Mädchenangesicht zu besitzen.“

„O,“ murmelte Victorine mit bleichen Lippen, „ich schwör's beim ewigen Gott, er soll es nicht besitzen.“

„Wohlan, Excellenz, ich füge mich,“ sagte Ernst nach einer Pause. „Ich überlasse Ihnen das Bild.“

„Wie hoch der Preis?“ fragte der General mit einem vornehmnen Neigen des Hauptes.

Ernst zuckte zusammen, und seine Lippen bebten schmerzlich, aber er raffte sich mit Gewalt auf.

„Eure Excellenz mögen selber den Preis bestimmen,“ sagte er ruhig und stolz.

„Gut denn, mein Herr,“ rief der General lächelnd. „Das Bild ist also mein. Ich begebe mich jetzt sogleich in mein Hotel und werde einen Diener schicken, um das Bild abzuholen. Sie haben dann wohl die Güte, den Diener mit dem Portrait zu mir zu begleiten, um den Kaufpreis in Empfang zu nehmen.“

Ernst verneigte sich kalt und schweigend, der General aber fuhr lächelnd fort: „Sie müssen mir dann auch den Namen des schönen Mädchens anvertrauen. Das darf aber nicht hier geschehen; ich bin eifersüchtig und möchte nicht, daß irgendemand sonst den Namen erfuhr. Darum bitte ich, kommen Sie gefälligst in mein Hotel zu mir. Und bis dahin au revoir, mein Herr!“

Er machte mit der Hand ein gnädiges entlassendes Zeichen, und Ernst, nicht mehr im Stande seine innere Bewegung zu bemeistern, zog sich mit einer stummen Verneigung zurück.

In diesem Augenblitke traten von der anderen Seite her eine Anzahl junger Offiziere in den Saal ein, die sich, da sie ihren General erblickten, voll Ehrfurcht ihm näherten.

General Allix begrüßte sie mit heiterem Blick, aber es schien ihm darum zu thun zu sein, sie von dem Portrait zu entfernen. Er forderte sie daher auf, ihm in den nächsten Saal zur Besichtigung eines Bildes zu folgen, und schritt ihnen hastig voran.

Der Schwarm der Offiziere folgte ihm dienstbesessen, und Victorine war jetzt einen Moment allein.

„Er soll das Bild nicht haben, er soll den Namen des Mädchens nicht erfahren,“ sagte sie zwischen den fest aufeinandergepreßten Lippen hervor. „Nun Weiberlist, nun steh' mir bei!“

Und mit fliegenden Händen zog sie ihr Portefeuille hervor, öffnete es, schrieb rasch einige Zeilen auf ein Blatt Papier, riß dasselbe aus dem Portefeuille, faltete es zusammen und winkte ihren Lakaien zu sich.

„Dort kommt der Maler zurück,“ sagte sie eilig, „gieb ihm dies Billet, sag' ihm, der General Allix habe es Dir gegeben und dann erwarte seine Antwort. Ich eile nach Hause; sobald Du die Antwort erhalten, folge mir dahin.“

Und da sie Ernst eben in den Saal zurückkehrten sah, zog Victorine ihren Schleier fester über ihr Angesicht und verließ eilenden Schrittes den Saal.

Ernst, da er sah, daß der General sich entfernt hatte, eilte heitern Angesichts zu seinem Bilde hin, und hob es von der Wand ab, um zuerst mit demselben sich in seine Wohnung zu begeben und die verrätherischen Zeichen auf dem Bilde mit raschem Pinselstrich zu übermalen. Aber wie er kaum das Bild

vom Nagel abgehoben, näherte sich ihm der Diener Victorinens und überreichte ihm im Namen des Generals das von Victorinens Hand geschriebene Billet.

Es lautete: „Ich ersuche Sie, daß von mir gekaufte Portrait dem Diener sogleich zu übergeben; denn ich bin ungeduldig, das schöne Bild zu besitzen. In zwei Stunden werde ich Ihnen meine Equipage senden, um Sie zu mir zu holen, damit Sie meinen Dank und den Kaufpreis empfangen. General Allix.“

Ernst mußte sich also den Umständen fügen, er mußte, wollte er nicht Verdacht erregen, wie es der General wünschte, dem Diener das Gemälde übergeben, aber indem er es that, zog ein tiefes Wehegefühl durch seine Seele, und traurigen Blickes schaute er dem Diener nach, der ihm das holde Conterfei seiner Geliebten entführte.

„Ich muß es wiederholen,“ sagte er mit troßigem Schmerz zu sich selber. „Es ist unmöglich, ich kann das Bild nicht verkaufen, auch nicht, wenn meine Weigerung mir Gefahr bringt. Es ist das Portrait meiner Geliebten, meiner Braut, von der ich getrennt bin, mit der ich nur im Bilde mich besprechen kann.“

Das werde ich offen und ehrlich dem General sagen, und wir werden sehen, ob er dann nicht Cavalier genug ist, um abzustehen von dem erzwungenen Kauf."

Und neubelebt und erhoben von diesem Entschluß eilte Ernst von dannen.

Victorine war indes in ihr Hotel zurückgekehrt, und hatte sich in ihr rosiges Boudoir begeben. Aber der Raum schien ihr zu enge, die Luft schien sie zu bedrücken, sie stieß die Thüre auf, die von dem Corridor in ihr Wohnzimmer führte, und durchmaß mit großen Schritten den weiten großen Raum. Dann trat sie zum Fenster hin und schaute spähenden Auges hinunter auf die Straße.

„Er kommt noch immer nicht," flüsterte sie atemlos. „O, wie die Zeit langsam und träge dahinschleicht, Ein Menschenleben kann verhauchen, ehe ein Sandkorn zum andern rinnt!"

Wieder starnte sie hinunter auf die Straße und jetzt entfuhr ein Aufschrei des Triumphes ihren Lippen.

„Er kommt," rief sie jubelnd, „und er hat das Bild im Arm!"

Sie flog vom Fenster fort nach dem Klingelzug

da drüben hin, und schellte so lange und so heftig, bis ihre Kammerfrau ganz erschrocken in der Thüre des Boudoirs erschien, und nach den Befehlen der gnädigen Frau fragte.

„Mache Feuer im Kamin meines Boudoirs, ein helles, liches Feuer,“ rief Victorine ihr entgegen. „Legé ganze Holzscheite hinein, daß es hell und tüchtig brennt.“

Dann sprang sie zu der Thüre hin, die in das Vorzimmer führte, und riß sie auf, und blieb atemlos, mit bebenden Lippen neben derselben stehen, bis der Diener hereintrat, bis er ihr das Bild, das ersehnte Bild überbrachte.

Sie riß es ihm fort wie einen Schatz, den sie erbeuten wollte, sie trug es selbst in das Zimmer hinein und stellte es dort an der Wand auf, und blickte es an mit flammenden Zornesblicken, und streckte ihre Hand drohend aus nach dem Bilde, das in lächelnder, friedlicher Schönheit ihr entgegenschaute.

„Ich habe Dich also,“ rief sie grimmig, „Du bist Mein! Ja, seht mich nur an, ihr schönen Augen, mein Herz klopft euch entgegen, aber nicht freudig, sondern racheglühend. Was schaust Du mich so sanft und lächelnd an, Du deutsches Mädchen, als wolltest

Du mich grüßen mit Deinen sanften Augen und Deinem unschuldsvollen Mädchenlächeln. Ich hasse Dich, ja ich hasse Dich glühend, sieberhaft, und als Hochzeitsgabe wünsche ich Dir die Qualen der Eifersucht und der verschmähten Liebe. Komm', komm', ich will Dich behandeln wie eine indische Frau, welcher das Schicksal den geliebten Mann entrissen. Ich bin Dein Schicksal, Mädchen, und ich entreiße Dir auch den Mann, den Du liebst, Du sollst ihn nicht besitzen, Du sollst auf ewig von ihm getrennt sein! Trage also das Leos der indischen Wittwen, gehe hin und stirb auf dem Scheiterhaufen!"

Und mit beiden Händen das Bild packend, stürzte sie mit demselben nach dem Boudoir hin. Dann nach einer kurzen Zeit kehrte sie stolzen Ganges, leuchtenden Auges in das Wohnzimmer zurück.

„Es ist geschehen," sagte sie aufathmend. „Mein Herz flopft freudig wie nach einem großen Glücke. Es ist geschehen. Jetzt mag mein Gemahl kommen, jetzt. — Ach, da ist er schon! Ich höre seinen Schritt im Vorzimmer!"

Sie eilte selbst nach der Thür hin, und öffnete sie, und lächelte ihm entgegen so freudenvoll, so strahlend, daß er ganz geblendet war von ihrer Schönheit,

und ihre dargereichte Hand voll Zärtlichkeit an seine Lippen drückte.

„Wie schön Du heute bist, Victorine,“ sagte er innig. „Wie Deine Wangen glühen und Deine Augen leuchten!“

„O,“ sagte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend wie eine schmeichelnde Tigerin, „o, ich glaub's wohl, daß ich heute schön bin, das Glück, die Freude Dich zu sehen, macht mich schön, das Glück, Dir irgend eine liebe Überraschung bereiten, Dich erfreuen zu können!“

„Kind,“ sagte er lächelnd, „Du erfreust mich schon, wenn Du mich freundlich willkommen heißt. Ein Ehemann ist sehr genügsam. Er wagt es nicht von seiner Frau eine stets heitere Laune zu begehrn, er ist schon zufrieden, wenn sie ihm nur zuweilen heiter entgegenlächelt. Aber nun sage mir auch, theuerste Victorine, was für eine freudige Überraschung Du mir heute bereitet hast?“

Sie hatte noch immer ihr Haupt an seine Brust gelehnt und schaute mit flammenden Tigeraugen zu ihm empor.

„O,“ sagte sie schmeichelnd, „sieh mich an, mein theurer Freund, und nun höre! Ich fühlte mich hier

so einsam, seit Du mich vorher verlassen, mein Herz zog mich Dir nach. Ich wußte Dich auf der Ausstellung und — ich folgte Dir!"

„Victorine, Victorine," sagte der General, ihr lächelnd mit dem Finger drohend, „war es wirklich Sehnsucht nach mir, und nicht vielleicht die unseelige Eifersucht?"

Sie lachte, aber es war ein seltsames, gezwungenes Lachen. „O gewiß nicht, nein gewiß nicht," be- theuerte sie. „Ich folgte Dir aus Liebe, ich ging Dir nach zu der Ausstellung. Ich fand Dich vor dem Bilde des schönen jungen Mädchens stehen, vor dem ich Dich schon Tags vorher voll Verwunderung hatte weilen sehen."

„Und nicht wahr," sagte er lächelnd, „das empörte Dein heißes Blut?"

„Hör' nur zu," sagte sie schmeichelnd, immer noch das Haupt an seine Brust gelehnt. „Ich hörte, wie Du mit dem Maler sprachst, und Dir das Bild kaufstest. Dann gingst Du fort. Ich aber dachte: jetzt gilt es, ihm eine Freude zu machen!"

„O, meine gute, geliebte Victorine," rief der General, sie zärtlich an sich drückend.

„Hör nur zu," sagte sie, zu ihm aufschauend.

„Du gebotest dem Maler, er solle Dir in einer Stunde das Bild hierher bringen, und Dir dann den Namen des schönen Mädchens sagen. Ich — sieh, ich wollte Deine heiße Sehnsucht schon früher stillen, und ließ durch meinen Diener sogleich das Bild hierher beordern.

„Und der Maler gab es ihm?“ fragte der General hastig.

„O, nur nicht so stürmisch, mein Herr Gemahl,“ rief sie lachend. „Ja, ich habe das Bild.“

„Wo ist es?“ rief er lebhaft. „Läß es mich sehen!“

Jetzt hob sie das Haupt von seiner Schulter empor und sah ihn an mit leuchtenden Zornesblicken. Die Tigerin schmeichelte nicht mehr, sie war ihrer Beute sicher.

Sie stürzte nach der Thür des Boudoirs hin, und riß sie auf. Im Kamin loderte ein helles Feuer, und mitten in demselben sah man in goldenem Rahmen einen lieblichen lächelnden Mädchengepf, zu dem die Flammen eben vernichtend emporzüngelten.

„Da,“ rief Victorine, den Arm nach den Flammen ausstreckend, „da, mein feuriger Herr Gemahl!

Da in den Feuerflammen glüht das Bild des schönen
Mädchen, das Du liebst."

VII.

Der aufgesangene Brief.

Frau von Werbern war allein. Sie saß in dem Garten in einer Laube, welche auf einem kleinen künstlichen Erdhügel unmittelbar an der Mauer des Gartens angebracht war, und von welcher man daher einen freien Blick hatte auf die unmittelbar an der andern Seite der Mauer vorübergehenden Landstraße.

Diese Laube war daher Frau von Werbern's Lieblingsaufenthalt. Da saß sie täglich und schaute Stundenlang auf die Landstraße hinab, immer hoffend, daß von dort aus ihre Erlösung, und Befreiung aus dieser Dede, wohin sie der Befehl des Gemahls gebannt hatte, kommen werde.

Da saß sie auch heute und sah den langen mit hohen Pappeln begrenzten Weg auf und ab, schaute dann, als dort Alles einsam blieb und still, mit einem

düstern, verzweiflungsvollen Blick zurück auf den Garten, hinauf an den hellen, sonnigen Himmel.

Die Sonne scheint wieder hell, und der Himmel ist wieder blau wie gestern, sagte sie achselzuckend. Die Blumen blühen, die Vögel singen wie gestern. Es ist schönes Wetter. Gott, rief sie auffahrend heftig, Gott, dies langweilige schöne Wetter! Käme doch ein Sturm, ein Regenguß! Es wäre doch eine Abwechslung in der Langweile. Jetzt geht Alles seinen gewohnten Gang. Das Korn schießt in die Höhe, der Hafer blüht, das Heu ist trocken! Das sind die Freuden des Landlebens. Ach, wer mir dies in meinem schönen Paris gesagt hätte, als ich so dumm war, die Frau des schönen, deutschen Adjutanten des Königs Jerome zu werden. Er verliebte sich in mein hübsches Gesicht, und ich mich in seine Uniform, also ward ich die Gemahlin dieses deutschen Barons, der mich hier auf seinem Dorf schmachten läßt, während er in Russland ist und gar nicht daran denkt, mich zur Wittwe oder zur Miterbin seines Vermögens zu machen. Was soll ich hier auf dem elenden Dorf? fragte sie unwillig. Mit den Enten oder Gänsen um die Wette gackern, oder, was nicht viel besser ist, mit der empfindsamen Aurelia entzückt jauchzen über die

Schönheiten des Landlebens? O, die Langeweile wird mich tödten, rief sie stürmisch, und ihr Blick flog wieder spähend nach der Landstraße hin.

Auf einmal zuckte sie zusammen und sprang empor. Dort, jenseits der Mauer stand ein junger Mensch, der hinaufschauten, und mit allerlei Zeichen und Handbewegungen ihre Aufmerksamkeit zu erregen suchte.

Ein Mensch, murmelte sie leise, o mein Gott, eine neue Erscheinung, ein Bote, wie es scheint. Er macht immer noch seine Zeichen, als wäre er mit mir einverstanden. Ich will ihm antworten.

Und sie winkte ihm mit der Hand, und lehnte sich ganz dicht über den Rand der Mauer.

„Ist dies hier die Villa und der Garten des Herrn von Werbern?“ fragte der Mensch da draußen.

„Ja, guter Freund,“ sagte Frau von Werbern, „dies ist die Villa und der Garten des Herrn von Werbern.“

„Und Sie,“ fragte der Mensch, „nicht wahr, Sie sind die Tochter, das schöne Fräulein Aurelia von Werbern?“

Sie hatte nicht den Muth zu antworten, aber sie winkte lächelnd mit dem Kopf.

„Und Sie sind allein?“ fragte der Mensch zu ihr empor. „Die böse Stiefmutter ist nicht hier?“

„Nein,“ sagte sie laut, „die böse Stiefmutter ist nicht hier, wir sind beide ganz allein. Was habt Ihr mir zu sagen, guter Freund?“

„Nun,“ erwiderte Tener forschend, „wenn Sie Fräulein Aurelia sind, so werden Sie auch wissen, was ich bringe?“

„Gewiß einen Brief, nicht wahr?“

„Ja, aber von wem?“

Frau von Werbern zögerte einen Augenblick, dann sagte sie rasch: „Vom Maler Ernst, nicht wahr?“

„Ach,“ sagte der Bote, lachend ihr zunickend, „jetzt seh' ich wohl, daß Sie wirklich Fräulein Aurelia sind. Da nehmen Sie, hier ist der Brief! Ich muß sogleich weiter.“

„Er reichte ihr über die Mauer hin den Brief, den Ernst seinem Freunde zur Besorgung übergeben, und wanderte dann raschen Schrittes weiter, die Landstraße hinunter.

Ach, rief die Generalin, den Brief hoch emporhebend, endlich eine Zerstreuung, eine Abwechslung, oder will's Gott, eine Entdeckung! O, meine Ahnung trog mich also nicht! Der Herr Ernst hatte mich

damals mit jenem Brief dupiren wollen, und er steht in geheimer Verbindung mit meiner schönen, tugendhaften Stieftochter. Nun, sehen wir vor allen Dingen, was Herr Ernst ihr schreibt!

Mit vor Ungeduld zitternden Händen riß sie den Brief auseinander und las: „Die Stunde der Entscheidung naht! Unsere Brüder haben im ganzen Lande geworben, die Verschwörung ist vollständig organisirt und bewaffnet, Tschernitscheff ist mit uns in Verbindung getreten. Alles geht gut, Alles ist bereit, und der Kurfürst naht heimlich den Grenzen des Landes, er wartet nur auf den Anmarsch der Russen. Sobald Tschernitscheff die Grenze überschreitet, erheben wir die Waffen und der Kampf auf Leben und Tod beginnt. Bete für uns, Aurelia, glaube an meine Liebe, meine Treue, so lang ich lebe.“

„Ah, unterbrach sich Frau von Werbern in ihrer Lectüre, das Andere sind Liebesversicherungen, Betheuerungen ewiger Treue, die mich nichts angehen. Eine Verschwörung, eine vollständig organisirte Verschwörung läßt der glückliche Zufall mich da entdecken, nein, nicht der Zufall, sondern mein guter Genius, denn diese Entdeckung wird mich erlösen aus diesem Exil. Ich muß nach Cassel, kein Befehl meines Ge-

mahls darf mich zurückhalten! Ich muß dem General Allix diesen Brief überbringen. Das Wohl des Staats steht auf dem Spiel, ich muß fort! So gleich!

Und in athemloser Eile verließ sie die Laube, flog durch den Garten, stürzte in's Haus, befahl dem auf ihren Ruf herbeistürzenden Diener, daß er sofort anspannen lasse, und eilte vorwärts, die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer.

Auf dem Corridor, der dahinführte, begegnete ihr Aurelia. Frau von Werbern blieb stehen, und schaute sie an mit einem stolzen, triumphirenden Blicke.

„Nun, meine deutsche Thusnelda,“ fragte sie höhnend, „noch immer trübe? Und warum denn? Weil der edle Hermann nicht geschrieben? Warte nur, Thusnelda, die Blumen und der Wind werden Deinem Hermann schon Deine Grüße und Deine Seufzer hintragen, wie's in den deutschen Märchen heißt. Unterhalte Dich mit Liebesmärchen, mir aber gehört die Wirklichkeit!“

Sie nickte ihr höhnisch lachend zu, und eilte weiter.

Aurelia blickte ihr staunend nach, bis die Thüre des Gemachs sich hinter ihrer Stiefmutter schloß;

dann ging sie selber sinnend und gedankenvoll in ihr eigenes Gemach.

„Was will die Mutter?“ fragte Aurelia sich selber. „Wozu dieser Hohn? Es ist das erstmal, daß sie mich an Ernst erinnert. Was bedeutet das?“

Eine unaussprechliche Angst bemächtigte sich ihrer, sie hatte ein Gefühl, als ob ein drohendes Gewitter sich über ihrem Haupte zusammenzöge, als ob es sie und den Geliebten zerschmettern werde! Alle Gedanken richteten sich zu ihm hin, zu ihm, den sie seit Wochen nicht gesehen, von dem sie seitdem gar keine Nachricht erhalten! Sie rief mit schmerzlicher Sehnsucht seinen Namen, sie flachte zu Gott, ihn zu beschützen, jede Gefahr von seinem geliebten Haupte abzuwenden.

Das Rollen eines Wagens störte sie in ihren Gebeten, ihren schmerzvollen Kämpfen. Sie ging an das Fenster und blickte mit banger Ahnung hinab.

In diesem Augenblicke trat ihre Stiefmutter aus dem Hause, bestieg den Wagen, dessen Schlag der Diener schloß, sich auf den Bock schwang und dem Kutscher ein lautes Vorwärts zurief.

Aber bevor sich der Wagen in Bewegung setzte, neigte Frau von Werbern noch einmal sich aus dem-

selben hervor, blickte empor zu Aurelien, die oben das Fenster öffnete und mit angstvoller Stimme rief: „Mutter, wohin fährst Du? Was hast Du vor?“

Frau von Werbern lachte laut auf und den Brief von Ernst hoch empor schwingend rief sie mit höhnischer Stimme: „Ich fahre nach der Stadt und bringe Deinem Hermann die Antwort auf diesen Brief, edle deutsche Thusnelda! Vorwärts, Kutscher, vorwärts! Nach Cassel zum General Allix!“

Der Wagen rollte von dannen und übertönte den Schmerzensschrei, der von Aureliens bleichen Lippen drang!

Aber bald hatte das tapfere, muthvolle junge Mädchen sich von der ersten Betäubung des Schreckens, der ahnungsvoilen Furcht erholt. Sie wußte und begriff jetzt Alles: daß die Stiefmutter einen Brief von Ernst aufgefangen, der an sie, an Aurelia gerichtet gewesen, daß dieser Brief compromittirende Nachrichten enthalten habe, die Ernst's Sicherheit gefährden konnten, daß Frau von Werbern nach der Stadt geeilt sei, um diesen Brief dem General Allix mitzutheilen und Ernst des Hochverrathes zu beschuldigen — dies alles sagte Aurelien ihr ahn-

ungsvolles, treues Herz, und ihr Entschluß war gefaßt.

„Ich muß auch zur Stadt,“ rief sie, sich fühlend emporrichtend. „Ich will Ernst retten, oder mit ihm sterben! Die Mutter glaubt, ich könne ihr nicht nacheilen, weil sie den Wagen und die Pferde genommen hat. Aber ich habe ja mein Pferd, mein liebes, schnelles Pferd! O, könnte ich ihm von Winde Flügel horgen, damit ich der Verrätherin vorausseilen, damit ich den Geliebten retten kann!“

VIII.

Die Verhaftung.

Zwei Stunden nachdem Ernst dem Diener der Generalin das Portrait Aureliens übergeben hatte, hielt die Equipage Victorinen's vor der Wohnung des Malers und der Lakai eilte zu ihm hinauf, um Ernst im Namen des Generals von Allix zu ersuchen, ihm seinen Besuch zu machen und sich der Equipage zu bedienen.

Ernst folgte bereitwillig der Einladung, fest entschlossen, von dem General sein geliebtes Bild wieder zu erlangen und den erzwungenen Kauf wieder rückgängig zu machen.

Durch eine Reihe glänzend eingerichteter Zimmer führte ihn der voranschreitende Lakai in einen ebenso geschmackvoll als kostbar eingerichteten Salon, und indem er Ernst ersuchte, hier zu bleiben, verschwand er hinter der Portière.

Wenige Minuten später ward diese Portière wieder zurückgeschlagen und aus ihrem rosigen Boudoir trat Victorine mit einem anmuthigen Lächeln dem erstaunten Maler entgegen.

„Ach,“ sagte sie freundlich, „ich sehe, mein Herr, Sie sind erstaunt, statt meines Gemahls, dem Sie Ihren Besuch machen wollten, mich hier zu finden. Aber beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie sind dennoch nicht vergeblich hierher gekommen. Ich selber werde die Ehre haben, Ihnen das Honorar für Ihr herrliches Gemälde zu überreichen.“

„Frau Generalin,“ rief Ernst lebhaft, „ich habe Ihnen vor allen Dingen ein Bekenntniß abzulegen. Ich bereue es, dem Herrn General mein Bild verkauft zu haben. Ich beschwöre Sie daher, legen Sie ein

gütiges Fürwort bei Sr. Excellenz ein, daß er mir mein Bild zurückgeben möge."

„Ich bedaure, Thre Bitte nicht erfüllen zu können," sagte Victorine achselzuckend. „Ich selber will das Bild kaufen, um es meinem Gemahl zum Geschenk darzubringen. Sie dürfen mir diese Freude nicht stören."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," flehte Ernst dringend, ich wage es dennoch, meine Bitte zu wiederholen. Ihnen wird dadurch vielleicht die Freude einer Stunde gestört, mir wird durch die Wiedererstattung meines Bildes ein großes Glück gewährt. Frau Generalin, Sie erzeigen mir eine Wohlthat, wenn Sie mir das theure Bild wiedergeben!"

„Ich wiederhole Ihnen, es kann nicht sein," rief Victorine ungeduldig. „Ich kann Ihnen das Bild nicht wiedergeben. Aber ich habe eine Bitte an Sie, mein Herr. Sie versprachen dem General, ihm hier den Namen von dem Urbild des schönen Portraits zu nennen. Ich bitte, daß Sie ihn mir sagen, damit ich meinem Gemahl mit dem Bilde auch den Namen schenke."

„Verzeihung, Excellenz," sagte Ernst kalt und stolz, „der General forderte von mir, ihm den Namen

zu sagen, aber ich habe nicht versprochen, daß ich es thun werde, und ich werde es nicht thun."

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht will,“ sagte Ernst sich leicht verbeugend.

„Sie verweigern es, mir den Namen zu nennen?“

„Ja, ich verweigere es.“

„Aber dem General werden Sie ihn nennen?“

Ernst lächelte. „Excellenz,“ sagte er, „das Urbild jenes Portraits ist meine Braut. Wenn ich es verweigere, einer Dame ihren Namen zu sagen, so wird mein Schweigen einem Manne gegenüber gewiß unverbrüchlich sein.“

„Ich sehe an Ihren entschlossenen Mienen, daß Sie mir die Wahrheit sagen,“ rief Victorine freudig. Dann zog sie aus der Tasche ihres Kleides eine Börse hervor und reichte sie Ernst dar.

„Hier meine Schuld, mein Herr,“ sagte sie mit einem freundlichen Lächeln.

Ernst trat mit einer stolzen Geberde zurück. „Sie müssen mir nochmals verzeihen, Excellenz,“ sagte er. „Ich habe das Bild nicht feilgeboten.“

„Und doch verkauften Sie es?“

„Nein, gnädige Frau, ich verkaufte es nicht. Mein

Wille mußte nur dem Willen eines Gebietenden weichen, der meiner Weigerung nicht achtete. Man hat mich gezwungen, mein Bild fortzugeben, aber man kann mich nicht zwingen, dafür Bezahlung anzunehmen."

Victorine schaute mit Ehrfurcht und Bewunderung in das edle, erglühte, von Stolz und Energie leuchtende Antlitz des Malers, und sie begriff, daß es ihn beleidigen hieße, wenn sie nachmals versuchen wollte, ihm das Geld aufzudrängen. Sie zog einen blißenden Brillantring vom Finger und reichte ihn dem Maler dar.

„Mein Herr," sagte sie mit ihrem reizendsten Lächeln, „so tragen Sie diesen Ring und gedenken Sie freundlich meiner. Sagen Sie Ihrer Braut, wofür Sie diesen Ring erhielten, dann wird sie Ihnen sicherlich verzeihen, dies Geschenk von der Kunst einer Dame angenommen zu haben. Leben Sie wohl, mein Herr —“

Das rasche Deffnen der Salonthür unterbrach sie. In dieser Thüre erschien ihr Gemahl, begleitet von Frau von Werbern, gefolgt von Soldaten, deren geschultete Gewehre wie Dolchspitzen hinter dem General hervorblitzten.

General Allix deutete mit der erhobenen Hand auf Ernst hin, und wandte den fragenden Blick dann auf seine Begleiterin hin.

„Ist es dieser da, Madame?“ fragte er.

„Ja,“ sagte sie fest, „dieser ist es.“

„Herr Maler Ernst,“ rief der General mit dröhrender Stimme, „Sie sind des Hochverrathes überwiesen. Im Namen des Königs und des Gesetzes verhaftete ich Sie, und überliefere Sie dem Kriegsgericht, als einen überführten Verräther.“

„Wer hat mich überführt, wo sind die Beweise?“ fragte Ernst ruhig und stolz.

General Allix schritt zu ihm hin und hielt ihm mehrere Papiere dar. „Hier,“ sagte er. „Dieser Brief kam nicht in die Hände Ihrer Geliebten. Diese Dame, eine treue Unterthanin ihres Königs, überbrachte ihn mir, und bei der von mir alsdann in Ihrer Wohnung veranlaßten Nachsuchung fanden sich in Ihrem Bureau diese Beweise, und diese Liste der Verschwörten.“

„Und wer gab Ihnen das Recht, in meiner Abwesenheit meine Wohnung zu überfallen, mein Eigentum anzutasten?“ fragte Ernst stolz. „Darf man in Frankreich so gleich einem Räuber die Wohnung

ruhiger Bürger überfallen? Wehe dann, doppelt wehe dem armen Deutschland, dem man diese fränkischen Sitten aufzwingen will!"

„Ich verzeihe Threm Unmuth diese unbedachten Worte," sagte der General achselzuckend.

„Und von wem," fuhr Ernst glühender fort, „von wem sind diese Briefe? Sie sind von meinen Herrn, dem Churfürsten. Wie? Kennt man in Frankreich denn so wenig die unzerreißbaren Bande, welche den angestammten Herrscher mit seinem Volke verbinden, und ehrt man die heilige Treue so wenig, daß man sie zum Verbrechen stempelt? Aber es ist wahr, mein Herr General, Sie sind ein Sohn des blutigen Frankreichs —“

„Mein Herr," unterbrach ihn der General drohend.

„Ja," fuhr Ernst unerschrocken fort, „des blutigen Frankreichs, das es wagte, die mörderischen Hände in Königblut zu tauchen, und die edle deutsche Kaisertochter dem Schaffot zu überliefern! Ja, ich hätte Sie nicht danach fragen sollen. Sie, der Sie ein Kind sind jenes Landes, wo der Bruder seinen Bruder mordete, wo es als Verbrechen galt, seinem König in Treue anzuhängen, wo das Volk mit wildem Fauchzen seine von unschuldig vergossenen Blute dampfenden

Hände im Tempel der Vernunft gen Himmel hob und ein Danklied brüllte, wenn ein Edler starb. Aber, glauben Sie mir, die Dämonen haben jenes Lied gehört, und die Rachegeister zählten jeden Seufzer der sterbenden, hingemordeten Unschuld, ein Tag wird kommen, wo jenes Leid und seine Seufzer schwer in die Wage der Vergeltung fallen."

„Das Kriegsgericht wird dafür sorgen, daß Sie diesen Tag nicht mehr erleben," sprach der General feierlich. „Ich habe Sie zu Ende reden lassen, weil Sie nicht mehr im Stande sind, mich zu beleidigen. Man hat Mitleid und Nachsicht mit denen, welche dem Tode verfallen sind, und das sind Sie, denn Sie sind des Hochverrathes überführt."

„Und mag es sein," fuhr Ernst begeistert fort, „mag ich meine Treue mit meinem Tode besiegeln müssen! Ich werde sterben in dem Bewußtsein, daß bald der Tag kommen wird, der meinem theuren Vaterlande Freiheit, Frieden und Glück wiedergiebt. Frankreich hat mit seinem Schwert das Band zerschnitten, das uns mit unserm Herrn vereinte; doch wir haben mit starken, treuen Händen die beiden Hälften des zerschnittenen Bandes festgehalten, und will's Gott, so werden wir sie bald wieder zusammenschlin-

gen zu einem festen Ganzen. In dieser Hoffnung lebe ich, in dieser Hoffnung werde ich sterben!"

„Sterben werden Sie, und das bald," sagte der General, „Ihre Hoffnungen aber werden sich wahrscheinlich nicht erfüllen. Soldaten, führt ihn fort!"

Die Soldaten marschierten vorwärts. Ernst trat ihnen mit ruhiger, fester Haltung entgegen, und ihnen voranschreitend, als sei er der Offizier, der seine Untergebenen in den Kampf auf Leben und Tod führen wolle, verließ er mit ihnen das Gemach.

Der General sah ihm einen Moment mit ernsten, theilnahmsvollen Blicken nach, dann wandte er sich zu Frau von Werbern, die verwirrt, entsezt fast, wie es schien, über die Größe des Unheils, das sie angerichtet, im Hintergrunde des Zimmers stand.

„Madame," sagte er, „ich bitte, mir voranzugehen in mein Cabinet, ich folge Ihnen sogleich.“

Und als Frau von Werbern schweigend sich zurückgezogen, näherte sich der General seiner Gemahlin und fasste ihre Hand.

„Victorine," sagte er, „Du siehst, was Du mit Deiner tollen Eifersucht bewirkt hast. Mich freilich hast Du zu Dank verpflichtet, denn Du gabst den Maler in meine Hand, und wenn Du auch das

Porträt verbrannte, so brachtest Du mich doch dem Original auf die Spur."

Er grüßte seine Gemahlin mit einem kalten, ernsten Blick und verließ das Gemach.

Victorine blickte ihm staunend und fragend nach. „Was will er damit sagen?“ fragte sie sich selber. „Dem Original brachte ich ihn auf die Spur? Ah, ich begreife! Er will von dem Maler den Namen des Mädchens erpressen! Armer Maler, darum also mußtest Du für ein Hochverräther gelten und verhaftet werden.“

„Ja, freilich,“ rief sie glühend, ganz wieder erfüllt von dem Wahnsinn ihrer Eifersucht, „ja, freilich, es ist Hochverrath dem strengen, gebietenden Herrn General den Namen eines schönen Mädchens zu verweigern! Ich aber will für diesen Hochverrath den Maler befreien. Ich gehe zum König, ich fordere von ihm die Begnadigung des Malers. Ich bin es, die Schuld an seiner Verhaftung trägt, aber ich will meine Seele nicht belasten mit einer Schuld, meine Hände sollen rein bleiben vom Blut. Ich gehe zum König, er ist sanft und gutmütig, und er ist mir zugethan. Er muß mir das Leben dieses jungen Mannes bewilligen, er muß ihn begnadigen.“

Ganz erfüllt von diesem Gedanken flog sie nach der Thür. Aber in diesem Moment schrie draußen eine schmerzvolle, verzweifelte Frauenstimme: „Wo ist der General! Führt mich zum General Allix! Ich muß ihn sprechen.“

Die Thür ward heftig aufgerissen, ein junges Mädchen, die Lakaien, die sie zurückzuhalten versuchten, bei Seite stoßend, flog herein, warf sich vor der Generalin auf die Knie nieder, und ihre gefalteten Hände zu ihr emporhebend, schrie sie mit herzzerreißendem Tone: „Gnade! Gnade!“

„Das Original, beim ewigen Gott, das Original,“ rief Victorine von ihr zurückweichend und die Knieende mit leuchtenden forschenden Blicken anstarrend.

„Erbarmen für meinen Geliebten,“ rief Aurelia flehend. „Haben Sie Mitleid, gnädige Frau, führen Sie mich zum General Allix!“

„Zu meinem Gemahl?“ fragte Victorine mißtrauisch. „Was wollen Sie von ihm?“

„Was ich will?“ fragte Aurelia mit zitternder, von Weinen unterdrückter Stimme. „O Gott, ich finde keine Worte, um zu sagen, was ich will! Aber Sie sind ein Weib, Sie werden meine Qualen ermessen und meinen Schmerz begreifen. Ich liebe Ernst, er

ist mein ganzes Lebensglück, und er ist in Todesgefahr."

Victorine neigte sich zu Aurelien nieder und ihr schönes Angesicht leuchtete jetzt von reinster Güte. Das mitleidsvolle Herz hatte jetzt für den Augenblick mindestens ihre glühende Eifersucht besiegt, und sie war jetzt nur noch das weiche mitsühlende Weib.

Sie zog Aurelien sanft empor und führte sie zum Divan hin.

„Setzen Sie sich, mein armes Kind," sagte sie weich. „Beruhigen Sie sich und dann erzählen Sie mir."

„Wie kann ich ruhig sein, wenn Er in Gefahr ist," rief sie bebend. „O, gnädige Frau, verzeihen Sie den stürmischen Ausbruch meines Schmerzes, aber in den höchsten Momenten des Lebens verschwindet jeder Zwang und jede Etiquette. Ich kannte die Gefahr, die ihn bedrohte; ich habe seit Wochen mich darauf vorbereitet, daß das Unglück kommen könnte, und nun es da ist — stürzt es doch über mich hin wie ein zerstümmernder Felsblock.“

„Nicht wahr," fragte Victorine, „Sie sind die Braut und die Geliebte des Malers Ernst? Er malte Ihr Bild?"

„Ja, er malte es, in schönen glücklichen Tagen, die nun vergangen sind.“

„Und wodurch erfuhren Sie, daß er verhaftet sei?“

„Eine böse Ahnung trieb mich in die Stadt. Ich wußte, daß meine Stiefmutter sich hieher zum General Allix begeben, und ich wollte auch zu ihm. Eben wie ich im Begriff war, das Hotel zu betreten, kam Ernst, von Soldaten umringt, aus demselben hervor.“

„Und er erkannte Sie?“

„Er erkannte mich und rief mir zu: Lebewohl, Aurelia. Ich sterbe, aber Deutschland wird leben und frei werden! Dann ging er fort, und ich stürzte in's Haus, nur das Eine denkend: ich muß zum General! Seine Knie will ich umklammern und des Geliebten Leben erflehen, oder doch die Gnade, seine Gefangenschaft mit ihm zu theilen! So bin ich hier! O, bringen Sie mich zum General!“

Victorine erbebte, und leise in ihrer Brust flüsterte die unselige Eifersucht: „Nimmermehr! denn das Original ist noch schöner als das Porträt.“

Da hörte sie jenseits der Thüre die Stimme ihres Gemahls.

„Wo ist das Mädchen?“ fragte er laut.

Victorine sprang empor. „Mein Gemahl!“ rief sie. „Er darf Sie hier nicht sehen, er soll nicht!“

Leise auf den Fußspitzen flog sie nach der Thüre hin, schob rasch den Riegel vor und eilte dann zu Aurelien zurück.

„Hören Sie,“ flüsterte sie bebend, athemlos. „Ich gebe Ihnen mein Wort, Ihr Geliebter soll befreit werden! Ich selbst eile sogleich zum König, umklammere seine Knie, und flehe ihn an um Gnade. Er wird sie mir nicht verweigern, denn er ist stets bereit Gnade zu üben, und er ist mir außerdem sehr gewogen. Ich gehe sogleich, sage ich Ihnen, denn unsere Kriegsgerichte sind schnell, und Eile thut Noth. Aber ich gehe nur, wenn Sie mir schwören, auf keine Weise zu versuchen, meinen Gemahl zu sprechen, oder sich ihm zu zeigen.“

„Ich schwöre es Ihnen bei Allem was mir theuer ist, bei dem Leben meines Geliebten!“

„Nun wohl, so gehen Sie hier in mein Boudoir, und verlassen Sie es auf keine Weise. Verschließen Sie die Thür von innen, und wer auch klopfen möge, öffnen Sie Niemand, bis Sie meine Stimme hören, bis ich Ihnen zurufe: „Victorine, öffnen Sie!“ Wollen Sie mir das schwören?“

„Ich schwöre es!“

„Es ist gut! Nun rette ich Ihnen den Geliebten. Schnell in mein Boudoir und verschließen Sie hinter sich die Thüren!“

Sie drängte Aurelien in das Boudoir, dann als sie gehört, wie diese von innen die Thür verriegelt und verschlossen hatte, durcheilte sie den Salon, schob den Riegel der andern Thüre zurück, öffnete diese, und hieß mit heiterer Miene den Gemahl eintreten, der lange schon an dieser Thür gerüttelt hatte.

„Sie verschließen Ihre Thüre, Madame?“ fragte der General, einen spähenden Blick durch den Salon werfend.

„Ja wohl,“ sagte sie lächelnd, „wenn es meine Laune so fügt.“

„Oder wenn man sich wieder in einem Anfall wahn-
sinniger Eifersucht befindet,“ rief der General unge-
stüm, „und wenn man darüber jede höhere Rücksicht
vergibt. Wo ist das Mädchen?“

„Welches Mädchen?“ fragte Victorine verwundert.

„Madame, Sie wissen, wen ich meine,“ sagte Allix
fast bittend, „o, ich beschwöre Dich, Victorine, gieb ein-
mal der Vernunft Gehör! Laß doch in diesen ernsten,
drohenden Zeiten die kindischen Gräßen verschwinden.“

denn uns droht wirkliche Gefahr. Du hörtest, was der Maler sprach, und so wie er, so denken alle Deutschen, und alle hassen die Fremdherrschaft."

„Mon Dieu, mein Herr Gemahl," sagte Victorine spöttisch lächelnd, „Sie vergessen, daß Sie nicht im Kriegsrath sind. Was weiß eine Dame von Politik!"

„Es wäre besser, wenn Du darum wüßtest," rief der General, heftig mit dem Fuße stampfend. „Denn alsdann hättest Du nicht im thörichten Wahne jenes Bild verbrannt, von dem ich Großes hoffte, große und wichtige Entdeckungen, die vielleicht eine drohende Gefahr vom Haupte unsers Königs abwenden konnten. Jetzt mag es schon zu spät sein. O, über die Weiber! An ihrer Thorheit, ihrer Laune zerschellt des Mannes Wille und Kraft, und vielleicht das Schicksal eines ganzen Staates!"

„Ah," rief Victorine lachend, „Sie werden mich noch glauben machen, daß Ihnen jenes Portrait Staatsgeheimnisse entdecken sollte."

„Und Sie hätten recht, wenn Sie das glaubten, Madame. Sparen wir uns jetzt aber alle weiteren Erklärungen, und sagen Sie mir, Madame, wo ist das Mädchen? Verbergen Sie sie nicht, sagen Sie nicht, Sie hätten sie nicht gesehen. Die Diener sahen

sie in den Salon hier eintreten, sie hörten das Mädchen heftig und laut zu Ihnen sprechen. Wo ist sie? Ich muß sie sprechen!"

„Bedaure, mein Herr Gemahl," rief Victorine mit einem flammenden Zornesblick, „Sie werden das Mädchen nicht sprechen. Es ist so wie Sie sagen, an der Weiber Laune zerschellt des Mannes Wille. Sie werden das Mädchen nicht sehen. Das Porträt konnte ich verbrennen, das Original entziehe ich Threm Feuer!"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte er hastig.

„Ich will damit sagen, daß ich das Original entfliehen ließ," sagte sie lächelnd. „Und jetzt, mein Herr," fuhr sie fort, indem sie sich tief verneigte, „jetzt habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, denn ich muß fort, und will dem gütigen König Jerome meinen Besuch machen."

„Dem König? Was wollen Sie bei ihm?"

„Ach, mein Herr," rief sie lachend, „ich habe auch meine Staatsgeheimnisse, und ich werde sie Ihnen nicht ausplaudern!"

Und sich nochmals tief vor dem Gemahl verneigend, eilte sie hinaus.

Der General blickte ihr mit einem langen zornigen

Blicke nach und verließ dann langsam, gedankenvoll gleichfalls das Zimmer. —

Eine Stunde später aber kehrte Victorine strahlenden Angesichtes zurück, eilte nach der verschlossenen Thür hin, und bat Aurelia zu öffnen und eine freudige Botschaft zu vernehmen.

Sofort that sich die Thüre auf und Aureliens bleiches Gesicht erschien in derselben.

„Ich bringe Ihnen Gnade, Gnade für den Geliebten,“ rief Victorine jubelnd. „Der König hat sie mir bewilligt. Ihr schöner Maler soll frei sein, soll mit Ihnen hingehen können, wohin er will. Nur macht der König einige Bedingungen, die Ihr Geliebter erfüllen muß, wenn er leben will. Sie selber sollen zu ihm in den Kerker gehen, ihm die Begnadigung zu verkünden, und wenn Sie ihm die Bedingungen sagen, wird er sich nicht weigern, sie anzunehmen.“

IX.

Die Weigerung.

Still war es auf dem engen kleinen Hofe des großen Gefängnisshauses, des „Zwing Uri“ von Cassel;

kein Laut der Freude, kein Ton des Lebens drang hierher, selbst die Vögel schienen es zu vermeiden hier sich niederzulassen, selbst der Wind verstummte an diesem düsteren Ort, wo nur Seufzer und Klagen gehört wurden. Denn dieser öde, nur von hohen Mauern umschlossene Raum war die Promenade für die in dem Gefängniß schmachtenden politischen Gefangenen, hier durften sie jeden Tag eine kurze Stunde sich erholen von der dumpfen Luft ihrer Zelle, durften die freie Luft einathmen und ein wenig von dem Himmel schauen, der ihnen hinter den Bleikästen ihrer Fenster in den Kerfern unsichtbar war.

Jetzt störte indeß ein Geräusch die Stille; dort drüben in der mit eisernen Klammern und Platten verfestigten Thür hörte man das Klirren eines Schlüssels, die Thür that sich auf, und der Gefangenwärter mit seinem breiten, härtigen Gesicht, seiner kurzen, gedrungenen Gestalt, den Schlüsselbund in der Hand, trat ein.

Ihm folgte langsam, aber mit ruhigen ernsten Mielen der Gefangene, dem jetzt die Wohlthat einer einsamen Promenade zutheil werden sollte, — dieser Gefangene war Ernst, der Maler Ernst, der Geliebte

Aurelia's, Ernst, der treue Parteigänger und Anhänger der deutschen Sache und seines deutschen Herrn.

„So," sagte der Gefangenwärter, „hier können Sie promeniren eine ganze Stunde lang. Es ist hier jedenfalls doch heller und besser als da drinnen.“

„Ja, hier ist es besser," seufzte Ernst aufathmend.

„Wenn Sie sonst noch etwas wünschen, so sagen Sie es," fuhr der Gefangenwärter fort. „Ich habe Befehl, alle Ihre Wünsche zu erfüllen.“

„Außer Einem," sagte Ernst mit einem traurigen Lächeln. „Außer dem einen, einzigen Wunsch, den ein zum Tode Verurtheilter haben kann, außer der Freiheit.“

„Ja freilich," rief der Wärter mit einem rauhen Lachen, „die Freiheit kann ich Ihnen nicht geben! Den Wunsch kann ich Ihnen nicht erfüllen.“

„Nun," sagte Ernst, „dann habe ich nur noch einen Wunsch. Gönnt mir Ruhe, laßt mich allein!“

„Den Wunsch kann ich erfüllen, und es soll sogleich geschehen," brummte der Wärter, indem er langsam durch die Thür zurücktrat und dieselbe flirrend wieder hinter sich schloß.

Ernst war allein und mit einer Art schmerzlichen Wohlbehagens blickte er umher, schaute hinauf zum

blauen Himmel und ging langsam und sinnend auf und nieder.

„Es ist vorbei,” sagte er leise und schmerzlich zu sich selber, „das Leben geht zur Neige. Man hat mir die Ketten von den Händen gelöst, als den Anfang der Freiheit, die der Tod mir geben soll!”

„Freiheit,” rief er auf einmal laut, „es giebt also eine Freiheit, und dies Wort, nach dem Jahrtausende die Völker dürsteten, es ist also kein Wahn, und der Tod lehrt mich, daß es eine Freiheit giebt! Ja, aber nur im Tode! Im Leben leuchtet uns dies große Wort wie ein ferner Stern, wie ein Lichtgebilde vor, und wenn wir sehndend danach haschen, verschwindet es in Nichts! — Nein, es ist kein Wahn, ich kann's nicht glauben, daß dieser Drang, dies Sehnen nach Freiheit, das Tausende vor mir mit ihrem Tode besiegt, ein leerer Wahn sei. Der Durst nach Freiheit, der im Menschen brennt, ist ein Zeichen von des Menschen Göttlichkeit, und unser Leben ist ein Gottesdienst, den wir für sie begehen. Ja, die Freiheit ist Religion, ist Gottheit, und unsichtbar, weil sie die Gottheit ist! Ich —“

Ein Geräusch an der Thür unterbrach ihn.

„Wie,” sagte er, „kommt man jetzt schon, mich zu holen? Ist die Nacht schon zu Ende, meine letzte Nacht?

Was schaudere ich, was bebe ich, der Tod macht mich ja frei!"

Die Thür wurde geöffnet, Aurelia stürzte herein und flog mit ausgebreiteten Armen zu Ernst hin.

„O mein Geliebter," rief sie. „Ich habe Dich wieder! Du bist wieder mein!" Und in glühender Freude umschlang sie ihn mit ihren Armen und schaute strahlenden Auges zu ihm empor.

Er blickte sie staunend, forschend an, als fürchte er, von einem Traumbild seiner überreizten Phantasie getäuscht zu werden. Dann legte er wie prüfend seine Hand auf ihr Haupt, auf ihre Stirn, und nun, da er erkannte, daß es Wahrheit und Wirklichkeit, daß es die Geliebte war, kein Traumbild, nun flog ein seliges Lächeln über sein bleiches Angesicht hin.

„Ja, Du bist es," sagte er leise, „ja, das sind Deine lieben, treuen Augen. Das ist der holde Blick, der mich in alle Ewigkeit beglücken soll, an den ich denken will, wenn das Leben schwindet und ich dem Tode überliefert werde."

„O, Ernst, Geliebter," rief sie jubelnd, „Du sollst nicht sterben, Du sollst leben, für mich leben! Der König begnadigt Dich!"

„Er begnadigt mich?" fragte er ungläubig.

„Ja, er begnadigt Dich. Die Generalin Allix hat es bewirkt, ihr allein verdanken wir dies große Glück. Du bist frei, mein Geliebter, frei und mein! Sieh hier das Papier. Es ist Deine Begnadigung. Du hast nur nöthig, Deinen Namen unter diese Schrift zu setzen, und Du bist frei und an meiner Hand verläßt Du dies Gefängniß und trittst als freier Mann wieder hinaus in die schöne, freie Gotteswelt.“

„Und was enthält das Papier?“ fragte er, es aus ihrer Hand nehmend.

„O, was kümmert das Dich jetzt,“ rief sie hastig, „es sind Formalitäten, weiter nichts. Die Hauptfache ist, Du wirst frei, das Leben, die Liebe hat Dich wieder. Nimm hier den Bleistift, schreibe Deinen Namen unter das Blatt und dann laß uns Hand in Hand von hier fortgehen. Draußen erwartet uns der Wagen der Generalin, der uns unmittelbar von hier zur Kirche, zur Trauung führt. Die Generalin Allix und der König selber wollen Zeugen unserer Trauung sein. Nimm also das Papier, unterzeichne, und danu komm, komm, mein Geliebter!“

Er legte langsam und schwer seine Hand auf ihre Schulter. „Aurelia,“ rief er laut und fast gebieterisch, „ich fordere von Dir, daß Du mir sagst, was dieses

Papier enthält. Die Bedingungen, nicht wahr, die Bedingungen, unter denen der König mich begnadigt?"

„Ja, die Bedingungen," sagte sie schüchtern. "

„Wie lauten sie? Ich fordere von Dir, daß Du sie mir nennst!"

„Der König schenkt Dir das Leben, die Freiheit," sagte sie bebend. „Nur sollst Du mit einem heiligen Eide schwören, daß Du niemals die Waffen gegen ihn oder gegen Frankreich führen, daß Du niemals an den Churfürsten schreiben, noch Briefe von ihm empfangen, noch mittelbar mit ihm in Verbindung stehen willst. Wenn Du dies feierlich gelobst und schwörst, will Dich der König nicht allein begnadigen, sondern er ernennt Dich auch zu seinem ersten Kammerherrn und mich zur Ehrendame der Königin."

„Das heißt," rief Ernst zürnend, „das heißt, ich soll mich verkaufen! An den Feind des Vaterlandes verkaufen!"

„Das heißt, Du sollst mir leben, mir und dem Glück!" flehte Aurelia, sich an ihn schmiegend.

Er aber wehrte sie ab und blickte sie fast zürnend an. Aurelia verstand, was dieser Blick ihr sagen wollte, und wie gebrochen sank sie zu seinen Füßen

nieder, umflammerte seine Kniee, und schaute flehend zu ihm empor.

„Ernst,“ schrie sie verzweiflungsvoll, „Ernst, nimm das Leben an, wenn Du mich nicht tödten willst!“

Er zog sanft die Knieende empor und drückte sie fest und innig in seine Arme.

„Höre mich, Geliebte,“ bat er mit sanfter und doch fester Stimme. „Lehne Dein liebes Haupt an meine Schulter und höre mich. Bis jetzt hast Du nur auf die Stimme Deines Herzens gehört, ich aber will zu Dir sprechen im Namen meiner und Deiner Ehre! Bedenke, was man von mir fordert. Ich soll mich dem Feinde verkaufen, soll, um das armelige Leben zu fristen an meinem Herrn und meinem Vaterlande zum Verräther werden. Aurelia, Dein Besitz würde mich zum glücklichsten der Menschen machen, aber um solchen Preis darf ich ihn nicht erkaufen. Bedenke, Geliebte, wie würde ich vor Dir stehen? Gebrandmarkt und entehrt! Muthlos, die Augen aufzuschlagen, wenn ein Edler vorübergeht; muthlos, Dich anzublicken, die mir nicht mehr das schönste Theil der Liebe, die Achtung, gewähren könnte. Nein, Aurelia, Du selber kannst nicht wünschen, daß ich so lebe, Du würdest mich verachten, wenn ich's thäte!“

Sie widersprach ihm nicht, sie weinte nur und seufzte, und dann nach langer Pause fragte sie mit leiser, flagender Stimme: „O, mein Geliebter, so ist es denn unmöglich, daß Du lebst?“

„Unmöglich, ja,“ sagte er mit fester Stimme. „Es gilt, das, was ich im Leben gewollt, mit meinem Tode zu besiegen; es gilt, zu zeigen, daß ich die Kraft besitze, für das Vaterland für welches ich kämpfte, auch zu sterben! Diese übermüthigen Fremden sollen es sehen, daß die Treue zu dem angestammten Herrscher, die Liebe zum Vaterlande dem deutschen Manne mehr gilt, als das Leben selber! Sie sollen erkennen, daß sie uns wohl bezwingen, aber nicht unterjochen können. Mein Tod wird also nicht nutzlos sein, und ob auch nicht in der Schlacht, so sterbe ich doch für das Vaterland!“

„O,“ schluchzte Aurelia, „laß mich mit Dir sterben! Was soll ich einsam auf dieser Erde, einsam, ohne Dich?“

Er drückte sie innig an sich und sah ihr zärtlich und lange in das thränenüberflutete Angesicht. „Nein,“ sagte er sanft, „Du wirst nicht einsam sein! Ich bin bei Dir ewig, immerdar, und der Genius des Vaterlandes wird Dich beschützen! Gehe hin, Tochter

Deutschlands," fuhr er begeistert fort, „gehe hin, und Dein freudiger Blick zeige diesen Räubern Deines Vaterlandes, wie eines deutschen Mannes Weib es trägt, wenn ihr Geliebter für eine edle Sache starb! Weine nicht, Aurelia, weine nicht vor unseren Feinden, zeige ihnen ein heiteres und ruhiges Gesicht, dannehrst und liebst Du mich noch im Tode, und noch im Grabe werde ich den Segen dieser heiligen Liebe empfinden!"

„Nicht weinen, nicht einmal weinen soll ich?" jammerte sie bebend. „Auf ewig getrennt von Dir, sollen meine Thränen nicht um Dich fließen?"

„Ja, sie sollen fließen, ja, Du sollst weinen," sagte er zärtlich, „aber still, allein, im eng verschlossenen Zimmer, nicht vor der Welt. Ich gönne unseren Feinden nicht die Freude, daß sie Dich weinen sehen!"

„O Ernst," schrie sie verzweiflungsvoll, „warum ist das Schicksal so grausam, da wir doch so glücklich sein könnten!"

„Still," bat er sanft, „erinnere mich nicht an ein Glück, das ich nicht besitzen darf. Wie soll ich dem Tode gefaßt entgegengehen, wenn Du mich an das Glück, an Deinen Besitz erinnerst? Aurelia, nun ist's vorbei mit meiner Standhaftigkeit! Meine Augen um-

düstern sich! Komm, laß mich an Deinem Herzen meine letzten Erdenthränen weinen!"

Er drückte sie krampfhaft an sich, und sein Antlitz auf ihrer Schulter bergend, weinte er bitterlich. Aber dies dauerte nur eine kurze Zeit, dann richtete er sein Haupt wieder empor und trocknete die Thränen aus seinen Augen ab.

„Und nun," sagte er feierlich, „nun den letzten Abschiedskuß. Mit diesem Kuß bist Du mein Weib, des Todten Braut, in alle Ewigkeit mein!"

„Ja," rief sie begeistert, „Dein und niemals eines Andern! Dein Weib!"

„Ich weiß, daß Du mich nie vergessen wirst," sagte er, sie mit einem vollen Liebessblick anschauend. „Das Leben kann wohl zwei Herzen auseinanderreißen, aber unserer Liebe drückt der Tod das Siegel auf und macht sie unlösbar. In diesem Glauben will ich frudig sterben."

„Sprich nicht vom Sterben," wimmerte sie, „ich kann es nicht ertragen!"

„So denke an das Leben, das ewige Leben!"

„Ja, jenseits sehen wir uns wieder! Dort giebt es keine Trennung!"

„Keine Trennung, Aurelia. Jetzt aber, Geliebte,

jetzt verlasse mich! Ich fühle bei Deinem Anblick meine Stärke schwinden, und wenn ich Dich noch länger sehe, schwindet mir zum Sterben der Muth!"

„Wohlan," rief sie, ihm ihre Arme entgegenbreitend, „wohlan, so lebe wohl!"

Noch einmal hielten sie sich fest umschlungen, noch einmal ruhten sie Herz an Herz, und schauten sich an mit thränenvollen und doch seligen Blicken. Dann mit einer letzten Kraftanstrengung richtete sich Aurelia aus seinen Armen empor.

„Jenseits sehen wir uns wieder," rief sie, die Arme zum Himmel erhebend; und dann, ohne Ernst noch einmal anzuschauen, stürzte sie von dannen.

Ernst schaute ihr nach mit einem langen Blick voll Schmerz und Resignation. Ein einziger Schrei der Qual rang sich aus seiner Brust empor, dann ward er still und senkte sein Haupt tiefer auf die Brust.

„Es ist vorüber," murmelte er leise, „jetzt bin ich schon gestorben, denn mein Herz ist todt!"

X.

Die Katastrophe.

Aurelia war, außer sich, das bleiche Angesicht von Thränen überfluthet, aus dem kleinen Gefängnißgarten hinausgestürzt. Der Gefangenwärter, der auf der andern Seite der Thür ihrer geharrt, führte sie durch die düsteren Corridore bis zum Ausgang des Gebäudes, wo ein Offizier mit einem Piquet Soldaten sie erwartete.

„Sie kommen allein, Mademoiselle?“ fragte der Offizier, ihr entgegentretend.

Sie hatte die Kraft, ihr Haupt stolz emporzuheben und ihre Thränen zurückzudräugen. „Ja,“ sagte sie mit einer Stimme, welche nicht zitterte, „ja, ich komme allein.“

„Er hat abgelehnt?“ fragte der Offizier. „Er will die Begnadigung nicht annehmen, die Bedingungen derselben nicht unterzeichnen?“

„Nein,“ rief sie glühend, und mit einem erhabenen Ausdruck ihrer edlen Züge, „nein, er will die Bedingungen der Schmach nicht unterzeichnen, er will keine

Begnadigung, die ihn entehrt. Er will sterben, treu seinem Vaterlande und seinem deutschen Fürsten."

„Er wird seinen Willen haben," sagte der Offizier achselzuckend. „Meine Ordre lautet, den Gefangenen, wenn er die Begnadigung nicht annimmt und die Bedingungen nicht erfüllt, sofort zum Richtplatz abzuführen. Ich muß also der Ordre nachkommen.“

Er winkte den Soldaten und begab sich, von ihnen begleitet, in das Innere des Gebäudes.

Aurelia ging weiter, erhobenen Hauptes, festen Schrittes; getragen von der Eraltung, der Begeisterung ihres Schmerzes, trat sie hinaus auf die Straße, ihrer selber sich kaum bewußt, den Blick nach Innen gefehrt, nicht achtend Derer, die an ihr vorübergingen, der allgemeinen Aufregung und Bewegung, die sich überall fand. Ruhig und gelassen, nur hörend auf die Stimmen, die in ihrem eigenen Herzen zu ihr sprachen, ging sie weiter, die große Hauptstraße hinab, über Plätze, durch enge Gassen und Gäßchen weiter, wohin, das wußte sie selber nicht.

Auf einmal, an der Biegung einer Straße, schwoll ihr ein Strom schreiender, jubelnder Menschen entgegen, wie aus der Erde empor wuchsen die Massen immer größer an, französische Soldaten marschierten in

raschem Tempo vorüber, und das Volk begleitete sie mit lautem Zischen, mit Hohngelächter und Geschrei. Da- zwischen kamen bewaffnete Bürger, die in geschäftiger Eile sich vorwärts schoben und durch das dichtgedrängte Volk sich mühsam ihren Weg bahnten.

Auch Aurelia wollte weiter gehen, aber die wogen- den Volksmassen hielten sie auf, drängten sie zurück und rissen sie endlich aus ihrer begeisterten Stimmung zur Wirklichkeit, zur Erkenntniß dessen, was um sie her vorging, zurück.

Ihr Ohr vernahm jetzt das Schreien und Fauch- zen und die jubelnden Worte, die herüber und hinüber flogen.

„Wißt Ihr schon,“ rief dicht neben ihr eine Stimme, „wißt Ihr schon, die Russen stehen vor den Thoren!“

„Nein,“ schrie ein Anderer, „sie stehen nicht mehr vor den Thoren, sondern sie ziehen schon in die Stadt ein. Es war Alles gut vorbereitet, und so eingerichtet, daß die Verschworenen gerade die Wache an den Thoren hatten, als Tschernitschef mit seinen Russen ankam.“

„Vivat hoch!“ brüllte jetzt ein Anderer, der in atemloser Eile um die nächste Straßenecke herbei stürzte, „vivat hoch! die Franzosen fliehen! Der Chur-

prinz zieht eben in die Stadt ein, und an seiner Seite reitet der General von Werbern!"

„Mein Vater!" rief Aurelia aufjauchzend, „mein Vater! Laßt mich zu ihm, er muß Ernst retten, ihn befreien!"

„Sie kommen, sie kommen!" brüllte die Menge, und die dunklen Massen schoben sich auseinander und in ihrer Mitte kamen in großen geschlossenen Gliedern kampfbereite Regimenter daher. An ihrer Spitze sah man den Churprinzen von Hessen, ihm zur Seite den General von Werbern.

Aurelia sah nur ihn und sie stürzte zu ihm hin und fasste seine beiden Hände.

„Vater, Vater, während Ihr kämpfen werdet, tödtet man ihn, meinen Geliebten, den treuen Diener des Churfürsten. Eile, Vater, eile, jede Minute kann ihm den Tod bringen!"

„Wem?" fragte der Churprinz, sich zu dem General wendend.

„Ernst von Wandberg," schrie Aurelia, „dem treuen Vertheidiger seines Fürsten! Die Franzosen wollen ihn als Hochverräther erschießen. Schon haben sie ihn hinausgeführt auf die Richtstätte. Er stirbt, wenn nicht schnell Hülfe kommt!"

„Eilen Sie, Freund, eilen Sie,“ rief der Churprinz. „Sie werden noch zu rechter Zeit zurück sein, um am Kampfe theilzunehmen. Die Franzosen haben sich auf dem Platz um das Schloß gesammelt, dort wird der Entscheidungskampf sein, dort finden Sie mich!“

„Eile, Vater, eile, oder er stirbt!“ rief Aurelia flehend.

Der General nahm ihre Hand, winkte einem Detachement Soldaten und schlug, von ihnen begleitet, den Weg ein, welchen Aurelia ihm angab. —

Draußen vor dem Thore auf einem mit Bäumen umgebenen Platz, unweit von der Landstraße, war eine ernste Gruppe versammelt. Soldaten in französischer Uniform stellten sich eben in Reihe und Glied auf, ihnen gegenüber in der Mitte zweier Offiziere stand Ernst von Wandtberg, jetzt nicht mehr der Maler Ernst, mit gebundenen Händen. Sein Antlitz war todesbleich, aber ruhig und gefaßt, sein flares Auge schweifte hinaus in die Ferne, richtete sich hinüber nach der Stadt, von woher man ein heftiges Gewehrfeuer und das Sturmläuten der Glocken vernahm.

„Ihr handelt wider Kriegsgebrauch und Recht,“ rief er jetzt, nicht bittend, sondern drohend. „Das Urtheil lautet, daß ich heute mit Ablauf des Tages

erschossen werden soll. Die Sonne neigt sich noch nicht zum Abend, es dämmert noch nicht einmal, und wie blutgierige Hyänen fällt Ihr schon über mich her und fordert mein Blut."

„Der General hat es so befohlen," sagte einer der Offiziere achselzuckend. „Die Zeit drängt, das Gesetz will sein Opfer und wir haben Eile!"

„Ja, Ihr habt Eile," rief Ernst glühend, „hört Ihr das Schießen? Die Freunde, die Vaterlandsbefreier sind es, die da kämpfen. Ja, Ihr habt Eile, denn die nächste Stunde bringt Euch Gefahr und Tod! Ha, wie das kracht, wie die Schüsse donnern, und jeder Schuß geht in Feindes Herz! Oh, jetzt wird mir der Tod leicht werden, denn meine Freunde rächen ihn!"

„Bindet ihm die Augen!" befahl der Offizier.

„Nein," rief Ernst, „nein, ich will dem Tode fühn in's Auge sehen, ich habe ihn im Leben nie gefürchtet, und —“

Da stürzt aus dem nahen Thor eine schwarze, gewaltige Volksmasse hervor, da blitzten Schwerter und knacken Gewehre und hundert Stimmen rufen: „Haltet an! Wenn Ihr ihn tödtet, tödteten wir Euch! Lässt ihn frei, und wir lassen auch Euch frei!" Und Allen

voraus, den Soldaten, dem Volk, dem eignen Vater. steht man Aurelia. Wie ein Engel der begeisterten Liebe fliegt sie heran, mit seligem Lächeln grüßt sie den Geliebten und kniet vor ihm nieder und löst die Bande, welche seine Hände gefesselt halten, und jubelt ihm entgegen: „Du bist frei, mein Geliebter, frei! Ich habe Dich wieder!“

Und er, aufjauchzend vor Lust und Wonne, umschlingt mit dem linken Arme die Geliebte und hebt den rechten Arm hoch empor.

„Gebt mir ein Schwert,“ ruft er jubelnd, „ein Schwert zum Kampfe für das Vaterland!“

„Hier, mein Freund, mein Sohn,“ ruft der General von Werbern tiefbewegt, „hier hast Du mein eignes Schwert, Du wirst Dir mit demselben eine Braut erkämpfen. Komm', folge mir zum Kampf. Die Franzosen haben das Schloß besetzt, sie wollen ihren König mit ihrem Blute vertheidigen. Komm', laß uns eilen zum Entscheidungskampf!“

Und wie er kaum geendet, wälzt sich wieder eine dichte Masse aus dem nahen Thore heraus auf die Landstraße. Diesmal sind es Soldaten, französische Soldaten im wirren Durcheinander, mit rasender

Schnelle die Landstraße hinabrennend; russische Soldaten, schreiendes Volk stürzt hinter ihnen her.

Aber jetzt auf einmal sprengen ein paar Reiter im wilden Galopp aus dem Thore, ein offener Caleschewagen, mit sechs Rappen bespannt, folgt ihnen. Ein bleicher Herr ohne Hut, in französischer Uniform, sitzt darin. „Das ist der König! Der König Jerome flieht!“ schreit, heult, zischt und hohnlacht das Volk. Er hört es nicht, der König Jerome, sein Wagen ist schon weit hinten auf der Landstraße in einer Wolke von Staub verschwunden. Aber die, welche ihm nachfolgen, sein ganzes glänzendes Gefolge, das Wagen an Wagen gedrängt, hinter ihm drein fährt, seine deutschen Minister, die für ihn das Vaterland verriethen, seine deutschen Höflinge, und die Schaar der Schönen, die am leichtfertigen Hofe des leichtfertigen Königs der deutschen Sitte und Ehrbarkeit vergaßen, die hören das Hohnelächter, die Schimpfreden, die Flüche und Verwünschungen, mit denen das deutsche Volk die französische Komödie des Königreichs Westphalen zu Grabe trägt.

„Sieh dort hin, meine Tochter,“ sagt jetzt der General von Werbern, hindeutend auf einen der letzten

Wagen, in welchem ohne Hut und Mantel eine Dame saß. „Erkennst Du die, welche da flieht?“

„Meine Mutter!“ ruft Aurelia entsezt.

„Nein,“ sagt ihr Vater lächelnd, „nicht mehr Deine Mutter, nicht mehr meine Gattin. Ihr Verrath und Treubruch hat unsere Ehe geschieden. Sie flieht mit dem französischen Königthum. Wir wollen beide sie niemals zurückkehren lassen. Meine Ehe ist zerrissen, Ihr aber, meine Kinder, sollt eine neue Ehe schließen, und möge Gott und die Liebe Euch segnen!“

Die Wagen sind vorüber, sind verschwunden in der Ferne, und jetzt mit flingendem Spiel zieht ein Regiment aus dem Thor, den Thurprinzen an der Spitze. Auf dem großen weiten Platz, hier vor dem Thore will der heimgekehrte Fürst seine Soldaten sammeln, sein Volk begrüßen.

Drinnen in der Stadt läutent alle Glocken, jetzt nicht mehr Sturmgeheul, sondern Freudengeläut, und jubelnd rufen Ernst und Aurelia mit ihm:

„Heil Deutschland! Heil der Befreiung des Vaterlandes!“

10127030

Die Kinder von heute.

Modernes Lebensbild.

I.

Der junge Cäsar und seine Schwester Malwine waren in dem Wohnzimmer ihres Vaters, des Gerichtsdirectors Brinkmann, damit beschäftigt, einige Aufstellungen von Blumen und Kränzen zu einem festlichen Empfang zu treffen. Die Kinder hatten heute die Rückkehr ihres alten Vaters zu erwarten, der ungeachtet seiner etwas vorgerückten Jahre zum zweiten Male einen Ehebund geschlossen und auf einem Dorfe in der Provinz in aller Stille das Fest seiner Vermählung mit einer jungen Frau begangen hatte. Seine Kinder waren zurückgeblieben, weil er es selbst am liebsten so zu wünschen schien, und auch Cäsar und Malwine ihrerseits alle möglichen Vorwände, sogar eine fälschlich vorgegebene Erkrankung hervorgesucht

hatten, um von der Begleitung des Vaters auf seiner neuen Hochzeitsreise entbunden zu werden.

Sezt aber waren beide Kinder doch, nach langer ernsthafter Berathung, übereingekommen, wenigstens die Heimkehr ihres Vaters mit seiner neuvermählten Gattin festlich zu begehen. Die kleine, liebliche Malwine, ein erst zwölfjähriges Mädchen, hatte großmüthig ihre ganze Sparbüchse dazu geöffnet, und unter dieser Bedingung, daß er nichts dazu beizusteuern habe, hatte Cäsar eingewilligt, an dieser Feier Anteil zu nehmen, obwohl er zuerst erklärt hatte, sie mit seinen jeder altmodischen Sentimentalität widerstrebenden Grundsätzen unvereinbar zu finden.

Cäsar war zwar erst ein junger Mensch von vierzehn Jahren, der ein Gymnasium besuchte und an den Tagen, wo er wirklich in die Schule ging, sich in Ober-Tertia befand, aber die Größe und Reife seiner Anschauungen strebte, wie er wenigstens selbst sich überzeugt hielt, weit über den niederen Schulstuhl und seine vierzehn Jahre hinaus. Cäsar glaubte in der That schon ein vollendeter Mann zu sein, und obwohl er sich vor dem Spiegel gestehen mußte, daß er nicht viel größer war, als jeder andere vierzehnjährige Junge, so glaubte er doch, das ihm fehlende Maß hinlänglich

durch seinen Charakter, durch seine Eleganz und durch die außerordentlich hohen Haken, welche er unter seinen Stiefeln trug, zu ersezzen.

Nachdem er sich nun aber einmal entschlossen hatte, zu den festlichen Veranstaltungen für seinen Vater, wie er sich darüber ausdrückte, „mitzuwirken“ verlangte er auch, daß seinen Ideen beim Arrangement unbedingt Geltung zugestanden wurde. Die Bildung von Namenszügen durch Blumen und Blätter hatte er ganz und gar verworfen. Ebenso wollte er den aus Lorbeern und Myrthen geflochtenen Kranz, welchen Malwine sinnig um den Kopf der Gipsbüste des Vaters gelegt, nicht zulassen. Er behauptete mit dem flugen Ausdruck seiner blickenden schwarzen Augen, daß man bei solchen Gelegenheiten kein Gefühl verrathen dürfe, wenn man sich nicht selbst lächerlich machen wolle. Man müsse eine kolossale Pracht zeigen — das war sein eigener Ausdruck — wenn manemand zu ehren und zu feiern gedenke. Das Wenigste, was er aufzubauen gedenke, sei eine ungeheure Pyramide, welche, mit Blumen, Guirlanden und allen möglichen Zierrathen bekleidet und behangen, die ganze Mitte des Zimmers einnehmen sollte.

Er holte zu diesem Zweck mehrere alte Kisten von

dem Boden herunter, von denen er eine auf die andere thürmte, um dadurch einen hohen, pyramidalen Aufbau hervorzubringen, welchen er dann mit Kränzen, Zweigen und Blumen überkleiden wollte. Der herbeigeschaffte Vorrath der grünen Gewinde reichte aber dazu nicht aus und es mußte noch neues Material herbeigeschafft werden, was aber zuerst zu neuen finanziellen Erörterungen zwischen Bruder und Schwester führte. Malwine behauptete, nachdem sie schon so viel gethan, mit ihrer Kasse am Ende zu sein, während Cäsar mit vielem Ungestüm geltend machte, daß er, dessen Taschengeld so klein sei, und der noch an einer unbezahlten Rechnung für drei Dutzend weißer und gelber Glacéhandschuhe bedeutend franke, zu Ausgaben dieser Art nicht verpflichtet sein könne.

Es sind dies Ausgaben — setzte Cäsar mit einiger Wegwerfung hinzu, indem er zugleich die lackirten Stiefel seines Fußes nach allen Seiten hin betrachtete und sich darin zu spiegeln versuchte — es sind dies Ausgaben, die uns nicht im Geringsten wieder zu Gute kommen können, und die in der Gefühlswelt, einer mir durchaus verhaßten Region verbluten sollen. Da kann man sein bisschen Geld wahrhaftig besser brauchen, besonders wenn man so viele Bedürfnisse hat wie ich.

Der Vater ist zwar ein ganz guter Mann, und ich will ihm gern diese Huldigung gönnen, obwohl er uns mit seiner neuen Heirath schwerlich einen großen Gefallen gethan haben wird, aber man muß mit den Schwächen der alten Leute Nachsicht haben. Doch mich darum in Verlegenheit zu stürzen, fällt mir nicht im Geringsten ein. Der Vater hält mich so mit dem Gelde außerordentlich knapp, und wenn er nicht noch den Vorzug hätte, daß er sich wenig um uns bekümmert, und uns so ziemlich gehen und wirthschaften läßt, wie wir wollen, so wäre es gar nicht mit ihm auszuhalten. Dem Vater wäre es aber völlig gleich, wenn ich mit Sackstiefeln und Fausthandschuhen über die Straße ginge und Jahr aus Jahr ein nur in einem abgeschabten schwarzen Candidatenfrack mich zeigte. Man ist aber heutzutage Mann von Welt und muß darauf bedacht sein, sich anständig darzustellen. Wie übel wäre ich daran, wenn ich mir nicht zuweilen andere Geldquellen zu eröffnen wüßte. Aber darum ist es mir nur um so mehr Pflicht, meine Mittel zu schonen und nicht für eine leere Ceremonie zu vergeuden! —

Malwine hatte sich bei diesen so entschiedenen Eröffnungen ihres Bruders troßig in einen Stuhl am

Fenster niedergesetzt und stützte ihren zierlichen, elegant frisirten Kopf auf den Arm. Sie erklärte, da der Bruder so engherzig sei, wolle sie auch nichts mehr geben und ziehe sich vielmehr von dem ganzen Unternehmen zurück. Es möchte nun daraus werden, was da wolle.

Diese Erklärung versetzte den jungen Cäsar in eine wahrhaft aufbrausende Wuth. Mit großen Schritten durchmaß er mehrere Male das Zimmer und warf seiner jüngern Schwester die drohendsten und ernsthaftesten Blicke zu. Dann blieb er eine Zeit lang schweigend vor ihr stehen, und indem er sich stolz hin- und herwiegte und sich auf seinen hohen Haken möglichst groß emporrichtete, sagte er dann mit wegwerfender Stimme: „Wenn ich so viel Geld hätte wie Du, Malwine, würde ich mich wahrhaft schämen, an dem elenden Mammon so zu hängen. Wirst Du nicht von der Tante, die eine äffische Liebe zu Dir hat, mit Geldgeschenken wie mit Bonbons gefüttert? Ich hoffte immer, die gute Tante würde auch an mir einmal einen Narren fressen, aber die Zähne der alten Dame sind doch schon zu schlecht dazu, um auf ein Kerlchen, wie ich bin, anbeissen zu können. Nun wendet sie ihre ganze Zärtlichkeit der kleinen, blonden,

blauäugigen Malwine zu, und diese streicht so viel heimliche Thaler und Groschen von ihr ein, daß es eine wahre Freude ist. Fräulein Malwine faust sich davon einen schönen Pugzhut nach dem andern, und das ist der fromme Segen der alten Tante, denn Malwine hat die brillantesten Hüte, Schleifen und Bänder unter allen jungen Mädchen, und unser alter Papa ist zu kurzsichtig, um die täglichen glänzenden Veränderungen in der Toilette seines schmucken Töchterleins bemerken zu können."

„Du bist abscheulich schlecht und undankbar gegen mich, Cäsar!“ sagte Malwine, vor Ärger weinend. „Du wirfst mir meine Hüte und Spizen vor, die allerdings mein Vergnügen sind, aber Du denfst nicht mehr daran, wie oft ich Dir von meinem Taschengelde abgegeben habe, um Dir bei Deinen eigenen, viel größeren Luxusbedürfnissen zu Hülfe zu kommen. Ich kann aber und werde jetzt nicht mehr geben, denn die Bouquets und Kränze, die ich schon gekauft, sind hinglücklich für diese Gelegenheit. Eine zweite Heirath des Vaters kann uns keinen Vortheil bringen, und ich wäre eine Närrin, wenn ich mich deshalb in Verlegenheiten stürzen wollte!“

„Du hast von Deinem Standpunkte aus vollkom-

men Recht, Malwine!" entgegnete Cäsar, indem er ihr die Wangen streichelte und sich sichtlich bemüht zeigte, durch Liebkosungen und Schmeicheleien die günstige Laune des kleinen Mädchens wieder herzustellen, an deren gutem Einvernehmen ihm offenbar viel gelegen war, weil er stets ein zartes Verhältniß mit der wohlgefüllten Sparbüchse der Schwester zu unterhalten wünschte.

Malwine entzog ihm aber mit einem gewissen Troß, der sich noch in ihrem sonst so anmuthigen Gesichte ausdrückte, ihre Hände und kehrte ihm schmollend den Rücken zu. Dann sagte sie, indem sie aufstand und ihn verächtlich von oben bis unten betrachtete: „Niemals Geld zu haben, ist eine recht schlimme und lächerliche Seite an einem jungen Menschen, der als Ober-Tertianer schon den Cavalier spielen will. Und in diesem Betracht spielst Du eine recht traurige Figur, mein guter Cäsar, trotz Deiner vielen Glacéhandschuhe und Deiner blendenden Lackirstiefel. Ist denn gar nichts aus Deinem großen Geldprojekt in der Schule geworden, womit Du mich und meine Freundin Julie früher öfter unterhalten hast, und durch das Du, wie Du es nanntest, Deinen feinen industriellen Kopf beweisen wolltest?"

„Ach, Du erinnerst mich mit Deiner liebenswürdigen Bosheit an ein spaßhaftes Unternehmen, zu dem ich auf der Schule allerdings den Anstoß gegeben habe!“ erwiederte Cäsar lachend. „Ich wollte einen Versicherungsverein auf Aktien gegen das Durchfallen im Examen stiften. Jeder versichert sich mit zwei Thalern pro Semester, und empfängt eine namhafte Geldprämie, wenn er im Examen durchfällt. Der schöne Geldvortheil sollte dann den Schmerz und die Beschämung um das erlittene Mißgeschick weit aufwiegen. Fällt in dem laufenden Semester Niemand beim Examen durch, so wird eine Dividende an sämtliche Aktien-Inhaber herausbezahlt, die, je nach der Anzahl der Aktien, die man in Händen hat, bedeutend ausfallen kann. Die Sache hatte auch ihren besten Fortgang genommen, und man erwies mir die Ehre, mich zum Direktor des ganzen Kredit-Instituts, natürlich mit einem kleinen Gehalt, zu ernennen. Es ergab sich aber seitdem, daß fast alle Mitglieder unserer Gesellschaft im Examen durchfielen, entweder, weil der bare Gewinn, den sie dadurch machten, sie reizte, oder weil der ganze Agioschwindel ihren Geist verwirrte. Dadurch fielen denn auch natürlich die Dividenden für die Uebrigen weg und es gab sehr viele

Mißvergnügte, wedurch die Sache ohne Zweifel verrathen wurde. Es kam zu einer sehr unangenehmen Untersuchung, und es fehlte nicht viel, so wäre ich, als Vorstand der ganzen Unternehmung, von der Schule relegirt worden."

„Du hast Dich dafür gerächt, daß Du seitdem die Schule so wenig als möglich besuchst, wie ich glaube," jagte Malwine mit einem höhnischen Lächeln. „Wenn unser guter Vater nicht so schwach und nachsichtig wäre, wie er wirklich ist, würdest Du gewiß schon die schrecklichste Exekution erlebt haben, mein lieber Herr Bruder!"

Malwine schien jetzt einen besondern Gefallen daran zu finden, ihren Bruder zu ärgern, und ihr heftiger, wilder Charakter trat dabei in ihrem ganzen Wesen hervor. Die blauen Augen, die für gewöhnlich einen guten, mädchenhaften Ausdruck zu haben schienen, funkelten jetzt von boshafter Schadenfreude. Auf ihrem feinen lieblichen Gesichte traten die entstellendsten Züge von Haß und Zorn hervor.

Cäsar, der die außerordentliche, durch den kleinsten Umstand erregte Reizbarkeit seiner jungen Schwester kannte, und es für gut hielt, dieselbe zu schonen, suchte das Gespräch durch andere Bemerkungen abzulenken.

„Däß ich im Besuchen der Klasse etwas nachlässiger geworden bin,“ sagte er mit dem leicht hingeworfenen Ton eines Cavaliers, „muß ich Dir zugestehen, meine gute Malwine! Aber von diesen Stockpedanten, den Lehrern, ist doch nicht viel Ordentliches zu lernen, und ich versichere Dich, Malwine, daß, wenn ich in meiner Stube auf dem Sopha liegen bleibe, und bei einer Cigarre ganz genau die Zeitung durchlese, oder mit einem Kameraden Sechsundsechzig spiele, mein Geist dabei weit reger ist und sich eigenthümlicher ausbildet, als wenn er sich unter der unwürdigen Fuchtel eines dieser Lehrer befindet. Den Lehrern fehlt alle Kenntniß der Welt und ihrer Verhältnisse, sie wissen nicht, wie es in der guten Gesellschaft hergeht, und ihre Armuth verhindert sie, sich überhaupt diejenige höhere Weltbildung zu verschaffen, ohne welche jede andere Bildung und jede Gelehrsamkeit armelig und gleich Null erscheinen muß. Wie weit können wir, die wir einer neuen glücklichen Generation vorangehen, von einem solchen schulmännischen Tropf etwas zu lernen glauben? Man unterrichtet sich ja selbst weit besser aus Büchern und läuft dabei nicht Gefahr, mit einem großen Pedanten gelangweilt zu sein.“

„Ich kenne Deine Ansichten, auf welche Du Dir

so viel einbildest," entgegnete Malwine schnippisch.
 „Lassen wir das, denn es langweilt mich, und sage mir lieber, ob Du die Veranstaltung für die Rückkehr des Vaters ganz aufgegeben hast? Mir ist es auch recht, und ich frage nicht viel darnach. Aber wenn wir noch etwas machen wollen, wird es wohl die höchste Zeit sein, denn wir können jetzt Papa's Ankunft jeden Augenblick entgegensehen. Um zwei Uhr kommt der Eisenbahnezug, mit dem wir ihn erwarten müssen.“

„Nein," entgegnete Cäsar, „die Sache ist nicht aufgegeben, und wir werden sie jetzt zu Ende bringen. Da keines von uns mehr etwas daran wenden will, so tritt mein erfunderischer Genius in die Schranken. Ich werde unsere Fest-Pyramide zuerst mit den beiden Fußteppichen behängen, die dort in des Vaters Stube liegen. Das wird sich sehr stattlich und prächtig ausnehmen, denn die Teppiche sind noch ganz neu; zugleich tritt dadurch die Industrie mit in's Spiel, die in heutiger Zeit bei keinem Unternehmen fehlen darf. Ist das mit Teppichen bedeckte Monument aufgerichtet, so streuen wir dann die Blumen und Kränze, die wir haben, darüber aus, und das Ganze wird einen großartigen Eindruck machen. Außerdem werde ich noch oben auf der Spitze dieses Monuments eine Schale

mit griechischem Feuer brennen lassen. Ich habe diesen Rest von unserer neulichen Theateraufführung übrig behalten, und er kommt uns jetzt zur Vermehrung der Feierlichkeit vortrefflich zu Statten."

Dieser Plan fand auch die unbedingte Billigung Malwinens, und Beide schritten jetzt mit vereinten Kräften zur Ausführung. Nachdem alles Erforderliche zusammengeholt war, wurde die ganze Zusammensetzung nach dem Plan Cäsars leicht vollendet, und der fertige Aufbau erhielt den vollkommensten Beifall der beiden Geschwister.

Nachdem sie einige Minuten in lächelnder Betrachtung davor gestanden, fingen sie Beide fast zu gleicher Zeit auf die herzlichste Weise zu gähnen an, und dieser Ausdruck ihrer Stimmung wiederholte sich dann in gegenseitiger Anregung so oft, daß Beide endlich in ein lautes Gelächter darüber ausbrachen.

„Es ist nicht zu leugnen," sagte Cäsar, indem er seine Miene jetzt zu einem gravitätischen Ernst verzog. „die Sache hat ihre ungeheuer langweiligen Seiten. Außerdem muß ich Dir gestehen, Malwine, daß ich kaum noch Zeit habe länger zu warten, denn ich hatte mir vorgenommen, heut Nachmittag einen Besuch zu machen, den ich kaum verschieben kann.“

„Ich weiß es schon," entgegnete Malwine mit bedeutsamem und halb spöttischem Lächeln, „es ist die schöne italienische Malerin, Signora Cameliotti, in deren Nähe Du ganz verstrickt bist, meinockerer Herr Bruder! Hat sie Dir wirklich erlaubt, heut wieder zu ihr zu kommen? Signora Carmela Cameliotti war sonst immer ziemlich schnöde gegen Dich und behandelte Dich, wie mich dünkt, wie einen kleinen Jungen.“

„Vielleicht that sie das nur so vor den Leuten!“ entgegnete Cäsar, indem er sich mit einem hohen Selbstgefühl in die Brust warf. „Du weißt, die herrliche Cameliotti hat viel Rücksichten zu nehmen. In ihren Salon drängen sich Prinzen, Grafen, Minister und alle Berühmtheiten der Stadt, unter denen der große Naturforscher, Freiherr von Alexander, zu den täglichen Besuchern der Signora gehört. Es versteht sich von selbst, daß sie in einem solchen Kreise oft ihre näheren und jüngeren Freunde scheinbar zurücksetzen muß. Darunter habe auch ich wohl einige Male leiden müssen. Du weißt aber, die Signora war aus Florenz her an den Vater dringend empfohlen, und da in unserm Hause, namentlich bei der zurückgezogenen Richtung unseres Vaters, nichts für sie geschehen konnte, hielt ich es für meine Pflicht, mich ihrer an-

zunehmen und ihr mancherlei Aufmerksamkeiten zu beweisen. So willigte ich auch gern darein, ihr für eines ihrer neuen Bilder, das eine Genrefkomposition von eigner Erfindung werden soll, zu sitzen, weil sie gewisse famose Züge meines Gesichts, namentlich aber meine Stirn, Augen und Nase, darin benutzen will. Sie hat mich zu heut Nachmittag zu sich bestellt, und wenn der Vater nicht bald kommt, werde ich gehen und Dir den Empfang allein überlassen müssen."

„Aber auch ich habe feineswegs Zeit, noch lange zu warten," entgegnete Malwine, indem Eigensinn und Trotz das liebliche Kindergesicht überflogen. „Ich habe mich mit meiner Freundin Klotilde verabredet und wollte zu ihr gehen, um unsere Toilette für den Kinderball am Sonnabend zu besprechen. Es ist freilich lächerlich, daß wir noch auf einen Kinderball gehen, da ich schon zwölf Jahr alt bin, und Klotilde sogar noch um ein halbes Jahr älter ist als ich. Aber der Präsident, Klotildens Vater, findet eine förmliche Leidenschaft darin, Kinderbälle zu veranstalten, und ich thue es meiner Freundin zu Gefallen, daß ich noch immer eine Einladung dazu annehme. Uebrigens ist die Gesellschaft nicht so übel, das letzte Mal tanzten auch einige junge Offiziere, Klotildens Vettern, den

Cotillon mit, und beim Seuper, das immer ganz vorzüglich ist, saß ich neben dem Lieutenant von Sternfeld, der mich in der That so gut unterhielt, daß ich fortwährend lachen mußte. Ich muß aber heut noch mit Klotilden zusammenkommen, weil wir einen ganz gleichen Anzug für uns bestimmen wollen, in dem wir diesmal Außerordentliches zu leisten gedenken. Wir wollen durch unsere Toilette beweisen, daß wir keine Kinder mehr sind, wenn wir auch die Gefälligkeit haben, einen Kinderball mitzumachen." —

In diesem Augenblick ließ sich von unten das Geräusch eines vorfahrenden Wagens vernehmen. Cäsar und Malwine begaben sich eilig an das Fenster, um die Ankommenden zu betrachten. Es war der Vater, der, im Reisecostüm, mit der ihm eigenen würdevollen und gravitätischen Haltung, aus dem Wagen stieg und dann einer jungen Dame, die unmittelbar hinter ihm aussstieg, mit der angelegentlichsten Sorgfalt behülflich war.

„Sie sind es!“ rief Cäsar mit einem halb spöttischen Lächeln. „Das neuvermählte Paar ist glücklich angekommen!“

„Und das ist die neue Frau Direktor Brinkmann!“ rief Malwine, indem sie aus vollem Halse zu lachen

anfang. „Mein Gott, wie schlecht angezogen sie ist, und wie altmodisch, welchen lächerlichen Hut sie trägt! Einen Hut von der Größe eines Waschtroges! Doch still, sie kommen schon heraus!“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und der würdige Direktor Brinkmann, seine junge Frau am Arm führend, trat ein, indem er seine Kinder mit den herzlichsten Worten begrüßte und ihnen freudig zurief: „Seht, das ist Eure Mutter, meine Leonore, die Euch treu und innig lieben wird!“ —

II.

Leonore hatte sich den beiden Kindern mit großer Freundlichkeit genähert, reichte ihnen mit einem aufrichtigen Gefühlsausdruck die Hände und zog sie in lebhafter Umarmung an ihr Herz. Es sprach sich dabei eine so natürliche Liebenswürdigkeit in dem ganzen Wesen der jungen Frau aus, daß es schwer zu sein schien, ihr zu widerstehen und sich der Anmut und Treuherzigkeit zu entziehen, mit der sie den Kindern ihres Gatten ihr Herz und ihre Liebe entgegenbot.

Aber Cäsar und Malwine brachten es Beide nur zu einer kalten und mühsamen Erwiederung, mit der sie eine so liebevolle Annäherung eher abzulehnen als anzunehmen schienen. Sie entzogen sich vielmehr bald dieser innigen Umarmung und stellten sich in einer ebenso frostigen als feierlichen Haltung auf, indem sie auf den mit Blumen und Teppichen geschmückten Aufbau hinwiesen, durch welchen sie ihren festlichen Empfang für die Angekommenen hatten ausdrücken wollen.

Der Direktor, dessen ehrwürdiges Antlitz von der Freude verschönt und verjüngt schien, hatte die aufmerksame Huldigung, welche die Kinder diesem Tage dargebracht, schon mit sichtlicher Rührung betrachtet. Er fand Alles ebenso schön gedacht als ausgeführt, und lobte mit einer gewissen gemüthlichen Pedanterie, die ihm eigen war, besonders die Symmetrie der architektonischen Verhältnisse und die wirksame Harmonie der Farben, die bei dem kleinen Denkmal, wie er es nannte, herauszubringen gelungen sei. Dann empfahl er den Kindern, die neue Mutter, welche ihnen Gott gegeben habe, mit dankbarem Herzen und aufrichtiger Gesinnung zu lieben und zu ehren.

Leonore hatte Reisemantel und Hut, welcher letztere allerdings mit den Modesformen der Hauptstadt in

einem starken Widerspruch stand, abgelegt, und enthüllte nun die außerordentliche Schönheit ihrer jugendlichen schlanken Gestalt und die Formen des anmuthigsten und edelsten Kopfes auf eine überraschende Weise. Malwine aber fuhr nichtsdestoweniger fort, ihre neue Mutter mit einem gewissen Hohn zu betrachten und mit einer Art von Schadenfreude Alles an derselben aufzuspüren, was ihr jedem guten Geschmack und jedem modernen Styl zuwiderzulaufen schien. Malwine biß sich fast die Lippen entzwei, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Leonore erschien allerdings in der einfachen und anspruchslosen Art gekleidet, die an das stille, dem Weltprunk ferne Predigerhaus ihrer Eltern, welches sie soeben verlassen, erinnerte. Sie war die Tochter eines Landgeistlichen, mit welchem Brinkmann seit langer Zeit innig befreundet gewesen, und diese in vielen Wechselsfällen des Lebens erprobte Freundschaft hatte durch die mit Leonoren geschlossene Verbindung eine neue Weihc empfangen. Brinkmann war öfter bei seinem alten Freunde zum Besuch gewesen, und hatte nach dem Tode seiner ersten Gattin Trost und Erheiterung in dem idyllischen Pfarrhause gefunden, wo Leonore, die älteste Tochter, in der lieblichsten und be-

deutsamsten Entwicklung heranwuchs. Das liebenswürdige und ungemein begabte Mädchen hatte sich mit einer innigen Hingebung an den älteren Mann angeschlossen, und obwohl eine gewisse Verschiedenheit der Anschauungen zwischen ihnen vorhanden war, so schienen sich ihre Gemüther doch nur mit einem um so größeren Drange zu einander gefunden zu haben. Jene Verschiedenheit berührte aber doch einen sehr wesentlichen Punkt, denn sie bestand eigenthümlicher Weise darin, daß Leonore, obwohl Tochter eines Predigers und in einem Predigerhause erzogen, doch keineswegs die strenge, religiöse Richtung Brinkmanns theilte, sondern sich vielmehr bemühte, derselben mit allem Einfluß ihrer Liebenswürdigkeit bei ihm entgegenzuwirken. Dadurch war namentlich während der Brautzeit ein lebhafter Kampf zwischen ihnen geführt worden, aber von Seiten Leonorens mit einer so zauberhaften Offenbarung eines schönen und starken Gemüthes, daß unter diesen Vorstürmen ihrer Ehe die gegenseitige Zuneigung nur zu einem um so stärkeren Bande heranwuchs.

Leonore, obwohl erst neunzehn Jahre alt und mit allen Blüthen der ersten Jugend geschmückt, hatte doch einen fernhaften und durch mancherlei Erfahrungen

des Lebens gestählten Charakter in sich entwickelt, der aber in der zarten und ächt weiblichen Persönlichkeit mehr wie ein eigenthümliches Geheimniß ihres Wesens verborgen lebte. Sie schien nur eine ungemein schlichte und einfache Natur zu sein, die, ohne äußere Ansprüche irgend einer Art zu machen, in unbewußter Harmlosigkeit dahinlebte, und selbst ihre glänzende Schönheit mehr an sich verbarg, als daß sie auf eine Wirkung derselben bedacht gewesen wäre. Sie konnte deshalb auch am allerwenigsten den Anforderungen entsprechen, welche die kleine Malwine an eine moderne Damentoilette machte, denn in dieser Beziehung hatte Leonore noch alle Gewohnheiten des ländlichen Predigerhauses mitgebracht, und schien sich darin auch so sicher und wohl zu fühlen, daß nicht leicht Aussicht dazu war, eine modische Metamorphose Leonorens im Geschmack des Tages vor sich gehen zu sehen.

Leonore hatte aber bald in ihrer ebenso natürlichen als herzlichen Weise eine Unterhaltung mit den beiden Kindern anzuknüpfen versucht. Aber welchen Ton sie auch anschlug, sie begegnete dabei immer nur einer einsyhbigen und steifen Zurückhaltung, die sich den freundlichen und fröhlichen Absichten, mit denen die junge Frau sowohl um Cäsar wie um Malwine sich

bemühte, gar nicht fügen zu wollen schien. Es gewann vielmehr den Anschein; als würde Leonore mit allen ihren Bewerbungen von den Beiden fast und schnöde zurückgewiesen. Mit einer kühlen, fast höhnischen Gleichgültigkeit schwiegen Cäsar und Malwine zu Allem, was Leonore auch mit ihrer beweglichen Unterhaltungsgabe und mit ihrem Talent, sich in die Vorstellungen eines Andern hineinzufragen, berührten möchte. Zuletzt bewies Cäsar sogar einige Ungeduld, dann begann er sich seufzend die Hände zu reiben und sah mehrmals nach seiner goldenen Uhr, die er sich bei dieser Gelegenheit mit ausführlichem Wohlbehagen betrachtete, indem er sie zugleich mitten durch die Unterhaltung hindurch repetiren ließ. Malwine aber ließ nicht minder deutlich blicken, daß sie den Ausßerungen Leonorens gar keine Aufmerksamkeit widmete, denn sie sah derselben mit einer so interesselosen Kälte starr in's Gesicht, daß es ihr nur darum zu thun schien, jede Miene und jeden Zug in diesem Gesicht mit unverschämter Kritik zu beobachten. Dann musterte sie jede Hand- und Fingerbewegung, die Leonore im Eifer des Gesprächs machte, und schien bemüht, alle charakteristischen Merkmale der ganzen vor ihr stehenden Gestalt zu sammeln, mit demselben kalten Forscherblick,

mit dem ein leblosen Gegenstand einer physiologischen Untersuchung unterworfen zu werden pflegt.

Plötzlich aber hielt Leonore in ihrer Rede inne und fuhr sich mit einer zuckenden Bewegung der Hand nach dem Herzen. Dann ließ sie einen Blick ihrer großen geistvollen Augen noch einmal prüfend und lange ausdauernd auf den Gesichtern der beiden Kinder verweilen, und zog sich darauf mit einem wunderbaren Schweigen, ihren letzten Satz unvollendet lassend, von ihnen zurück. Ihre frischen, rothen Wangen waren mit einem bleichen Schrecken überflogen. Sie suchte mit ihren Blicken ihren Gemahl, der sich auf einen Moment entfernt hatte, um nach den Einrichtungen des Hauses zu sehen und alle für die Aufnahme Leonorens in demselben getroffenen Vorbereitungen zu prüfen. Jetzt trat er wieder herein und bot ihr mit zärtlicher Galanterie den Arm, um sie in das Nebenzimmer zu führen, wo der Tisch für das noch einzunehmende Mittagsmahl gedeckt war. Cäsar und Malwine folgten zögernd und langsam hintennach, indem sie sich durch ein verstohlenes Zulächeln zu erkennen gaben, was sie beiderseitig in diesem Augenblick dachten.

Das Mittagsmahl wurde mit einem Tischgebet be-

gonnen, welches der Gerichtsdirektor mit einer gewissen Ueberschwänglichkeit und mit einer tiefen, innigen Stimme sprach. Leonore schien nur die beiden Kinder zu beobachten, die während des Gebets ruhig und mit abgemessener Haltung dasaßen, und darin sehr taftfest eingeußt schienen, sich keines Verstoßes gegen die Form schuldig zu machen.

Das Diner selbst, welches zugleich das Festmahl der Neuvermählten war, würde sehr still und in einer ziemlich peinlichen Stimmung hingegangen sein, wenn nicht jetzt die behagliche Laune des Direktors erwacht wäre und er es nun über sich gewonnen hätte, mit seinem etwas breiten und umständlichen Erzählerton, dem aber eine gewisse interessante Ausgiebigkeit in Stoff und Form zu Gebote stand, die Unterhaltung am Tische zu führen. Leonore, die anfänglich in ein ernstes, schweigendes Nachsinnen versunken gewesen, richtete sich jetzt bald wieder mit einem heiteren und zuversichtlichen Lächeln empor und nahm in ihrer lebhaften, auf jede Sache feurig eingehenden Weise an der Unterhaltung Theil. Das Gespräch dehnte sich über literarische und wissenschaftliche Gegenstände aus, und Leonore, die namentlich eine vertraute Kenntniß der modernen Dichter, besonders Göthe's, an den Tag

legte, bewies dabei ebenso viel hingebende Begeisterung als selbstständiges Urtheil. Sie that sogar Aussprüche von ungewöhnlicher Originalität, welche in ein zusammenhängendes und tiefbewegtes geistiges Leben bei ihr blicken ließen. Dabei beobachtete sie aber unaufhörlich und mit einer gespannten heimlichen Aufmerksamkeit die Gesichter der beiden Kinder, welche ihr gegenüber saßen. Es entging ihr nicht, daß Beide gerade dann, wenn Leonore mit ihrer schönen, vollklingenden Stimme eine Dichterstelle angeführt oder sich über eine solche bewundernd ausgesprochen hatte, heimlich miteinander flüsterten oder mit einem, wie es schien, sehr charakteristischen Gesichterschneiden sich ihre Meinungen darüber zu erkennen gaben.

Der Direktor, der immer die günstigste Ansicht von seinen Kindern zu hegen schien und darum auch nicht gewohnt war, sich viel um sie zu bekümmern, bemerkte das immer auffallender werdende Benehmen, dem sich Cäsar und Malwine überließen, nicht im Mindesten. In seiner Persönlichkeit lag überhaupt das Wesen einer biedern Arglosigkeit ebenso behaglich als bestimmt ausgesprochen. Brückmann, welcher den Anfang der sechsziger Lebensjahre beschritten, und dadurch allerdings in einem bedeutenden Kontrast der

Jahre zu seiner jungen, eben heimgeführten Frau stand, glich diesen Gegensatz schon durch eine gewisse jugendliche Gemüthlichkeit und Offenheit, die in seiner ganzen Erscheinung ausgedrückt lag, aus. Eine gewisse Weichheit und Zartheit des Naturells schien ihm eigenthümlich, und gab ihm, ungeachtet seiner hohen, muskelkräftigen und ziemlich kolossal gebauten Gestalt, fast ein weibliches Charakterelement, das sich auf eine liebenswürdige Weise in ihm ausprägte. Er schien ein altes Kind zu sein, das stets in einem träumerischen Behagen für sich hin lebte und aus dem beschaulichen Stillleben in seinem Innern die größten Genugthuungen schöpste. Dies hatte ihn jedoch nicht gehindert, in seinem Berufskreise streng und pünktlich zu sein, und er galt vielmehr in demselben für eine berühmte und vielbewährte Arbeitskraft, der Wenige mit gleichen Leistungen an die Seite gestellt zu werden pflegten.

Außerhalb des Amtes aber war der strenge und scharfsinnige Geschäftsmann in ihm nicht wiederzuerkennen. Er überließ sich dann seinem Gefühlsleben in der unbedingtesten und rücksichtslosesten Weise und schien unpraktisch in Allem, was seine eigenen persönlichen Verhältnisse betraf. Die Art und Weise seiner

Frömmigkeit hing mit dieser träumerischen Zerflossenheit seines Gemüthslebens auf das Genaueste zusammen. Diese sehr entschieden ausgeprägte Richtung in ihm hatte sich in den letzten Jahren bedeutend zu steigern angefangen, und Brinckmann war im Begriff, in die Extreme einer fanatischen Partei überzugehen, von der ihn bisher noch sein gesunder und ehrlicher Sinn ferngehalten hatte. Je mehr er aber diesen Ausartungen sich zuzuneigen schien, um so weniger hatte er Sinn und Aufmerksamkeit für das Treiben seiner Kinder behalten, die, sich selbst überlassen bleibend, sich eine eigenthümliche Selbstständigkeit geschaffen hatten und darin bereits auf die fräzenhafteste Weise verwildert waren.

Wenn man dagegen das klare, durchsichtige Wesen Leonorens betrachtete, so schien diese Wahl zunächst in einem auffälligen Widerspruch mit der ganzen Sinnesweise Brinckmanns zu stehen. Aber Leonore hatte es verstanden, mit einer großen Feinheit auf seine innersten Gemüthszustände einzugehen und sie da, auch wo sie als Gegnerin derselben auftrat, doch stets mit einer gewissen Vorliebe unter dem Anschein, daß sie mit denselben zu sympathisiren wünsche, zu behandeln. Mit der unwiderstehlichen Anmuth, die ihr eigen war, ta-

delte, warnte und widerlegte sie ihn, wo es ihr darauf anzukommen schien, während sie auf der andern Seite manche tiefe Uebereinstimmung mit ihm in einer Weise, die ihn selbst fortriss und begeisterte, auszusprechen wußte. Es war dadurch zwischen Beiden der Reiz entstanden, daß der Eine den Andern doch noch schließlich zu seinen Ansichten zu bekehren hoffte, aber das Uebergewicht, welches Leonore dabei behauptete, war so stark, daß der ältere Mann das junge Mädchen wie seinen Genius betrachtete, dem er gern alle Fragen seiner Eristenz zur Entscheidung stellte. Aus diesem Bedürfniß nach ihrem Wort und nach ihrem Urtheil war er oft plötzlich nach dem stillen Pfarrdorf abgereist, um dort im Anschauen ihres Waltens und in ihrem Gespräch Trost zu suchen, und selten hatte er das Haus seines alten Freundes verlassen, ohne befriedigt und gestärkt wieder in seinen Berufskreis zurückzukehren. —

Das kleine Festmahl der Familie schien sich jetzt seinem Ende zu nähern, dem besonders von Seiten der Kinder mit sichtlicher Ungeduld entgegengeharrt wurde. Cäsar hatte heimlich mit Malwinen ausgemacht, daß sie nur noch die Deffnung der Champagnerflasche, welche der Vater so eben auf den Tisch stellen

ließ, abwarten wollten, dann aber sich unter einem schon verabredeten Vorwand ohne Weiteres vom Tisch hinwegbegeben würden, um ihre dringenden Besuche zu machen. Mit listig funkelnden Augen blickten sie jetzt beständig nach dieser Champagnerflasche hinüber, bis endlich Leonore, die den Ausdruck ihrer Gesichter verstand, mit einem fröhlichen Scherz aufforderte, den so sehnlich erwarteten Knall des Pfropfens ertönen zu lassen.

Der Gerichtsdirektor stand darauf nicht länger an, sich dieses Geschäfts mit der ganzen Würde des Hausherrn zu entledigen, und indem er dann die Gläser füllte, forderte er seinen Sohn auf, zum Zusammstoß derselben in angemessenen Worten einen festlichen Toast zur Begrüßung der herrlichen Frau, welche durch die Gnade des Himmels in dies Haus eingetreten, auszubringen.

Der junge Cäsar biß sich auf die Lippen, und sagte dann, nach einem Besinnen, mit seinem hämischi-lächelnden Gesicht: „Einen leidlichen Toast, der sich hören lassen kann, will ich wohl schon zu Stande bringen, nur bedinge ich mir dafür aus, daß ich mich mit Malvinen unmittelbar darauf entfernen darf, denn wir haben beide sehr dringende Geschäftswiege, die wir nicht länger verschieben können.“

„Du stellst uns Bedingungen, während Du Dich glücklich preisen solltest, eine so ehrenvolle und Deinem Herzen genugthuende Aufforderung von mir empfangen zu haben!“ rief Brinkmann, indem sein sonst so gutmüthiges Gesicht in einen heftigen, zornigen Ausdruck überzugehen anfing.

„Ich stelle keine Bedingungen,“ entgegnete Cäsar kalt und ruhig, „aber wir werden uns erlauben zu gehen, sobald ich den Toast ausgebracht habe!“

„Wir danken Dir für Deinen Toast, dessen Du Dich durch Dein Benehmen unwürdig gemacht hast!“ sagte Brinkmann jetzt mit einem bittern, strafenden Ausdruck. „Es wird überhaupt das Beste sein, wenn Ihr jetzt Beide sofort den Tisch verlasset, von dem Euch doch so dringende Geschäfte abrufen. Adieu also, und lasset Euch nur mit gebesserten Herzen und Gesichtern wieder vor uns blicken!“

Cäsar war bei diesen Worten des Vaters sogleich von seinem Stuhl aufgesprungen, und stellte sich in einer steifen, feierlichen Haltung hin, mit der er sich jetzt ohne Weiteres beurlauben wollte. Der Vater winkte ihm streng mit der Hand, sich zu entfernen. Ehe Cäsar aber sich umdrehte, ergriff er noch rasch

sein vor ihm stehen gebliebenes volles Champagnerglas, um dasselbe zu leeren.

In diesem Augenblick erhob sich Leonore, mit einer liebenswürdigen Handbewegung ihr Glas emporschwingend, und sagte: „Ich werde selbst einen Toast aussbringen. Ich habe ein wenig Gednergabe von meinem alten guten Vater geerbt, und wenn es auch altmodisch herauskommen wird, da ich ja selbst nur eine altmodische und in der Welt unerfahrene Predigertochter bin, so soll doch mein Herz angesehen werden, in welchem ein ächtes Feuer für Alles, was jung, schön und edel ist, glüht. Der Toast, den ich aussbringe, heißt: Es leben Alle, die noch rechte Kinder sind, und selbstvergessen lieben und vertrauen, lachen und scherzen können! Diese Glücklichen mit dem stillen, frohen, in Liebe großen Kinderherzen, und Alle, die ihnen gleichen und ähnlich werden wollen, sie leben hoch, und abermals hoch!“

Sie stieß dabei ihr Glas zuerst mit denen Cäsars und Malwinens zusammen, zu denen sie rasch, ehe sich noch Beide dessen versetzen hatten, hingesprungen kam, indem sie ihnen mit ebensoviel Herzlichkeit als Grazie ihren schönen rothen Mund zum Kusse darbot. Obwohl beide Kinder nur mit einer kalten und gekniffen-

nen Freundlichkeit die Lippen Leonorens streiften, ließ sich diese dennoch nicht dadurch irre machen, sondern fügte jetzt mit Lebhaftigkeit und zu wiederholten Malen den Knaben und das Mädchen ab. Dann begab sie sich mit dem schäumenden Glase zu Brinkmann, dem vor Seligkeit über die unerwartete Scene, die sich vor seinen Augen dargestellt, die Thränen über die Wangen herabflossen. Er hatte allen Zorn über seine Kinder vergessen, und zog Leonore zu einer langen, innigen Umarmung an seine Brust.

Diesen Moment benützten Cäsar und Malwine, um sich rasch aus dem Zimmer zu entfernen, nachdem jedes zuvor noch sein Champagnerglas bis auf den Grund ausgeleert hatte. —

III.

Die italienische Malerin, Carmela Cameliotti, die seit einiger Zeit sowohl durch ihre Schönheit wie durch ihr Talent das Interesse der höheren Kreise der Hauptstadt erregt hatte, saß in ihrem Salon vor der Staffelei, auf welcher ein neues, vor Kurzem begonnenes

Bild ausgespannt war. Das große, dunkel glänzende Auge war mit prüfender Aufmerksamkeit auf die eben erst angelegten Gruppen des Bildes gerichtet, und die junge Künstlerin war, ehe sie die schöne, über der Palette lehnende Hand zu weiterer Ausführung in Bewegung setzte, sichtlich damit beschäftigt, ihre ganze Composition noch einmal zu mustern, und die Gestalten derselben, wie sie in ihrer Phantasie lebten, mit den bereits von ihr gezogenen Conturen schauend zu vergleichen.

Carmela hatte mit ihrem fühligen, schöpferischen Sinn ein Bild angelegt, in welchem sie den Streit der Industrie mit den Künsten um die Herrschaft allegorisch und mythologisch darstellen wollte. Es war dies eine Composition, zu der sich Carmela in dem Bestreben entschlossen hatte, auch einmal originell und geistreich zu sein, während man ihren, bisher meist nur aus Portraits bestehenden Bildern, sonst vorzugsweise nur eine elegante Form und eine wirksame, geschmackvolle Farbengebung nachzurühmen gewußt.

Der große Kreis vornehmer Gönner und Verehrer, in welchem die Cameliotti seit ihrer Anwesenheit in der deutschen Hauptstadt lebte, hatte zu diesem eigenthümlichen Vorhaben der liebenswürdigen Künstlerin

seinen enthusiastischen Beifall geklatscht. Wie Carmela auf diesen, ihr sonst gar nicht ähnlich sehenden Gedanken gekommen war, wußte sich im Grunde Niemand zu sagen. Eines Abends, als sie, wie immer strahlend und thronend unter ihren alten und jungen Bewunderern saß, und ein Kreuzfeuer von Schmeicheleien und Huldigungen sich um sie her entlud, sagte sie, plötzlich um Stille bittend und den weißen schlanken Zeigefinger mit einer wichtigen Geste an die Nase legend, Folgendes: „Meine Herren, die Cameliotti wird ein ganz neues Bild malen, wie es noch nicht dagewesen ist. Es wird dies ein Bild aus der heutigen Zeit sein, und doch mit so viel Allegorie daß Carmela Cameliotti auch einmal ihren idealischen Pinsel darin wird aussprühen können. Ich werde die Industrie im Kampf mit den Künsten, namentlich mit der Poesie, Malerei und Sculptur malen, und meine lieben Freunde und Gönner sollen mir ihre Meinung über das Sujet sagen!“

Dies hatte eine große Aufregung im Salon der Cameliotti hervorgebracht. Man stritt über die Möglichkeit, einen Gegenstand dieser Art, wenn man ihm auch sein Interesse nicht absprechen wollte, so darzustellen, daß die Kunst selbst dabei zu ihrem Recht zu

kommen vermöchte. Die Gelehrten ihres Salons erschöpften sich in geistreichen Vorschlägen für diese Composition, zuletzt aber kamen Alle überein, daß das Genie der schönen Cameliotti über alle Schwierigkeiten triumphiren werde, und daß man nur sehnlichst wünschen müsse, diese Gelegenheit, die Künstlerin auf einem ganz neuen Felde zu bewundern, recht bald herbeige führt zu sehen. Der junge Prinz von Hohenlohe, der seit einiger Zeit zu den eifrigsten Besuchern des Salons der Cameliotti gehörte, verlangte sogar, daß ein vollständiges Gefecht der Industrie mit den Künsten zur Darstellung kommen müsse, und er bot für das militärische Arrangement der Scene seine taktischen Kenntnisse an, die er, welcher eben vom Portepée-Fähnrich zum Lieutenant befördert worden war, sich bereits anzueignen Gelegenheit gehabt hatte.

Carmela aber hatte darauf, wie von einer Vision gerufen, ihre wundervolle schlanke Gestalt in die Höhe gerichtet und trat mit prophetischem Ernst in die Mitte ihrer Freunde hin Ihr Körper, der in seinen herrlichen Formen alle Gesetze der plastischen Schönheit ausdrückte, gab sich in diesem Moment die feierlichste und erhabenste Stellung, und indem sie den schönen nackten Arm, der nach Art der Römerinnen

zugleich füllreich und kräftig war, gerade vor sich hin ausstreckte, sagte sie mit einem düsteren, langsamem Ton: „Ich werde Euch die Industrie als die Venus der heutigen Zeit darstellen, denn ist die Industrie nicht die eigentliche Liebesgöttin dieses Jahrhunderts geworden? Ich werde ihr einen Kopf geben, der theils an die Venus zu Milos, theils an eine Raphael'sche Madonna erinnern soll, aber ihre schönen Glieder werde ich in die kostbaren modernen Stoffe einhüllen, welche die Industrie geschaffen hat. Drei schöne pilgernde Ritter — es sind die Poesie, die Malerei und Sculptur — stehen ihr gegenüber, und werden, ermüdet und bestäubt von langer Wanderung, durch die verführerischen Blicke der neuen Venus gelockt, zu ihr in ihr prächtiges, goldschimmerndes Haus einzutreten und ihre Gäste und Buhlen zu sein. Halb schon hingerissen von dem Reiz und dem Blendwerk ihrer Verführung, ermammen sie sich noch in demselben Augenblick, wo sie zu unterliegen scheinen, und ziehen die Schwerter von ihrer Seite, um gegen die Allverführende einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.“ —

Ein lautes stürmisches Bravorufen war dieser Offenbarung gefolgt, und die geniale Künstlerin hatte

sich bald darauf an die Ausführung ihrer etwas phantastischen Composition begeben. Im Grunde verdankte sie den Gedanken zu derselben dem jungen Cäsar, dem sie wegen seines sie ergötzenden, munteren Wesens, und weil sein Vater ihr bei der Uebernahme einer Erbschaft einige gerichtliche Dienste geleistet, öfter den Zutritt zu sich verstattet hatte. Cäsar hatte ihr eines Tages, als ihm der Stoff zur Unterhaltung mit der gegen ihn so nachsichtigen Künstlerin ausgegangen zu sein schien, von seinen Schulaufgaben vorerzählt, auf die er sonst freilich nicht so leicht mit seiner angebeten Gönnerin zu reden kam. Aber der Lehrer in der Klasse hatte ihnen einen Aufsatz aufgegeben, in dem sie das Verhältniß der Industrie zu den Künsten schildern sollten, und Cäsar hatte den Einfall gehabt dies Verhältniß in einer poetischen Allegorie darzustellen, in welcher die Künste als an der Landstraße preisgegebene fahrende Ritter erscheinen sollten, die von der Industrie in ihren Zauberpalast verlockt werden, aber zuletzt im erwachenden Bewußtsein ihrer alten Göttlichkeit sich zu einem vernichtenden Kampf gegen die falsche Göttin mit ihren Schwestern vereinigen.

Carmela hatte diesen Gedanken sofort herrlich gefunden, und sie durfte nur hinwerfen, daß sie densel-

ben zu einem Bilde henußen möchte, als Cäsar sogleich mit der ausdrucksvollsten Miene vor ihr niederkniete, und ihr seine Idee zum Opfer darbrachte. Er beschwore sie dieselbe durch ihren schöpferischen Genius zu verherrlichen, und ihn dadurch zum stolzesten und glücklichsten aller Menschen zu machen. Carmela lächelte ihn aus ihren tiefen dunkelglühenden Augen an, und hob ihn freundlich empor. Um ihm etwas Belohnendes zu sagen, erklärte sie, das Bild malen zu wollen, unter der Bedingung aber, daß Cäsar ihr zu dem Ritter sitze, welcher die Sculptur repräsentiren solle, eine Bedingung, welcher der junge Mensch natürlich mit Freuden seine Zustimmung gab.

Cäsar hatte bereits mehrere Male zu dem Bilde gesessen und dabei des Vorzugs einer vertraulichen Unterhaltung mit der Signora genossen. Aber heute war Cäsar wider Erwarten zur festgesetzten Stunde ausgeblieben und Carmela, die, ungeduldig seiner harrend vor ihrer Staffelei saß, schien bereits mißmuthig zu zürnen. Sie war aufgesprungen und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann nahm sie auf einige Augenblicke die Harfe, auf der sie eine eigenthümliche Meisterschaft besaß, und überließ sich, den herrlichen, in antiker Schönheit geformten

Köpf empfindungsvoll an das Instrument lehnend, stürmischen Accorden. Es war dies Lehnen an der Harfe eine Lieblings-situation der Camelotti, in der sie in ihrem Salon am meisten bewundert wurde. Alle plastischen Vorzüge ihrer Gestalt, besonders aber die wunderbare Schönheit der Arme und Hände, traten dann der Anschauung ihrer Verehrer in der reizendsten Wirkung entgegen.

Sezt aber vermochte sie ihre Ungeduld nicht länger zu zügeln, und mit der ganzen Heftigkeit ihres Naturells stieß sie die Harfe auf die Erde nieder, indem sie sich ihrer Staffelei näherte, wie es schien, in der Absicht das begonnene Bild wieder von derselben herunterzustoßen. In diesem Augenblick trat die alte Mutter der Künstlerin herein, und meldete mit bedeutsamer Miene, daß unten so eben der Wagen des Freiherrn von Alexander vorgefahren sei und mithin der Besuch des berühmten Mannes bei der Signora zu erwarten stehe. Zugleich begann die Mutter aufzuräumen, die Staffelei zur Seite zu schieben und die Harfe an ihren gewöhnlichen Ort zurückzustellen, damit Alles für den Empfang des großen Freiherrn würdig vorbereitet erscheine. Diese Bekanntschaft wurde um so mehr mit besonderer Angelegenlichkeit

gepflegt, da Carmela durch die in den höchsten Kreisen wirksame Empfehlung des Freiherrn zuerst eine bedeutendere Aufnahme in der deutschen Residenz gewonnen und dadurch besonders Gelegenheit zu einer ertragreichen Verwerthung ihres schönen Talents empfangen hatte. Vornehmlich aber war es ein Portrait des großen Mannes selbst gewesen, durch dessen meisterhafte Vollendung Carmela Cameliotti ihren Ruhm wahrhaft begründet und das ihr eine Anzahl glänzender Bestellungen, namentlich von Seiten des Hofes eingetragen hatte.

Jetzt trat der alte Herr, in der ganzen Würde und Anmuth seines Wesens, herein, und ging, ungethachtet seines hohen Alters, mit wunderbar leichten und geflügelten Schritten, ihr schon von fern mit seinen Fingerspitzen einige verbindliche Küsse zufächelnd, der Künstlerin entgegen. Carmela flog mit einem Ausruf glücklichster Überraschung auf ihn zu und stand dann, mit einer graziösen und tiefen Verneigung, vor ihm still, indem sie ihr Haupt gegen ihn wie eine anbetende Gläubige senkte.

Der Freiherr nahm ihre Hand zur Begrüßung, und zog dieselbe mit einem freudigen Lächeln, das sich beim Anblick der Signora über sein ganzes Gesicht

verbreitete, an sein Herz, an welchem er sie eine Zeit lang festhielt. Dann führte ihn Carmela unter scherzenden und schäfernden Bemerkungen, zu dem gestickten Lehnseßel, der sein gewöhnlicher und vorbehaltener Platz in diesem Salon war und auf welchem sie ihm den Sitz so angenehm und bequem als möglich zu machen suchte. In der Regel, wie auch heute, lehnte er aber die Polsterkissen ab, welche sie ihm mit tändelnder Geschäftigkeit noch zuzutragen bemüht war, und dann kam es ihm darauf an, zu beweisen, daß er dieser Rücksicht auf seine bis an die äußerste Grenze des Lebens vorgeschrittenen Jahre nicht bedürfe, sondern sich noch auf seine eigene lebenskräftige Haltung zu stützen vermöge.

Der Freiherr liebte es, sich mit der Signora in italienischer Sprache zu unterhalten, obwohl Carmela seit ihrem Aufenthalt in Deutschland bereits sehr gebräuchig deutsch sprechen gelernt hatte, und nur noch durch ihren fremdartigen Accent, aber in der reizendsten Manier, die Italienerin verrieth. Aber seine staunenswürdige Meisterschaft, mit der er sich in allen Zungen der Welt ausdrücken konnte, wollte der berühmte Alexander um so lieber auch im Italienischen anerkannt sehen, als er dadurch Gelegenheit erhielt,

der liebenswürdigen Künstlerin in ihrer eigenen Sprache desto wirksamer und überraschender seine Verbindlichkeiten zu sagen, und diese Huldigung durch wie von selbst sich darbietende Anführung italienischer Dichterstellen, die seinem wahrhaft großen Gedächtniß von allen Seiten zuströmten, zu würzen.

Carmela ließ sich ihm zur Seite auf einer Causeuse nieder, die sie dann so nahe als möglich an seinen Sessel heranrückte, um ihm bei seinen interessanten Erzählungen, in denen er sich oft mehrere Stunden hintereinander ununterbrochen erging, in die Augen sehen zu können. Sie sah dann so fromm, lernbegierig und findlich aus, als wenn sie der Messe zuhörte, was ihm die sichtlichste Freude machte. Ihre Augen, die ihm Beifall und Hingebung zulächelten, waren von ihm oft mit den Sternen des Südens verglichen worden, die er auf seinen fernen Reisen, von denen er erzählte, mit so wunderbarer Anschauung beobachtet hatte.

Nachdem der Freiherr heut nicht verschmäht hatte, einige ihm von Carmela dargereichte Erfrischungen einzunehmen, begann er sie zuerst mit einigen Hofgeschichten zu unterhalten, indem er ihr erzählte, daß die Prinzen heute sämmtlich sich auf das Schloß des Gra-

fen von Teckeln begeben würden, um in den bei demselben gelegenen Forsten zu jagen, daß aber Seine Majestät der König, der eine geschwollene Wange habe, nicht an dieser Partie Theil nehmen werde, durch dies zufällig eingetretene Leiden aber auch verhindert sei, der Signora zum Beginn des ihr allernädigst verstatteten Portraits zu sitzen. Dafür werde sich aber in der nächsten Zeit gewiß die günstigste Gelegenheit finden, und er wünsche nur selbst, erst seine neue Schrift über die Vulkane vollendet zu haben, um wieder freier an Geist und Zeit zu sein, und das Interesse des Königs für das unvergleichliche Talent der Signora durch Vorzeigung einiger ihm neueren Bilder wie durch einen angemessenen, von Herzen illustrirenden Vortrag darüber, von Neuem lebhaft anregen zu können. Daß er gerade jetzt über die Bildung der Vulkane arbeite, wo seine tiefe Freundschaft mit der jedes Herz entzündenden Signora stadtbekannt sei, habe ihm schon manchen gnädigen und geistreichen Scherz des Königs eingetragen, aber er sei überzeugt, daß er durch den ihm unschätzbaren Umgang, dessen ihn die theuere Künstlerin gewürdigt, auch in der Entwicklung seiner Ansichten über die innerste Bildungswerkstatt der Erde, namentlich aber über die

Theorie des Centralfeuers, wesentlich gefördert worden sei. Es sei dies aber ganz natürlich, da in der Welt alle auf den Menschengeist wirkenden Erscheinungen auf das Innigste zusammenhingen, und Vernunft und Natur ein gemeinsames ewiges Band hätten, das durch die Liebe symbolisiert, durch die Wissenschaft aber zu dem höchsten Schatz der Erkenntniß erhoben werde. Dies wäre auch im eigentlichsten Sinne das Geheimniß der Magnetnadel und ihrer Schwingungen, deren Anzahl zu berechnen, namentlich wenn die Nadel in der Ebene des magnetischen Meridians stehe, ihn oft in die Stimmung eines heiligen Urgottesdienstes versetzt habe.

In diesem Augenblick, während der Freiherr noch sprach, und Carmela, ihren Kopf sinnend zu ihm hinübergebeugt, ihre Aufmerksamkeit ihm durch ihre feurigsten und dankbarsten Blicke ausdrückte, öffnete sich die Thür, und der junge Cäsar trat eilsichtig und ungestüm herein. Er glaubte, da er sich bereits verspätet hatte, heute um so mehr von dem Vorrecht des unangemeldeten Eintritts Gebrauch machen zu dürfen, welche ihm die Signora für die Sitzungsstunden, in denen er bei ihr erscheinen mußte, bewilligt hatte. Er stürzte aber jetzt mit so rücksichtsloser Hast in den

Salon, daß der alte Freiherr, der in seiner Erzählung eben zu den Meteoren hatte übergehen wollen, entsezt aufsprang und sich vor dem wilden Eindringling, der ihm etwas Unheilvolles im Sinne zu führen schien, in die Ecke des Zimmers zu flüchten begann. Der Freiherr hatte einen um so größeren Schrecken davon getragen, da die Stunden, welche er bei Signora Carmela zubrachte, sonst für unvergeßlich angesehen wurden, und Carmela in dieser Zeit niemals einen anderen Besuch, mit Ausnahme etwa einiger Prinzen, welche der Freiherr dann selbst vorgelassen zu sehen wünschte, zu empfangen pflegte.

Cäsar sah zwar, welche Störung er angerichtet hatte, aber er hielt es nicht für nöthig, sich deshalb bei dem berühmten Manne zu entschuldigen, sondern er schritt gerade auf Carmela zu, indem er ihr mit ziemlicher Eleganz die Hand fügte und sein längeres Aussbleiben mit einigen Worten erklärte. Dann bat er, doch nun ungesäumt zur Sitzung schreiten zu wollen, und er setzte sich dazu auch seinerseits sofort in Bereitschaft, indem er seinen Rock auszog und sich in Hemdärmeln darstellte, wie er auch die Halsbinde losknüpfte, um den Anforderungen zu einer freieren Darstellung seiner Formen, wie es die Künstlerin für dieß

Bild ausdrücklich von ihm gewünscht hatte, genügen zu können.

Ehe die überraschte und verlegen gewordene Künstlerin ihn noch daran zu verhindern vermochte, stand Cäsar in dem ungemeinen Eifer, der ihn beseelte, schon ohne Rock da, und probte die malerische Stellung, die er einzunehmen hatte. Jetzt hielt aber der Freiherr den Ausbruch eines gewaltigen Zornes nicht mehr zurück. Mit raschen, heftigen Schritten trat er in die Mitte des Zimmers vor, und die kleine, gedrungene Greisengestalt kräftig emporrichtend, sagte er zu der bestürzten Signora: „Wer ist dieser ungezogene Junge, der es wagen darf, sich hier in so unverschämter Weise einzuführen und uns zu stören?“

Als Cäsar dies hörte, schrak er heftig zusammen und auf seinem Gesicht begann eine Todtenblässe sich zu lagern. Doch hatte er sich bald wieder gesammelt und trat mit der größten Uner schrockenheit und Festigkeit dem Freiherrn gegenüber. Nachdem er denselben lange mit durchbohrenden Blicken gemustert, sagte er, seine Stimme zum tiefsten Bass zwingend: „Mein Herr, für diese unerhörte Beleidigung sind Sie mir Heraugthuung schuldig, und ich fordere Sie hiermit auf Pistolen! Ich weiß zwar, daß Sie Exzellenz von

Alexander sind, aber Sie haben mich ebenfalls gekannt, als Sie mich zu beleidigen wagten, denn ich bin Ihnen hier an diesem Orte durch unsere gemeinschaftliche Freundin vorgestellt worden!"

Der Freiherr von Alexander sah ihn mit einem erstaunten Lächeln an, und sagte dann begütigend: „Ich erinnere mich sehr wohl, aber ich muß doch gestehen, lieber Freund, Sie haben uns durch Ihr plötzliches Eindringen auf eine ganz abscheuliche Weise erschreckt. Wie geht es Ihrem Herrn Vater, mit dem ich in früherer Zeit gern bei der Gräfin von Voß zusammengetroffen bin?“

„Ich bin hier nicht als Sohn meines Vaters, sondern als selbstständiger Mensch verhanden, der von Ihnen beleidigt worden ist!“ erwiederte Cäsar mit rücksichtslosem Troß, der sich in Stimme und Geberde ausdrückte. Dann zog er sich seinen Rock wieder an, knüpfte sich das Halstuch fest, und trat nun in einer imponirenden Stellung, welche auf die Lachmuskeln des Freiherrn sowohl wie der Signora zu wirken anfing, vor den Ersteren hin.

„Wollen Sie mir die erbetene Genugthuung gewähren und sich mit mir schießen?“ fragte Cäsar darauf mit einem düstern Ernste.

„Mein Sohn,“ entgegnete der Freiherr mit einem gütigen und milden Ausdruck, indem seine gute Laune vollständig wieder zurückgekehrt war, „ich blicke zwar in meinem fast urweltlichen Alter auf manche That meines Lebens zurück, zu der wohl ein hoher Muth erforderlich gewesen. Als ich den Chimborasso bestieg, trat mir das Blut aus Augen und Lippen, aber ich verlor den Muth nicht, die gefahrvolle Wanderung fortzusetzen. In diesem Augenblick aber fühle ich, daß Baron von Alexander nicht die Courage haben wird, sich mit einem Gymnasiasten zu schlagen!“

Cäsar trat entsezt einen Schritt zurück und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Während er so eine Zeit lang im dumpfen Nachgrübeln verharrte, und mit sich selbst zu Rathe zu gehen schien, hatte sich der Freiherr wieder der Signora Carmela genähert, die sich erst an der Scene ungemein ergötzt hatte, jetzt aber über den ungeziemenden Troß, den Cäsar bewies, ärgerlich zu werden anfing. Der Freiherr ergriff sie mit seiner altchevaleresken Galanterie bei der Hand, führte dieselbe zärtlich, und wollte die Signora dann zu dem Platz zurückführen, auf dem sie zuvor neben einander gesessen hatten.

„In diesem Moment aber erwachte Cäsar wieder

aus seinem verzweifelten Nachsinnen und trat dem Freiherrn mit fester Ungestüm in den Weg.

„Halt!“ rief er mit möglichst donnernder Stimme aus. „Ich werde es nicht dulden, daß man mich und meine Ehre mit solcher Nichtachtung behandelt. Kann ich mich auch an Ruhm und Jahren nicht mit Ihnen messen, mein Herr Baron, so ist es mir doch erlaubt, so viel auf mich zu halten, als ich will und kann. Ich fordere nochmals Genugthuung für den in Gegenwart der Signora Cameliotti mir angethaenen Schimpf, die man einem Ehrenmann doch nicht wird abschlagen können, und überlasse Ihnen die Bestimmung der Waffen und des Ortes!“

„Den Ueberlästigen wird man zuletzt zu entfernen wissen,“ entgegnete Alexander mit einem strengen Ton, indem seine Geduld ihn jetzt zu verlassen schien. „Mein Sohn, Du bist noch recht weit entfernt davon, ein solcher Ehrenmann zu sein, der mir mit Zug und Recht gegenüberstehen könne, und selbst, um mit Ehren ein Knabe zu sein, bleibt Dir noch manches zu wünschen übrig.“

„Sie wagen es, mich zu duzen, und Ihrer Be- schimpfung noch Geringsschätzung hinzuzufügen!“ rief Cäsar, außer sich gerathend. Sein Gesicht glühte jetzt

von dem heftigsten Zorn, er begann mit den Füßen zu stampfen, und schien seiner Sinne kaum mehr mächtig zu sein.

In diesem Augenblick aber ergriff ihn Carmela beim Arm, und hielt ihn mit der mächtigen Muskelkraft ihrer schönen Hände fest. Ihre Augen flammten einen Zorn aus, der den prächtigen und bezaubernden Ausdruck derselben nur noch erhöhte. Dann rief sie: madre! madre! und als die alte Italienerin eilends herzutrat, trug sie ihr mit gebieterischer Stimme auf, den jungen Menschen, der seinen Verstand verloren habe und das Geziemende nicht mehr zu erkennen wisse, zur Thür hinauszubringen.

Cäsar wagte es noch, einen bedeutungsvollen Blick auf Carmela zurückzuwerfen, den diese aber nicht verstand, sondern in ihrer leidenschaftlichen Aufregung mit einer wegwerfenden Bewegung ihrer Hand erwiederte. Dann kehrte sie ihm, in dem ganzen Stolz ihrer majestätischen Figur, den Rücken, und sagte mit naiver Sentenzweisheit: „Wer sich wie ein einfältiger Bube benimmt, muß wie ein solcher gezüchtigt und hinausgeworfen werden!“

Die Mutter, die eine hagere, muskelstarke Frau war und zu deren Lieblingen der junge Cäsar nie-

mals gehört hatte, säumte nun auch nicht länger, sich ihres Auftrags thatkräftig zu entledigen. Sie packte Cäsar mit heftigem Ungestüm an, und dieser, der von jeher eine unheimliche Scheu vor der alten, finster blickenden Italienerin empfunden, wagte es nicht, ihr einen Widerstand entgegenzusetzen, und sich ihren, wie mit einer eisernen Klammer ihn umstrickenden Armen zu entziehen. So sah er sich rasch zur Thür hinausgeschleppt, und hatte kaum noch Zeit, seinen Hut zu ergreifen, der an der Thür auf dem Stuhl lag. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit draußen angelangt, vernahm er noch hinter sich her das laute Gelächter, in welches der Freiherr und die Signora unmittelbar nach seiner Entfernung ausgebrochen waren. —

IV.

Das Abenddunkel war schon hereingebrochen, als sich Cäsar in dieser ihn völlig überwältigenden Weise auf die Straße hinausgesetzt fand. Er wußte durchaus nicht, wie ihm geschehen war. Wie vernichtet schlich er fort, und seine Füße schienen ihm fast den

Dienst zu versagen. Er fühlte sich entehrt, geschändet vor, und glaubte in allem Ernst, diese beispiellose Demüthigung und Schmach, die ihm wiederaufgetragen, nicht überleben zu können.

So ging er einige Straßen, ohne ein bestimmtes Ziel einzuschlagen. Er schien nicht mehr zu wissen, wohin er sich begeben solle. Die fürchterlichste Aufregung beherrschte den kleinen Mann, vor seinen Ohren brauste es, und schwarze Schatten dunkelten vor seinen Augen. Von Zeit zu Zeit stand er, wie um sich zu besinnen, still, und taumelte dann wieder mit schwankenden Schritten vorwärts.

Plötzlich fühlte er sich an seiner Hand ergriffen, und war nicht wenig erstaunt, als er seine Schwester Malwine vor sich stehen sah.

„Du läufst mir vorüber, ohne mich zu kennen?“ fragte ihn Malwine, mit einem traurigen Ausdruck ihrer Stimme, von dem Cäsar, ungeachtet seines eigenen leidenden Zustandes, sich eigenthümlich betroffen fühlte. Er betrachtete seine Schwester näher, und fuhr dann erschrocken vor ihrem Anblick zurück. Malwinens anmuthiges Gesicht war ganz und gar zerfetzt und zerschunden, und aus mehreren Stellen der Stirn und der Wangen rieselten helle Blutstropfen hervor. Auch

an der linken Hand schien Malwine verwundet, und trug um dieselbe ihr Schnupftuch geschlungen. Nicht minder trug ihr eleganter modischer Anzug, in dem sie erschien, die Spuren einer auffallenden Zerknitterung und Verwilderung an sich, und Alles deutete darauf hin, daß ihr etwas Außerordentliches geschehen sein müsse.

Obwohl Cäsar zuerst entsezt diese mit seiner Schwester vorgegangene Veränderung betrachtet hatte, so schien ihr Anblick doch bald darauf fast auf seine Lachlust zu wirken, die er nur in der Erinnerung an sein eigenes Leidwesen unterdrückte. Er forderte sie auf, ihm ihre Begegnisse zu erzählen, durch welche Malwine, seitdem sie sich nicht gesehen, auf eine so beflagenswerthe Weise zugerichtet worden sei?

Malwine zögerte anfangs, sich zu äußern. Dann funkelten ihre Augen in leidenschaftlicher Erregung auf, und sie sagte hastig: „Ich komme von der einfältigen Klotilde, und war mit ihr in einen hitzigen Streit gerathen. Du weißt, daß wir heute zusammenkommen wollten, um für den sogenannten Kinderball, der beim Präsidenten stattfinden soll, eine ganz gleiche Toilette zu verabreden. Nun springt aber Klotilde, eigensinnig und hinterhaltig wie sie ist, plötzlich von dieser Verab-

redung ab, um etwas Besonderes für sich zu haben. Sie erklärte in einer mir durchaus feindlichen Haltung, daß sie Rosa anziehen werde, wenn ich Weiß trüge, Gelb, das ihr besonders gut steht, wenn ich Blau anlegen wollte, in welcher Farbe ich ebenfalls berühmt bin, und sogar zu Schwarz will sie sich verstehen, um nur in einem auffallenden Gegensatz zu mir zu erscheinen und nichts mehr mit mir gemein zu haben. Auch will sie nur einen höchst gemäßigten Steifrock anlegen, während wir über den weiten Umfang, indem wir uns dabei zeigten wollten, schon durch einen förmlichen Vertrag übereingekommen waren. Den Grund ihrer charakterlosen Caprice kann ich nur darin entdecken, daß sie eifersüchtig auf mich geworden ist, weil ihr Vetter, der Lieutenant von Sternfeld, sich gestern angelebentlich nach mir erkundigt und erklärt hat, daß er den Ball wieder besuchen werde, wenn auch ich dorthin käme. Klotilde wird aber nun so auffallend gegen mich, daß meine ganze Heftigkeit mich befällt, und ich ihr mit der flachen Hand, flitsch flitsch in's Gesicht schlage! Sie ergreift ein auf dem Tisch liegenden Brodmesser, geht in unsinniger Wuth auf mich los, verwundet mich an der Hand und im Gesicht, und würde mich vielleicht umgebracht haben, wenn mir

nicht zum Glück eingefallen wäre, daß ich auch im Besitz einer Waffe sei. Ich hatte nämlich Dein Federmesser mitgenommen, Cäsar, weil ich es bei einer Handarbeit, die wir gemeinsam zu machen gedachten, zum Trennen benutzen wollte. Ich zog daher das Federmesser aus der Tasche, und wehrte mir damit meine Gegnerin ab, die, nachdem sie einige Stiche in die Finger bekommen, schreiend und heulend aus dem Zimmer entfloh."

„Du hattest Unrecht, mein Federmesser mitzunehmen," rief Cäsar schelrend. „Ich habe es Dir so oft verboten, es zu benutzen, weil es von echtem englischen Stahl ist und leicht verdorben werden kann."

Malwine aber schien sich ernstlich unwohl zu befinden. Sie zitterte an allen Gliedern und konnte sich, durch den Blutverlust geschwächt, kaum noch aufrecht erhalten. Cäsar schlug ihr vor, sie an eine Droschke zu führen, was sie zunicht annahm. Das arme bleiche Kind, das der größten Erschöpfung nahe war, hing sich jetzt an den Arm des Bruders, um sich von ihm bis zur nächsten Straßenecke, wo eine Droschkenstation war, geleiten zu lassen. Das Wesen Cäsars wurde aber jetzt plötzlich wieder schmiegamer und gefälliger, er streichelte Malwinens Hand und drückte

ihr seine Theilnahme sogar mit einigen zuthunlichen und zärtlichen Worten aus, was auch einen rührenden Eindruck auf Malwinens Gemüth nicht zu verfehlen schien.

„Du bist mein guter Cäsar!“ sagte Malwine.
„Wir Beide haben uns immer verstanden.“

„Ja, und Du wirst mich auch jetzt verstehen, wenn ich Dir klag, daß auch ich mich in der allerunglücklichsten Situation meines Lebens befindet!“ sagte Cäsar mit einem tiefen Seufzer. „Ich werde heute Nacht nicht nach Hause zurückkehren, und bitte Dich, mir Deine Börse zu leihen, da ich gar nichts bei mir habe, und zu dem Werk, das ich vollführen will, einiger Vorbereitungen bedarf.“

Malwine betrachtete ihn erstaunt, und bemerkte erst jetzt, daß sein todbleiches Gesicht und seine irren Blicke die Spuren außerordentlicher Erlebnisse, die auch ihn betroffen, ausdrückten.

Auf ihre Aufforderung, ihm zu erzählen, was ihm begegnet sei, begnügte sich Cäsar mit einigen kurzen Andeutungen im grotesken Styl. „Er sei im Salon der Cameliotti von dem weltberühmten Freiherrn von Alerander beleidigt worden, aber der Freiherr habe nicht den Muth gehabt, ihm die dafür geforderte Sa-

tisfaction zu geben. Bei seinem grundsätzlichen Man-
gel an Respekt vor den sogenannten Autoritäten sei
er dringlicher geworden, und habe das Heldenhum
seiner frischen Jugend vor den Augen des alten Ba-
rons sprühen und leuchten lassen. Aber man habe
ihn nicht verstanden, sondern vielmehr zur Thür hinaus-
geworfen, und zwar sei dies unter ausdrücklicher Zu-
stimmung der Signora Carmela geschehen. Denn
man habe laut hinter ihn hergelacht, und das habe
ihn bis auf den Tod verwundet. Er sei entschlossen,
sich das Leben zu nehmen."

Malwine schien nicht geneigt, diese, obwohl mit
düsterem Ernst vorgebrachte Erklärung ihres Bruders
für wahr zu halten. Vielmehr war sie geneigt, bei
seinen Klagen über die unfreiwillige Art, in der er
diesmal aus dem Salon seiner Gönnerin hinausbeför-
dert worden, in ein munteres Gelächter auszubrechen
und ihre eigenen Schmerzen darüber zu vergessen.
Aber das Lachen erregte ihr Stiche in der Brust, und
sich im äußersten Grade angegriffen fühlend, beeilte
sie sich jetzt in den Wagen zu steigen, den Cäsar
herangewinkt hatte. Indem er ihr beim Einstiegen
behülflich war, händigte sie ihm ihre nicht sehr volle
Börse ein, welche er mit Befriedigung zu sich steckte.

Malwine kehrte sich noch einmal nach ihm um, und fragte ihn mit einer leichten Anwandelung von Theilnahme: „Sage mir doch, wohin Du eigentlich gehen willst, Cäsar?“

„Ich habe einen Widerwillen, nach Hause zurückzukehren,“ entgegnete Cäsar, „und werde hier drüben im Hotel zu den vier Jahreszeiten übernachten. Du kannst morgen früh nachsehen, was aus mir geworden ist. Lebe wohl, Malwine. Sorge für ein würdiges Andenken Deines Bruders, der ein zu anständiger Mann für diese Welt war und ihr darum so früh zum Opfer fallen mußte.“

Malwine war zu sehr daran gewöhnt, ihn bei Gelegenheiten, wo er aufgereggt war oder sich zeigen wollte, Ausdrücke dieser Art gebrauchen zu hören, als daß sie in diesem Augenblicke ein besonderes Gewicht darauf hätte legen sollen. Als sie fortgefahren war, stand Cäsar noch eine Zeit lang, wie über seinem Entschluß brütend, an der Straßenecke still. Dann begab er sich zuerst in einen Laden, in dem er sich einen Dolch kaufte, welchen er gerade mit dem in Malwinens Börse vorgefundenen Gelde bezahlen konnte. Nachdem er die Schärfe der Waffe sorgfältig geprüft, verbarg er sie in seiner Tasche, und ging darauf mit festen Schritten

in das nahegelegene Hotel, wo er sich unter dem Vor-
geben, daß er mit der Eisenbahn so eben angelangt
sei und sein Gepäck später erwarte, ein Zimmer an-
weisen ließ. Zugleich verfehlte er aber auch nicht, sich
ein reichliches und sehr sorgfältig ausgewähltes Abend-
essen mit einer halben Flasche Champagner auf sein
Zimmer zu bestellen. —

V.

Der Gerichtsdirektor Brindmann hatte den Rest
des Tages in lebhaften und vertrauten Gesprächen mit
seiner jungen Gattin hingebracht. Leonore hatte über
alle Verhältnisse, in welche sie eintreten sollte, die ge-
nauesten Mittheilungen gewünscht, und war in ihrer
liebenswürdigen und offenen Weise keineswegs zurück-
haltend mit ihren Bemerkungen gewesen, wo es sich
um gewisse Personen handelte, mit denen fünfzig ein
geselliger Umgang fortzusetzen oder abzubrechen sein
würde. Das Letztere schien sie namentlich bei allen
Denen zu wünschen, die im Geruch einer gewissen
Modefrömmigkeit standen oder als Anhänger und

Häupter einer Partei, die in diesem Augenblick großen Einfluß übte, bekannt waren. Sie wußte ihr Bedenken dagegen so wirksam auszudrücken, daß Brinckmann, der nur selig in ihrem Anschauen war und jedes ihrer Worte wie ein Drakel begrüßte, selbst da keinen Widerstand entgegensezte, wo die holde sinnige Frau den entschiedensten Anfang machte, sein ganzes bisheriges Lebenssystem abzuändern und über den Haufen zu werfen.

Auch das gesammte Hauswesen ließ sie noch an demselben Abend in allen seinen Theilen zu ihrer Kenntniß bringen. Nicht minder nahm sie Alles in prüfenden Augenschein, was zu den Einrichtungen für die beiden Kinder gehörte. Sie begab sich zuerst in Malwinens Zimmer, um darin die Gewohnheiten und den Charakter des jungen Mädchens näher kennen zu lernen. Zugleich wollte sie dort eine Puppe hinlegen, welche sie für Malwine zum Geschenk mitgebracht hatte, und welche die kunstreich und glänzend geschmückte Figur einer Bäuerin in der landesüblichen Tracht der Heimath, welche Leonore eben verlassen, vorstelle.

Als sie das kleine, schlecht aufgeräumte Zimmer betraten, in welchem die verschiedensten Sachen auf der Erde, dem Tisch und den Stühlen umherlagen,

sagte Brinckmann, mit einem traurigen Lächeln auf die Puppe hindeutend, welche Leonore in ihren Armen trug: „Malwine wird dies prächtige Geschenk nicht so aufnehmen, als es dasselbe verdient. Sie dünkt sich leider schon viel zu groß und vernünftig, um noch mit einer Puppe zu spielen, und ich würde viel darum geben, wenn wir ihr diesen Geschmack noch beibringen könnten.“

„Mein Gott,“ sagte Leonore nachsinnend, „ein zwölfjähriges Mädchen spielt nicht mehr mit einer Puppe? So alt sind hier die Kinder schon? Was für ein thörichtes Geschöpf hast Du Dir aber an mir geheirathet! Denke Dir, Brinckmann, ich lasse mich noch zuweilen beim Spielen mit der Puppe betreffen, und wenn ich Malwinen dieses Staatsexemplar mitgebracht, so bin ich dabei nicht ganz ohne Eigennutz gewesen, denn ich hoffte im Stillen, auch einmal wieder damit spielen zu können.“

Leonore ging in dem kleinen Gemach, jedes Einzelne genau betrachtend, auf und nieder, und schien bei diesem Anblick immer trauriger und nachdenklicher zu werden. Brinckmann war an der Thür stehen geblieben, und sah nicht ohne einige Verlegenheit dem Beginnen der jungen Frau zu.

„So darf es in dem Zimmer eines jungen Mädchens nicht aussehen!“ rief Leonore endlich mit einiger Heftigkeit. „Es sieht hier gerade wie bei einer herumziehenden Schauspielerbande aus. Auf dem Tische liegen Kleider, Bücher, angefangene und halb vollendete Schularbeiten, Kämme, Bürsten und Pommaden, und ein halbverzehrtes Butterbrod umher. Ueber das Bett liegen Bänder, Shawls und Tücher ausgebreitet und die Bewohnerin dieses Gemachs scheint eine Revue über ihren gesammten Puß abgehalten zu haben. Hier muß es allerdings schwer fallen, eine Puppe unterzubringen und im Reich der Mode, des Luxus und der Unordnung einen Effekt der kindlichen Ueberraschung damit zu erzielen. Die Puppe würde hier auf eine ungeschickte Weise an das verlorene Paradies der Kinderunschuld erinnern, und ich nehme sie wieder mit mir fort, um sie mir für meine eigenen Mußestunden aufzuheben.“

Brindmann zuckte schweigend die Achseln, und schien sich der weiteren Grörterung dieses Themas, das ihm unangenehm war, entziehen zu wollen, indem er Leonore bat, mit ihm in ihre Wohnzimmer zurückzukehren.

Aber Leonore blieb mitten in Malwinens Zimmer

stehen und schien von den ernsthaftesten Erwägungen erfüllt zu werden.

„Und wo sind eigentlich die beiden Kinder?“ fragte sie nach einer ängstlichen Pause. „Müssten sie jetzt, wo die Nacht herangekommen ist, nicht längst im Hause sein und um den friedlichen Familientisch herum mit uns zusammensitzen? An solchen Familienabenden, wo der Engel der Eintracht und Liebe über den Zusammengehörenden schwebt, erstarkt die Seele für das ganze Leben, und es stellen sich dadurch heilige Momente fest, die in der Erinnerung wie leuchtende Sterne am Horizont des Daseins schweben bleiben!“

„Die große Stadt hat den Cultus der Familie mehr und mehr zerstört,“ erwiederte Brinckmann nachsinnend. „Es ist zu beklagen, aber der Einzelne kann da schwer helfen, denn die Ansforderungen durchkreuzen sich, und ziehen die Kinder, ehe man es zu hindern vermag, in weite und fremde Kreise hinüber. Was man von der Familiengemeinschaft retten kann, muß man dann im religiösen Mittelpunkt zusammenfassen, und was in denselben nicht eingeht, muß ohnehin früher oder später verloren gegeben werden.“

„Nein, nein!“ rief Leonore, ihm tief in die Augen blickend. „Das harte Herz der Frömmigkeit ist das

rechte nicht. Man muß für die Seinen kämpfen, um sie zu haben und zu behalten. Ihr Frommen seid darin die eigentlich gottlosen Leute, daß Ihr die edle Menschenkraft vergeuden zu können glaubt, denn Ihr werft Alles weg und gebt Alles preis, was nicht ganz bequem und sicher in Eure Betstunden hineinpäßt. Aber diese Gesinnung mußt Du unserer neuen Liebe zum Opfer bringen, Du hast es mir versprochen und gelobt!"

In diesem Augenblick hielt unten vor der Hausthür ein Wagen still, und es währte nicht lange, so hörte man zur Treppe herauf einen schweren Fall, dem das Stöhnen und Klagen einer Menschenstimme folgte.

Leonore eilte sogleich mit einem Licht hinaus und schrie entsezt auf, als sie über die Stufen der Treppe hin die unglückliche Malwine ausgestreckt fand, die, von ihrem Zustande erschöpft und überwältigt, dort zusammengesunken war und sich noch nicht wieder aufzurichten vermöchte. Leonore ergriff das Kind mit einer kräftigen Bewegung, lud es auf ihre Arme, und trug es dann leicht und sicher und unter den theilnehmendsten und zärtlichsten Zuflüsterungen, in das Zimmer hinauf. Oben erst bemerkte Leonore, daß

Malwine verwundet und mit Blut bedeckt war, das unaufhörlich von ihrem Gesicht herniederfloß.

„Mein Gott,“ rief Leonore, „was ist Dir begegnet? Armes, liebes Kind, Du bist ja verwundet! Man hat Dich hier und hier und hier mit einem spitzen Instrument gestochen!“

„Meine Freundin Klotilde hat mich aus Unvorsichtigkeit mit einem Messer gestochen,“ wimmerte Malwine, „und ich fühle mich in diesem Augenblicke fürchterlich schwach.“

Leonore hatte sogleich mit ihrem thatkräftigen Geschick alle Veranstaltungen getroffen. Sie kleidete das zitternde und zagende Kind aus, untersuchte alle Stellen ihres Körpers, die eine Verletzung erhalten haben mochten, und legte, nachdem sie die Wunden gewaschen, einen vorläufigen Verband auf, um das Blut zu stillen. Brindmann, obwohl er sich überzeugt hatte, daß keine Gefahr irgend einer Art vorhanden sei, war doch, auf die dringende Aufforderung Leonorens, fortgeeilt, um einen Arzt herbeizuholen.

Malwine war von den sorgsamen Händen Leonorens in ihr Bett gelegt worden, und schauerte dort zuerst in einem mächtigen Fieberanfall in sich zusammen. Leonore hatte sich auf einen Stuhl vor dem

Bett niedergesetzt, und hielt Malwinens kleine bebende Hand in der ihrigen. Beide schwiegen, und ein stiller, heimlicher Frieden herrschte in dem kleinen Gemach.

„Meine arme Malwine,“ begann Leonore wieder mit ihrer frischen herzlichen Stimme, „warum hat man Dir denn so viel Leides zugefügt? Du bist doch ein liebenswürdiges kleines Mädchen, und wenn man Dich anschaut und Du so gut zu sein versprichst, als Du sein kannst, so möchte man Dich eher tausendmal küssen, als Dich ein einziges Mal schlagen!“

Malwinens bleiche Wangen wurden bei dieser Anrede zum ersten Mal wieder von einem tiefen Purpurroth überflogen. Unwillkürlich drückte sie Leonorens Hand, die auf der ihrigen ruhte, und preßte bald auch ihre Lippen in einem raschen schüchternen Kuß auf die weißen schlanken Finger dieser Hand.

„Sobald ich Dich sah, gewann ich Dich so recht von Herzen lieb, Malwine!“ fuhr Leonore nach einer kurzen Pause fort. „Du bist so anmuthig und schön, aber Du hast zuweilen ein heftiges und ungehorsames Herz, das sich in Dir aufbäumt, wie ein wildes Roß, das keinen Herrn anerkennen will. Nicht wahr, mein armer kleiner Schatz, das macht Dir dann viel zu

schaffen, und Du möchtest selbst, daß es nicht ganz so wäre, nicht wahr, Malwine?"

Malwine schrak zusammen, und schien nicht zu wissen, wie ihr geschah. Forschend richtete sie ihre Augen zu Leonoren hinüber, und die Blicke Beider begegneten sich zu einem bedeutsamen Verständniß.

„Mir hat noch nieemand so gut zugesprochen, wie Du," flüsterte Malwine nach einigem Besinnen. „Es thut mir wohl, Dich so zu mir sprechen zu hören. Du bleibst doch hier bei mir sitzen, und gehst nicht wieder von mir? Mir thut jetzt schon nichts mehr weh und mir ist so schön zu Muthe, wie ich mich dessen in meinem ganzen Leben nicht zu erinnern vermag. Aber wenn ich fürchten müßte, daß Du wieder von hier aufstehst, würden gewiß alle meine Wunden wieder aufbrechen.“

„Mit Deinen Wunden ist es nicht gar so schlimm, mein Kind," erwiederte Leonore, indem sie mit ihren Fingern in den blonden Locken Malwinens spielte. „Aber Du wirst mir nicht einreden wollen, daß Deine Freundin Klotilde Dir blos aus Unvorsichtigkeit diese Wunden beigebracht? Nein, die Sache steht anders und ist recht übel. Gewiß ist Klotilde ein ebenso aufbäumendes Roß, wie Du, in ihrem jungen Herzen,

und Ihr habt einen heftigen Streit miteinander gehabt, der sogar zu tödtlichen Angriffen geführt hat. Ein Stoß tiefer, und Dein süßes, liebes Auge wäre getroffen worden, mein armes Kind!"

„Wie ist es möglich, daß Du Alles weißt?" versetzte Malwine kaum hörbar, indem ihr jetzt die Thränen aus den Augen stürzten. „Ich will es Dir auch gestehen, wie es gekommen ist. Dir kann ich Alles sagen, ich fühle es, aber Du mußt mir versprechen, es dem Vater nicht mitzutheilen. Denn der ist zu heftig, wenn er zürnt, Du aber bist mild und gütig, und Du könntest jedes Geheimniß von mir verlangen und ich würde es Dir jetzt sagen!"

Malwine erzählte darauf ohne allen Rückhalt den ganzen Verlauf ihrer Begebenheit.

„Und um Eure Balltoilette habt Ihr Euch gestritten und geschlagen?" fragte Leonore nach Beendigung dieser Erzählung, indem sich ihr edles Gesicht mit einer tiefen Trauer bedeckt zeigte. „Schämst Du Dich denn nun auch recht, Malwine, daß Du eine so ausbündige und frevelhafte Thorheit begehen, und nicht blos unvernünftig handeln, sondern auch Deine Gesundheit und Dein lebenslängliches Wohl dabei auf das Spiel setzen konntest?"

„Schlecht ist mir allerdings dabei zu Muthe gewesen," versetzte Malwine nachdenklich. „Und wenn ich es mir jetzt recht überlege, sehe ich auch ein, daß alle schönen Kleider nicht so viel werth sind, um sich darüber zu schelten oder gar zu schlagen. Wärest Du immer bei mir gewesen, wie Du es jetzt bist, Du würdest mich gewiß vor allen Thorheiten und Unziemlichkeiten dieser Art bewahrt haben. Ach, und meine Wunden an der Stirn und auf der Wange schmerzen mich doch wieder recht!"

„Es wird Alles gut werden, Malwine!" entgegnete Leonore mit himmlischer Sanftmuth. „Läß uns nur zusammenhalten, und wir werden glückliche und frohe Tage haben. Deine Wunden werden heilen und Du wirst nie ähnliche empfangen. Wenn wir uns Beide recht innig und wahrhaft lieben, so wird in Deine Seele ein Frieden einziehen, der Dir kostlicher als alle andern Güter erscheinen wird. Du wirst den Frieden einer Mädchenseele in Dir kennen lernen und Dich darin so beglückt und gesichert finden, daß Du in Deiner Fröhlichkeit und in Deiner Wonne zugleich den prächtigsten Schmuck für Dich sehen wirst. Ach, das wird eine herrliche Zeit für uns Beide werden! Und nicht wahr, Malwine, wenn Du in Dein rechtes

Herz hineingreifst, so fühlst Du Dich auch noch ganz wie ein Kind, ebenso jung, ebenso lustig, so rein und vertrauensvoll, wie Kinder sind? Du bist ja noch ein ganz lachender, leichtbeschwingter Frühlingsvogel von zwölf Jahren, und hast noch nicht nöthig, die geschnirkten Grimassen der Uebercultur mitzumachen. Heil über Dich, mein trautes schönes Kind!"

„Ich will gern noch ein Kind sein," erwiederte Malwine in einem stillen hingebungsvollen Ton. „Wenn Du immer meine Mutter gewesen wärest, wäre ich auch immer Dein Kind gewesen. Und ich verspreche Dir, daß ich von jetzt an nur Das thun werde, was Du mir sagen wirst, denn Du bist mein Engel, dem ich mein ganzes Leben vertraue."

Leonore war niedergekniet an dem Bette Malwines und drückte zärtliche Küsse auf Augen und Mund des Mädchens. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Gerichtsdirektor kehrte in Begleitung des Arztes zurück. Das Gesicht Brinckmanns verklärte sich zu einem seligen Lächeln, als er die vertraute Umarmung Leonorens mit seiner Tochter sah, durch die er Alles, was er im Stillen gehofft hatte, schon bestätigt zu finden glaubte.

Der Arzt erkannte sogleich, zu wie geringen Be-

forgnissen der Zustand der kleinen Anlaß gab. Die Stiche und Schnitte, welche sie empfangen, hatten nur oberflächlich die Haut verletzt und waren nicht tiefer gedrungen. Es bedurfte daher keiner andern Mittel, als die Leonore bereits angewandt hatte, und obwohl sich ein leichtes Fiebern eingestellt, so schien doch nur Ruhe erforderlich, um Alles wieder in das rechte Geleis zu bringen.

Leonore aber ließ es sich nicht nehmen, die ganze Nacht hindurch am Bette Malwinens zu wachen, um ihr jeden Augenblick nahe zu sein. In einer leichten Anwandelung von Fieberphantasien that Malwine Neußerungen, die auf das Rührendste an den Tag legten, welche bedeutsame Wendung in ihrem Seelenzustande eingetreten war. Häufig rief sie Leonorens Namen und knüpfte an denselben die innigsten und zärtlichsten Betheuerungen; so oft sie dann erwachte, flatschte sie frohlockend in die Hände, indem sie Leonorens treulich lächelndes Antlitz über sich hingebogen erblickte. Diese Nacht befestigte ein Band der Neigung und Zugehörigkeit zwischen Beiden, das ächte und dauernde Wirkungen zu versprechen schien. —

VI.

Als der Morgen kaum hereingebrochen war, und Leonore, von der durchwachten Nacht ermüdet, sich im Lehnsstuhl eben einem nicht mehr zurückzuwehrenden Schlummer überlassen hatte, kam Brindmann mit einem verstörten Gesicht hereingestürzt und schien den Rath seiner jungen Gattin zu begehrn. Sie erwachte sofort durch das Geräusch, rieb sich den Schlaf mit der amuthigsten Bewegung aus den Augen und trat ihm lächelnd, ihm ihren Mund zum Kusse darreichend, entgegen.

„Meine theuerste Leonore,“ sagte er, „ich fühle schon, daß Du der eigentliche Beistand meines Lebens geworden, und daß ich ohne Dich nichts mehr thun und beschließen kann. Kaum aufgestanden, begebe ich mich so eben in Cäsars Zimmer, wo ich ein Buch vermutete, das mir abhanden gekommen war. Zu meinem Erstaunen treffe ich den Jungen selbst gar nicht an, und finde, daß sein Bett noch gänzlich unberührt von der Nacht geblieben. Es geht daraus hervor, daß er gar nicht nach Hause gekommen und die Nacht anderswo zugebracht haben muß, was mich mit der größten Besorgniß erfüllt.“

„Da muß auf der Stelle Etwas geschehen!“ rief Leonore, alle ihre Müdigkeit vergessend, mit einem kräftigen Ausdruck. „Kam es schon öfters vor, daß er ausgeblieben ist, und wo kann man wohl vermuthen, daß der Unglückliche solche Nächte hinbringt, in denen er sich gegen alle gute Sitte vom Vaterhause entfernt?“

Brindmann hörte in sich gefehrt und traurig diese Frage an, ohne sie beantworten zu können. Eine unendliche Niedergeschlagenheit, die fast an Verzweiflung grenzte, schien sich seiner zu bemächtigen. Er fühlte es bitter, daß er gar keine Auskunft über das Leben und Treiben seines Sohnes zu geben im Stande sei.

„Ich weiß, wo Cäsar ist!“ rief Malwine mit einer entsetzten Stimme aus ihrem Bette hervor, in dem sie seit einiger Zeit wachend gelegen. „Er wollte nicht wieder nach Hause zurückkehren, weil ihm etwas sehr Unangenehmes begegnet, denn man hat ihn bei der Signora Cameliotti zur Thür hinausgeworfen. Und dies hat er sich so zu Herzen genommen, daß er sich in den Gasthof zu den „Vier Jahreszeiten“ begeben, um dort die Nacht zuzubringen. Vielleicht hat er sich aber gar ein Leides zugefügt, denn ich habe ihn noch nie so wild und aufgeregzt gesehen.“

Bei diesen Worten stürzte Brinckmann mit einem lauten Schrei zu Boden. Leonore aber hob den Ohnmächtigen schnell in ihren Armen empor, und schaffte ihn mit Hülfe einer herbeigerufenen Dienerin auf ein Kanapée. Nachdem es bald gelungen war, ihn wieder zu sich selbst zu bringen, empfahl ihm Leonore mit ernsten, festen Worten, sich ruhig zu verhalten und sie ganz und gar gewähren zu lassen. Sie werde sich allein fortbegeben, um zu sehen, ob noch für Cäsar Hülfe und Rettung möglich sei, und sie hoffe, bald mit einer guten Nachricht wieder zu ihm zurückgekehrt zu sein.

Leonore hatte ihren Anzug rasch in Bereitschaft gesetzt, und nachdem sie den Shawls übergeworfen, begab sie sich, nur von der Dienerin begleitet, welche ihr den Weg nach dem genannten Hotel zeigen sollte, in unaufhaltsamer Eile auf die Straße hinaus.

Es war noch so früh, daß es einige Schwierigkeiten hatte, in das Hotel einzutreten, dessen Thüren noch nicht geöffnet waren. Mit Mühe wurde die Dienerin herausgeflopft, und der Zimmer-Kellner, betroffen über das so frühe Erscheinen einer jungen Dame, erwiederte zuerst nur mürrisch und ausweichend auf die an ihn gerichteten Fragen. Es ergab sich jedoch,

daß ein junger Mann sich im Hotel befand, der am vorigen Abend dort angelangt war und bald darauf ein sehr reichliches Abendessen mit außerordentlichem Appetit zu sich genommen hatte. Als der Kellner nach elf Uhr zu ihm eingetreten, um das Tafelzeug fortzunehmen, habe er zwar bemerkt, daß der junge Mann in der größten Aufregung im Zimmer auf- und abgegangen, und auch unverständliche Worte heftig ausgestoßen habe, aber er habe dies auf die Wirkung des Champagners geschoben, von dem der junge Herr eine halbe Flasche sehr rasch und vollständig geleert. Die Nacht über habe man aber durchaus nichts Befremdliches von ihm vernommen.

Leonore verlangte auf der Stelle zu ihm geführt zu werden. Ihr Herz pochte ihr gewaltig, als sie in Begleitung der Dienerin und des Kellners die drei Treppen hinaufstieg, welche zurückgelegt werden mußten, um zu dem Zimmer Cäsars zu gelangen. Obwohl sie sich von dem höchsten Muth durchglüht fühlte, Alles, was nur irgend erforderlich sein würde, für den Unglücklichen zu thun, so peinigten sie doch zugleich die schreckenerregendsten Vorstellungen von dem Zustand, in dem sie ihn antreffen möchte.

Auf das erste leise Klopfen an der Thür wurde

nicht geantwortet. Nach wiederholten stärkeren Versuchen, ein Lebenszeichen von ihm zu erlangen, ließ Leonore die Thür endlich durch den Hauptschlüssel des Hotels öffnen. Dann trat sie leise ein, nachdem sie ihrer Begleitung befohlen hatte, sie draußen auf dem Flur zu erwarten.

Beim ersten Schritt in das Zimmer bemerkte Leonore, daß Cäsar ganz friedlich in einem Himmelbett lag, und so fest und ruhig schlummerte, daß schon dadurch die gänzliche Gefahrlosigkeit, in der er sich befunden, an den Tag gelegt wurde. Leonore trat an sein Bett heran und betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit. Sein Gesicht zeigte, wenn er schlief, die edelsten und reinsten Formen ohne jede Störung auf, da der stechende, übermüthige und rücksichtslose Ausdruck der Augen, von dem sich Leonore gleich bei der ersten Begegnung mit ihm verlebt gefühlt, sich dann nicht geltend machen konnte. Es lag aber in diesem Augenblick so viel lächelndes Behagen über sein Antlitz ausgespülten, daß Leonore schon den Entschluß faßte, wieder umzukehren, weil ihr jeder Anlaß zu einem thätigen Eingreifen für sie zu fehlen schien.

Als sie aber ihren Blick jetzt noch spähend im Zimmer umhergleiten ließ, sah sie an der Ecke einen Dolch

liegen, dessen Anblick sie mit neuem Schrecken erfüllte. Sie hob ihn rasch auf und bemerkte, daß seine Spize ziemlich weit abgebrochen war, und es dadurch unmöglich geworden, ihn in irgend einer Art zu einem gefährlichen Werkzeug zu gebrauchen. Doch wurde sie von neuem zweifelhaft über den Hergang, der dabei stattgefunden haben möchte. Mit bebender Hand legte sie den Dolch auf den Tisch zurück, der vor dem Bette Cäsars stand.

Von dem Geräusch, welches dabei entstand, erwachte der Schlummernde, und schreckte bei dem unerwarteten Anblick Leonorens mit einem unwillkürlichen Ausruf empor. Seine Verlegenheit schien in der That so groß, daß er durchaus nicht wußte, wie er sich verhalten sollte. Am liebsten wäre er sofort aus dem Bett gesprungen, um sich durch die Flucht zu retten, wenn ihn nicht der Anblick der schönen jungen Frau, die mit ernstem Sinnen vor ihm stand und ihn prüfend betrachtete, davon zurückgehalten hätte. Sehr gern würde er sich aber auch mit dem Kopf wieder unter das Deckbett zurückgezogen haben, denn er fühlte die Gewalt ihrer Blicke, die scharf und durchdringend auf ihm ruhten, wie die tiefste Beschämung seines Lebens. Seine Lage drückte ihn so peinlich und rathlos, daß

ihm die Thränen aus den Augen zu stürzen begannen, die er sich aber heimlich mit seinem Taschentuch abtrocknete.

„So sehen wir uns wieder, Cäsar?“ rief Leonore mit einem innigen und schmerzlichen Ausdruck, indem sie näher zu ihm herantrat und seine Hand in der ihrigen faßte. „Und ist es recht, daß Du hier im Gasthöfe übernachtest, und die Deinigen in Betrübniß und Sorge stürzest, während Dein Platz, den Du nicht willkürlich verlassen darfst, im Hause Deiner Eltern ist? Du hast Dich desselben Vergehens schuldig gemacht wie ein Soldat, der seinen Posten verläßt, denn Deine Ehre ist dabei betheiligt.“

„Meine Ehre?“ fragte Cäsar mit dem tiefsten Erröthen. „Meine Ehre ist mir heiliger als alles Andere, aber es ist wahr, sie ist verletzt worden, doch nicht durch mich, sondern durch Andere. Mit meiner verletzten Ehre wollte ich nicht mehr nach Hause zurückkehren, sondern mich vor der ganzen Welt verbergen. Da, ich gestehe, daß ich für immer Abschied von dieser niederträchtigen Welt zu nehmen gedachte, und nur ein Zufall hat mich in dieser Nacht daran verhindert!“

„O weh, Du unglücklicher Mensch!“ entgegnete Leonore traurig. „Dieser falsche Begriff von Ehre ist

es eben, der Dich in's Verderben stürzt. Ich weiß es, mein Freund, wodurch Dir im Hause der Italienerin zu nahe geschehen ist. Aber Du bist doch noch ein Kind, und wenn Dich die älteren Leute ungerecht beleidigen, so fällt die Schuld und der Makel davon auf sie selbst zurück. Du kannst dann lächelnd und friedlich zusehen, welchen Schimpf sie sich um Deinetwillen aufgedrückt haben, und darin besteht ihnen gegenüber Deine Genugthuung. Die Ehre eines Kindes besteht in seiner Reinheit und seinem Frieden, die ihm nicht angetastet werden können. Oder willst Du kein Kind mehr sein, Cäsar?"

Sie fragte dies mit einem so dringlichen und hinreißenden Ausdruck, daß Cäsar sie lange betroffen anblieb und ihr, ohne etwas zu erwidern, ungewiß in die Augen sah. In seiner Seele schienen verschiedene Gedanken zu kämpfen, deren beginnender Widerstreit sich auf seinem bald erblassenden, bald wieder erröthenden Gesicht malte.

„Ich bin vierzehn Jahre alt," sagte er endlich zögernd und mit unschlüssiger Stimme.

„Bravo, lieber Cäsar," erwiederte die junge Frau frohlockend und in die Hände schlagend, „gestehe es offen ein, daß Du erst vierzehn Jahre alt bist, denn

das wird Dir weiter helfen! Glaube mir, mit vierzehn Jahren ist man noch ein schreckliches Kind. Denke Dir, ich selbst zähle schon neunzehn Jahre, und obwohl ich eine Frau bin, komme ich mir doch alle Augenblicke einmal wie ein Kind vor und mache die dümmsten Streiche, spreche thörichtes Zeug oder beneide die Kinder um ihr Spielwerk. Mit vierzehn Jahren bist Du noch frei und harmlos wie ein Vogel in der Luft, und hast nicht nöthig, Dich um die Lumpereien zu bekümmern, die von erwachsenen Männern oft für ihre Ehrensachen angesehen werden. Mit vierzehn Jahren, Cäsar, kannst und mußt Du noch ein Kind sein, um mit dreißig Jahren ein rechter Mann werden zu können. Bist Du nicht meiner Meinung?"

„In gewissem Betracht magst Du wohl Recht haben," erwiderte Cäsar nachsinnend, indem er vor ihren feurigen Blicken, die mit ihrem Lächeln und mit ihrer Bedeutsamkeit in ihn drangen, die Augen niederschlug.

„Nein, ich habe in jedem Betracht Recht, lieber Cäsar!" rief Leonore freudig aus. „Ich weiß es aber, daß ich ganz besonders Recht habe, wenn ich Dich ansehe und Dich betrachte, wie Du ein so liebes,

schönes, hochbegabtes Kind bist, und wie Du so frisch und hoffnungsvoll aussiehst, daß man sich nicht entschließen kann, Dich für eine lächerliche Karikatur zu halten."

Sie breitete bei diesen Worten ihre beiden Hände über seinen lockigen Kopf, streichelte denselben mit sanfter, bedeutsamer Bewegung, und drückte ihn lange fest an ihren Busen. Cäsar, auf dessen Gesicht bis dahin theils ein widerstrebender, theils ein misstrauischer Ausdruck gelegen, schien sich jetzt plötzlich von diesen liebkosenden Berührungen wie verwandelt zu fühlen. Seine Augen glänzten in einer dankbaren Hingebung zu ihr auf, und er wagte es, zum Ausdruck seines Einverständnisses mit ihr, ihre Hand an seine Lippen zu ziehen.

„Cäsar,“ begann Leonore wieder, „Du wolltest mit Deinen vierzehn Jahren nicht mehr ein rechtes Kind sein, und Alles, was Du bisher gemacht, im Guten, wie im Schlimmen, ist doch noch pure und eitelle Kinderei gewesen. Du hast Deinen liebenswürdigen Vater gefränt, Deine Lehrer hintangesezt und verachtet, so viele brave Leute gesoppt, und Dich in vielen Dingen als ein so widerspenstiger und eiteler kleiner Narr bewiesen, daß man Dir nicht vierzehn, nein, höchstens

neun Lebensjahre beimesse! Wenn Du mich lieb hast, wirst Du Dich nun recht daran halten müssen, um überhaupt erst wie ein vierzehnjähriger junger Mensch zu erscheinen, brav, bescheiden, gehorsam und lernbegierig, wie ein solcher sein muß! Mit Gottes Hülfe werden wir zusammen dahin gelangen, Cäsar, und dann wirst Du auch einst ein großer, ausgezeichneter Mann werden, der bei Allen, bei denen es darauf ankommt, die höchsten Ehren finden wird!"

Cäsar wollte antworten, aber er vermochte es noch nicht, seinen Gefühlen, die ihn sichtlich bestürmten, den richtigen Ausdruck zu geben. Er lehnte seinen Kopf sanft an ihre Schulter, und schien zu erwarten, daß sie fortfahren würde, zu ihm zu sprechen.

Leonore, welche ihre Freude über den sichtlichen Eindruck, den ihre Worte auf das Gemüth des Knaben hervorgebracht, kaum zurückhalten konnte, nickte ihm mit ihrer liebenswürdigen Treuherzigkeit zu, und bat ihn dann, ihr seine Hand darauf zu geben, daß er einst ein rechter Ehrenmann werden wolle, und ganz so, wie er es sich selbst und seinem trefflichen Vater schuldig sei. Cäsar reichte ihr mit einer lebhaften Bewegung seine Hand dar, und als Leonore in die-

selbe kräftig einschlug, flog ein strahlender Ausdruck der Freude über sein ganzes Gesicht und die besten Entschlüsse schienen in ihm gereift zu sein.

„Wir sind nun gewiß von Herzen einig mit einander,“ fuhr Leonore mit einem fröhlichen Ton fort, „aber nun sollst Du mir auch sagen, Cäsar, was dieser Dolch mit der abgebrochenen Spize zu bedeuten hat, der auf eine so erschütternd tragische Weise, als hättest Du eine Theaterrolle damit probirt, zu den Füßen Deines Betts dagelegen?“

„Dieser Dolch?“ fragte Cäsar, indem er beschämt vor sich niederblickte. „Dieser Dolch,“ fuhr er langsam und mit bebender Stimme fort, „beweist allerdings, daß ich in dieser Nacht ernstlich damit umgegangen bin, mir wegen der Ehrenfränkung, die ich erlitten, und weil man mir die Genugthuung versagte, das Leben zu nehmen. Es ist aber dabei ein Umstand vorgefallen, der mich mehr als alles Andere gefränt und geärgert hat. Ich fühle aber, daß es mir unmöglich ist, davon zu erzählen.“

Er hielt wieder inne. Leonore aber drang lebhafter und mit dem ganzen Zauber ihres ebenso entschiedenen als liebenswürdigen Wesens, das über Cäsar schon eine so große Gewalt erlangt hatte, in ihn. Sie verlangte

es als erstes Zeichen seines Vertrauens zu ihr, daß er ihr Alles sage und nichts vor ihr zurückhalte, denn nur dann könnten sie beide Hand in Hand in die neue schöne Zukunft eintreten.

„Was ich verschweigen wollte, ist blos der lächerliche Zufall, der mich auf abscheuliche Weise an der Ausführung meines Vorhabens verhindert hat,“ sagte Cäsar kleinlaut. „Aber ich will jetzt Alles erzählen. Ich gestehe zuerst, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, mir gestern Abend hier im Hotel eine halbe Flasche Champagner geben zu lassen. Ich fand es schön, das Leben wie ein Glas Champagner auszuschlürfen, und nebenbei wollte ich wohl auch mein Lieblingsgetränk vor meinem Tode noch einmal kosten. Den Dolch, den ich mir gekauft hatte, legte ich zum Wahrzeichen der ernsten Stunde neben mich hin. Ich wollte nunmehr meine Champagnerflasche öffnen, konnte aber den Kork durchaus nicht steigen machen; wie viel Mühe ich mir auch gab, der Pfropfen saß fest, und in meinem Verdruß nahm ich endlich den Dolch, um den Kork aufzuspiessen und herauszuholen. Es gelang mir mit gewaltsamer Anstrengung, aber in dem herausgezogenen Pfropfen steckte zugleich die abgebrochene Spitze meiner Dolchklinge, und ich sah mich auf die

beschämendste Weise von der Welt für diese Nacht entwaffnet.“

Leonore war bei dieser Erzählung in ein lautes Gelächter ausgebrochen. „Das ist ja unendlich komisch, und kaum habe ich je in meinem Leben etwas Späßhafteres gehört,“ rief sie zu wiederholten Malen aus. „Und nachdem ein allbarmherziger Gott Dir diesen Zufall gesendet, mein Sohn, gabst Du natürlich Deinen Vorsatz auf, trankst Deinen Champagner, und legtest Dich in der friedlichsten Stimmung zu Bett, um schöne Träume zu haben, und nun mit einem fürchterlichen Schrecken über meine Erscheinung hier wieder aufzuwachen.“

„Gerade so machte ich es,“ seufzte Cäsar. „Nachdem ich mein Abendbrot verzehrt hatte, legte ich mich schlafen, denn es war zu spät, um auszugehen und einen andern Dolch zu kaufen. Auch hatte ich kein Geld mehr in der Tasche. Dieser Gedanke, kein Geld zu haben, wollte mich auch erst am Einschlafen hindern. Denn ich hatte bei meinem höchst splendididen Souper darauf gerechnet, daß ich am andern Morgen nicht mehr am Leben sein würde, und nun mußte ich mich darauf gefaßt machen, am andern Morgen der Addition des Wirthes zu begegnen. Diesen erbärm-

lichen Gedanken wurde ich indeß bald wieder los, denn die Wirkungen des Champagners deckten mich mit süßer Selbstvergessenheit zu. Aber jetzt wird es sich wohl allerdings um die Bezahlung handeln, der Wirth dieses Hotels ist sogar als sehr theuer verschrien, und, bei meinen gänzlich leeren Taschen, weiß ich in der That noch nicht recht, wie ich mich aus dieser Affaire herauswickeln soll. Ich sehe jetzt ganz und gar ein, daß ich ein rechter Thor und Einfaltspinsel gewesen bin."

Er warf bei diesen Worten einen so tiefumwölkten und zugleich ernst fragenden Blick zu Leonoren hinüber, daß diese die ungemein drollige Komik, welche darin lag, fast von Neuem hätte auf sich wirken lassen. Auf der andern Seite hielt sie es jedoch auch für angemessen, ihn zu beruhigen, und sie sagte darum, ihm auf die Schulter klopfend: „Für die Unkosten Deines Nachtlagers im Hotel laß mich sorgen, guter Cäsar. Glücklicher Weise habe ich meine Börse zu mir gesteckt, als ich heute Morgen Dich zu suchen ausging. Da wir es mit der wahren Ehre von jetzt an sehr genau nehmen werden, Cäsar, so bezahlen wir natürlich auch Alles, was wir hier verzehrt haben, und besonders den Champagner, mit dem glücklicher Weise so harten

Pfropfen, der eigentlich unbezahlbar für uns ist, bis auf den letzten Heller. Ich werde jetzt hinuntergehen zum Wirth und Alles berichtigen. Unterdessen aber eile, Dich anzuziehen, Cäsar. Ich werde Dich abholen, denn wir müssen zusammen zu Deinem Vater zurückkehren. Er soll Dich durch mich wiedererhalten!"

VII.

Eine halbe Stunde darauf eilten Leonore und Cäsar schon Hand in Hand über die Straße, um sich nach Hause zurückzugeben. Der frische Morgen hatte Leonorens Wangen mit dem rosigsten Purpur überhaucht. Ihr Herz schlug in der freudigsten Erwartung. Um so betroffener wurde sie, als sie, im Hause wieder angelangt, durch den ihnen entgegentretenden alten Diener erfuhr, daß der Gerichtsdirektor sich oben in sein Zimmer mit einigen Herren, die ihn alle Morgen um diese Stunde besuchten, zurückgezogen habe.

„Doch nicht etwa, um Betstunde abzuhalten?“ fragte Leonore hastig, indem sich ihre Blicke mit denen Cäsars begegneten. Cäsar sah sie mit einem halb traurigen, halb listigen Ausdruck an und schwieg.

„Nun, wenn die Herren sich auch zurückgezogen haben,“ fuhr Leonore in ihrer entschiedenen Weise fort, „so wird man uns beide doch nicht verhindern können, in diese Gesellschaft einzutreten! Gehen wir zusammen hinauf, Cäsar, denn was wir mit Deinem Vater zu sprechen haben, ist auch eine heilige Angelegenheit, und es ist besser, daß die Betstunde ausgesetzt werde, als diese Wiederbegegnung zwischen Vater und Sohn!“

Mit diesen Worten zog sie Cäsar, der ihr nur widerstrebend und mit großer Scheu zu folgen schien, mit sich die Treppe hinauf.

„Die Geheimräthe von Sessi und von Dietrichsfeld, der Präsident Kapraum und der General Längemann sind oben beim Vater, ich weiß es schon,“ sagte Cäsar. „Sie beten und singen miteinander. Der Vater läßt sich dann niemals stören, und ich fürchte, er wird nun erst recht auf mich böse sein!“

„Dafür laß mich sorgen, Cäsar!“ entgegnete Leonore mit frohem Muth.

Oben angelangt, klopfte Leonore zuerst mit leiser, aber sicherer Hand an die Thür, und trat dann, ohne Weiteres abzuwarten, mit Cäsar ein.

Ihr Erscheinen machte in dem kleinen Kreise der

versammelten Männer einen fast an Bestürzung grenzenden Eindruck. Der eben angestimmte Psalm ging in wahren Schreckenslauten auseinander. Man war aufgesprungen, und sah der blühenden und siegesgewissen Erscheinung der jungen Frau, die mit ebenso großer Heiterkeit als Sicherheit plötzlich unter sie getreten war, mit Staunen und starrer Verwunderung entgegen. In der größten Verlegenheit aber schien sich Brinckmann zu befinden, der auf Leonore zuschritt, ungewiß, ob er sie ohne Vorwürfe empfangen, oder ob er ihr, wegen ihres unwillkommenen Eintretens, solche machen solle.

„Ich bringe Dir Deinen Sohn, Brinckmann,“ sagte Leonore jetzt mit ernster, würdevoller Feierlichkeit. „Er kehrt im tiefsten und wahrsten Sinne des Wortes zu Dir zurück, wirft allen Fehl und alle Thorheit, die an ihm gewesen, von sich ab und stürzt sich an Deine Baterbrust, an der er vollends genesen und in Liebe und Uebereinstimmung mit Dir erstarken und gedeihen will. Nicht wahr, meine Herrn, Seelen, die zu einander gehören und die sich entfremdet waren, wieder zu vereinigen, und tüchtige Entschlüsse für das Leben daran zu knüpfen, das ist Gott ebenso wohlgefällig als jede Betstunde? Sie verzeihen es daher meinem guten

Manne, wenn er die Betstunde mit Ihnen jetzt für geschlossen erklären muß!“

Die anwesenden Herren beeilten sich sogleich, diesem ziemlich deutlichen Wink zu folgen, ohne daß sie weitere Auseinandersetzungen abgewartet hätten. Sie beurlaubten sich mit den tiefsten Verneigungen vor der jungen Frau, die beim Anblick ihrer halb zornig gekniffenen, halb demuthsvollen Gesichter fast in ein lautes Lachen ausgebrochen wäre. Von dem Gerichtsdirektor förmlichen Abschied zu nehmen, schien unmöglich, denn Brinckmann hatte, alles Andere um sich her vergessend, den reuig zu ihm zurückgekehrten Sohn an sein Herz gezogen, und flüsterte mit demselben vereint in dem innigsten Austausch der Gefühle und Entschlüsse. Brinckmann beachtete daher den plötzlichen Aufbruch seiner Kollegen gar nicht, denen Leonore noch mit den zierlichsten Knirren bis zur Thür das Geleit gab, indem sie ihrem letzten Gruß noch die Versicherung hinzufügte, daß ihr Mann in der nächsten Zeit sehr mit der Sorge für seine Kinder und für einen neuen Haushalt in Anspruch genommen sein werde, und darum mehr dem werkthätigen Leben als den müßigen Andachtsübungen angehören dürfte. Im Fall sie ihn daher wieder mit ihrem Besuch zu beehren gedächten,

würden sie sehr willkommen sein, wenn sie ihre Gebetbücher zu Hause ließen.“

Leonore führte sodann eilig zu der innigst ineinandergeschlungenen Gruppe von Vater und Sohn zurück. „Ihr müßt Euch jetzt trennen,“ sagte sie mit einem lieblich gebieterischen Ausdruck. „Denn von heute an wird ein ganz anderes Leben beginnen. Es ist schon halb acht Uhr, und um acht Uhr muß ja Cäsar in der Schule sein. Er hat sich vorgenommen, jetzt ungemein pünktlich in derselben zu erscheinen und niemals zu fehlen, denn er will noch zu Ostern in die höhere Klasse kommen. Mach Dich also zurecht, Cäsar, denn es wird Dir nicht mehr viel Zeit übrig bleiben.“

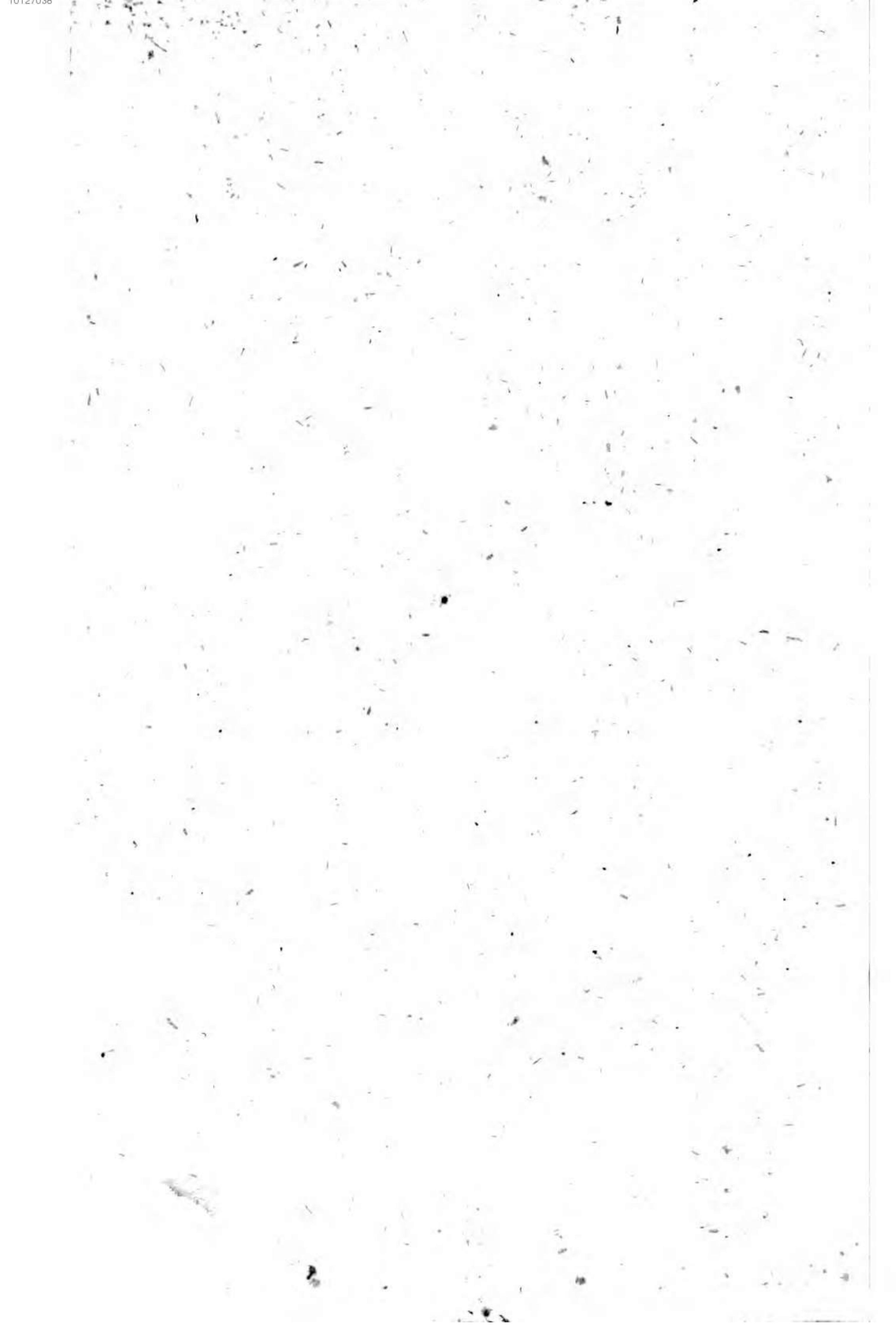
Cäsar zögerte keinen Augenblick, dieser Andeutung Folge zu leisten, sondern er begab sich auf sein Zimmer, nachdem er die Hände seines Vaters und Leonorens mit kindlicher Herzlichkeit gefüßt hatte.

„Und jetzt,“ rief Leonore mit einem fröhlichen und fast ausgelassen flingenden Ton aus, „jetzt habe ich auch so viel Muth gewonnen, meiner Malwine die Puppe zu geben, die ich ihr mitgebracht habe. Ich bin überzeugt, daß sie dieselbe jetzt aus meinen Händen empfangen und nach Herzenslust damit spielen

wird. Komm mit, Freund, um den Scherz der Be-
scheerung mit anzusehen.“

Lachend zog sie den sie träumerisch anstaunenden Brückmann mit sich fort, der mit seligem Lächeln, kaum wissend, wie ihm eigentlich geschehen war, an ihrem Arme hing.





22 - 50

— 50

5

30 - 26

